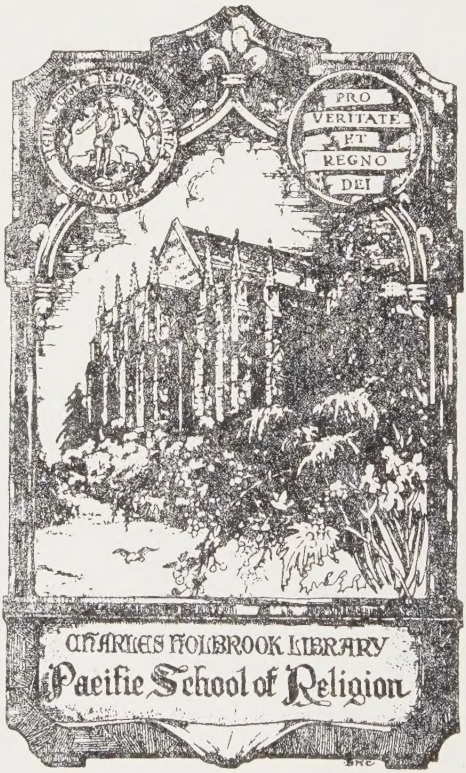
FRIEDRICH ZÜNDEL

JESUS


PRO
VERITATE
ET
REGNO
DEI
CHARLES HOLBROOK LIBRARY
Pacific School of Religion

Jesus

in Bildern aus seinem Leben

Von

Friedrich Zündel

Neue Ausgabe

1922

Chr. Kaiser, Verlag in München

CBPat

GOLDBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

BT
301
Z8
1922

99994

Alle Rechte vorbehalten.

Copyright 1922 by Chr. Kaiser, München

Buchdruckerei Albert Sighart in Fürstenfeldbruck.

Vorwort des Herausgebers.

Die Bücher Friedrich Zündels sind bei seinen Lebzeiten nur einem kleinen Kreise bekannt geworden. Es erlebte freilich sein Jesus-Buch kurz nach seinem Erscheinen eine 2. Auflage, aber bei ihr ist es geblieben und das Buch „Aus der Apostelzeit" ist in seiner 1. Auflage auch heute noch nicht vergriffen. Ja, noch mehr, die offizielle Theologie hat von seinen Arbeiten am Neuen Testament keine Kenntnis genommen. Das bedeutende Buch von Albert Schweitzer über die „Leben-Jesu-Forschung" nennt seinen Namen ebensowenig wie Weinel in seiner Schrift „Jesus im 19. Jahrhundert" und doch hätte man gerade bei Zündel das finden können, was die Theologie erst nach langen Umwegen wieder zu ahnen begann: Das sichere Gefühl für das Reale der Gottesreichsbotschaft und damit eine der Sache vielmehr angemessene Deutung der Evangelien, als sie die modernisierenden Jesusbilder geben konnten. Daneben hat Zündel eine stille, unbemerkte, segensreiche und folgenreiche Wirkung ausgeübt. Den Kreisen, die sich um Bad Boll scharten, gab er zusammenfassend ein Bild der biblischen Erkenntnis, wie sie in den beiden Blumhardt lebte. Lhotzky und wohl auch Johannes Müller haben in ihrer Art von ihm reiche Anregungen genommen und die Bewegung, die von Hermann Kutter befreit und befreiend ausging, hat ihre Auffassung des Urchristentums weithin Zündel zu danken. So kann es nicht Wunder nehmen, daß gerade heute, wo ein Verlangen nach neuerer tieferer Erkenntnis der Bibel sich regt, auch Zündels Bücher wieder verlangt werden. Seine Blumhardt-Biographie hat in den letzten Jahren in Deutschland Tausende von Lesern gefunden. Er selbst bekennt, daß sie im Sachlichen, und darum allein kann es sich doch nur heute handeln, eine Ergänzung erhält in seinem „Jesusbuch". Darin liegt ohne weiteres die Rechtfertigung dieser neuen Ausgabe.

Man drängt heute, der „historischen" Jesusbilder müde, nach der Erkenntnis der „okkulten Welt" der Evangelien; wer

danach verlangt, wird an Zündel nicht vorüber gehen. Er weiß wahrlich von dem „Verborgenen", aber er ruft von jeder Gnosis hinweg zur Bibel. Die Vielen aber, die voll Erwartung und Sehnsucht nach Boll und Möttlingen blicken, werden gerade durch* dies nüchterne, sachliche und gerade dadurch vom Geist zeugende Buch von jeder „Blumhardt-Renaissance" ebensosehr geheilt werden, wie vor jeder vorschnellen Pfingstbewegung. Daß Zündel durch alles Persönliche und Auffällige hindurch zum Ringen um die Erkenntnis der Gotteswelt kam, die ihm in der Sendung Blumhardts aufleuchtete, darin sehen wir den Wert seiner Bücher und ihre nicht veraltete, sondern erneute Bedeutung für unsere Tage. Daß er Abschließendes nach allen Seiten hin sagte, hat gerade er nicht gemeint. Darum geben wir sein Buch als ganzes, ohne da zu ändern, wo wir seine Auffassung nicht mehr zu teilen vermögen. Wenn das Ganze seiner Schrift Verständnis findet, dann wird sich der Leser von selbst bemühen, sich in die Bibel zu versenken. Wir geben daher den unveränderten Text der 2. Auflage des Buches (vom Jahre 1885). Die Orthographie ist der heute geltenden angepaßt, nur wo es sich um eine bezeichnende Eigenart handelt, ist auch diese beibehalten. Dagegen sind diejenigen Anmerkungen, die lediglich exegetische Einzelheiten betreffen, weggelassen. Der Fachmann findet sie in den Kommentaren von Hofmanns, dem Zündel wegen seiner „mikroskopisch-treuen Untersuchung des Urtextes" und seiner „Scheu vor aller nur phantastischen Mystik" als „großen Schriftgelehrten" folgte. Dagegen ist dem Buch ein ausführliches Stellenregister beigegeben. Es enthält nicht nur die im Texte ausdrücklich genannten Stellen, sondern gibt auch einen Ueberblick über alle irgendwie herangezogenen Stellen des Alten und Neuen Testaments. Bei der Herstellung dieses Registers und bei der Korrektur halfen meine Freunde Julius Stockmeier und Theodor Ellwein. Nun möge das Buch ausgehen, um den Dienst auszurichten, für den es einst geschrieben. Haben wir die Zeichen der Zeit richtig gedeutet, daß viele seiner warten, dann soll trotz der äußeren Schwierigkeiten die „Apostelzeit" bald folgen.

München, im Juni 1922.

Georg Merz.

Vorrede.

Die wunderbaren Hilfserweisungen des Herrn Jesu Christi, des lebendigen, welche der selige Blumhardt erfuhr und welche ja seither ferner erfahren wurden, warfen uns je länger je mehr ein helles Licht auf das, was uns von Jesu Erdenwirken erzählt ist. Sein ganzes einstiges Wirken trat uns lebendiger nahe, wurde uns verständlicher, und enthüllte sich uns in seinem großen innigen Zusammenhang als ein planvolles Tun zur Erlösung der Welt, das nicht aufhören will, bis es dieses Ziele erreicht hat. So erschienen uns auch im Lichte der Erfüllung, das uns umstrahlte, seine Taten als lauter Verheißungen, des Inhalts: So wie ich damals, „gestern" war in meiner Gesinnung gegen die Menschen und in meiner Macht, ihnen zu helfen, so will ich auch „heute und in Ewigkeit derselbe" sein.

Es war mir deshalb Herzenssache, das Bild Jesu, wie es die Evangelien mir im Lichte jener Erfahrungen darboten, möglichst wahrheitsgetreu, mittelst strenger Unbefangenheit im Studium der heiligen Berichte, zunächst für mich zu gewinnen; und um so lieber lege ich nun dasselbe der großen Gemeinde vor, als mir in der Biographie Blumhardt's meine bescheidene Aufgabe nur beschränkten Raum übrig ließ, meine Gedanken selbständig und im Zusammenhang darzulegen.

Das geschichtliche Bild Jesu wird heute leicht in seiner Richtigkeit beeinträchtigt durch unser Bestreben, es behufs größerer Verständlichkeit, Annehmbarkeit und Erbaulichkeit möglichst unserm heutigen Denken anzupassen. Dieser Gefahr gegenüber möchte ich mich an die Forderung Jesu halten: „Aendert e u e r n Sinn (nach dem meinigen, nicht den meinigen nach dem eurigen)!" Jenes Bild von Jesu suchte ich zu gewinnen, das etwa seine Jünger von ihm hatten, jene „Unmündigen, denen es der Vater geoffenbaret hat." Meine Schrift soll daher eigentlich nicht unmittelbar dem dienen, was man heute Erbauung nennt, sie wendet sich mehr an den Verstand. Aber alle

Erbauung hat ja doch nur dann innere Wahrheit, wenn sie sich gründet auf ihr einzig festes Fundament, auf die Erkenntnis Jesu Christi. Deshalb ringt auch Paulus (Col. 2, 2) für alle, die er es nicht persönlich lehren kann, daß sie erkennen das Geheimnis Gottes des Vaters: „Christum." Diesem Zwecke, Erkenntnis Christi zu fördern, möchte ich nach der wichtigsten Seite hin, der geschichtlichen, dienen.

Dieser dem Verstande dienende Zweck brachte es mit sich, daß ich je und je Berichtigungen zu unserer lutherischen Bibelübersetzung bringe, wie sie natürlich unter uns Theologen schon längst geläufig sind. Es stimmt dies einerseits zu dem Charakter unserer Zeit, in welcher alle Wissenschaften dem Laien einen offenen Einblick in die Werkstätte ihres Forschens bieten, und andererseits gewiß ganz besonders zu Luthers Art, den gerade seine Hochachtung der heiligen Schrift antrieb, mit höchster Anstrengung daran zu arbeiten, daß das Volk ihren wahren Sinn bis ins Einzelnste hinein inne werde, und den es gewiß freut, wenn wir an dieser seiner Riesenarbeit nun in den 350 Jahren seither ein klein wenig fortgearbeitet haben. Wo ich Schriftworte anders als Luther wiedergebe, geschieht es immer auf Grund des Urtextes, auch da, wo ich es nicht ausdrücklich erwähne. Erklärungen rein exegetischer Natur, besonders in den Anmerkungen, sind meist, auch wo es nicht gesagt ist, in freier Weise dem großen Kommentar v. Hofmann's entnommen.

„Beleuchten" wollte ich Jesum, wie er uns in den Evangelien geschildert ist, in Bildern seines Lebens in der Weise, daß je von einem Bilde ein Licht auf die andern fiele. Dieses Wort „beleuchtet", das auf dem Titel der ersten Auflage stand, wollte mehr nur die enge Begrenzung anzeigen, in der ich meine Aufgabe faßte. Wie z. B. ein Photograph uns die Schönheiten eines Schnitzwerks oder Reliefs oder dgl. ohne *jede weitere* Zutat einfach durch Beleuchtung aufschließt, so hoffte ich auf die von den Evangelien *gegebenen* Bilder je und je einen erklärenden Lichtstrahl fallen lassen zu können. Ich habe nun aber dieses Wort *gestrichen*, weil es nicht ohne meine Schuld *anders* verstanden wurde.

An Vollständigkeit des Bildes erstrebte ich nur das Notdürftigste, mich damit tröstend, daß ja ohnehin alles Erkennen Christi nur Stückwerk bleiben wird. Auf chronologische Fragen habe ich mich nur in Bezug auf den Anfang und das Ende des Wirkens Jesu eingelassen, wo allein vielleicht fester Boden zu gewinnen ist, und wo allein auch die chronologische Ordnung

eine höhere geistige Bedeutung hat. Im übrigen habe ich diese Seite so nebensächlich behandelt, wie sie offenbar auch von den Evangelisten behandelt worden ist. Ob das Viele, was manche in Bezug auf Zeitfolge der Geschichte im Leben Jesu herausgebracht zu haben meinten, auch wirklich sicher sei, möchte ich bezweifeln.

Möge Er, dessen Bild ich beleuchte, durch Seinen Geist dem Leser das, was ich etwa unrichtiges gesagt, als solches aufdecken, richtiges aber, auch wo es unzulänglich zum Ausdruck gebracht ist, in Sein helles Licht stellen, und über solche Partien, wo ich vielleicht zu streitbar geworden wäre, Sein mildes Licht des Friedens gießen!

Daß durch diese Schrift Er geehrt werde, das ist mein einziger Wunsch und eigentlich auch meine Hoffnung.

Winterthur, November 1884.

F. Zündel, Pfarrer.

I.

Bis zur Gefangennahme Johannes des Täufers.

Zeitlage und Zeitstimmung.

Es herrscht heute vielfach die Meinung, in den Zeiten Jesu, den ersten 30 Jahren unserer Zeitrechnung, sei die allgemeine Weltlage dem Auftreten des Christentums besonders günstig gewesen. Hätte man aber einem echten Israeliten jener Tage, so etwa einem Nathanael gesagt: „Jetzt wäre die Zeit günstig für das Auftreten des Messias oder doch eines großen Propheten" — er hätte wehmütig den Kopf geschüttelt und etwa geantwortet: „wenn du sagen willst, es wäre die höchste Zeit, dann hast du Recht, aber sonst nicht. Die Jahre, da noch ein Prophetenwirken möglich ist, sind gezählt und fliehen in Eile dahin."

In dem welttüchtigen, seine Ziele klar, rücksichtslos, konsequent und systematisch verfolgenden Rom hatte das gebildete Heidentum eine weltbeherrschende Spitze gefunden wie noch nie, und das schlimmreligiöse, stolz heidnische Prinzip, das dieser Macht zu Grunde lag, verkörperte sich gleichsam in der Familie Cäsar, jenen vermeintlichen Günstlingen der Gottheit Roms, als deren Stellvertreter auf Erden sie sich gebarten.

Für die unterjochten Völker war diese Unterjochung Roms selbst unter die Cäsar — weltlich gerechnet — eine Wohltat, aber für Israel und seine Hoffnungen eine um so größere Gefahr. Eine neue, glänzende, festgeordnete Weltzeit wollte anbrechen, der gegenüber alle Hoffnungen Israels, daß sein Gott es noch zum Lichte der Völker machen werde, als eitle Kindheitsträume verurteilt schienen.

Drohte die Weltlage in der Brust des Israeliten alle seine großen Hoffnungen zu ersticken, so bot sie ihm scheinbar dafür lockenden Ersatz, denn für niemand war die neue Welteinrichtung so günstig, wie für den rührigen, durch eine eiserne, strenge Erziehung geschulten Juden, dem schon der fast über die ganze damalige Kulturwelt verbreitete Synagogenverband auch eine geschäftliche Ueberlegenheit über die andern Völker gab.

So stand die Welt offen vor ihm und lockte ihn, das natürliche Geisteserbe seiner Väter, den hellen Blick und die Willensstärke geschäftlich zu verwerten und die „schöne Zeit", welche die Propheten in Aussicht gestellt, „geistig" (wie man oft heute zu sagen liebt), d. h. ins Materielle, auf das Geld zu deuten, und im Glanz seines Wohlergehens die Erfüllung jener Verheißungen zu sehen, oder wenigstens sich damit für die Nichterfüllung derselben gründlich zu trösten.

Eine andere Gefahr war, daß der Boden, den Gott für die geschichtliche Entwicklung des Heils geschaffen hatte, das selbständige Volksleben Israels, über kurz oder lang vom römischen Staatswesen überflutet oder verschlungen zu werden drohte.

So drohte eine wiederholte, aber diesmal endlose „babylonische Gefangenschaft"; zwar mußte nicht wieder Jerusalem nach Babel, aber Babel kam nach Jerusalem, geistig und politisch.

Schon waren die Juden unter fremden Herrschern, unter der Herodesfamilie, die durch die Gunst Cäsars und seines Hauses aus dem Dunkel des Gebirgsvölkleins Edom zum Thron erhoben worden, und bald auch — Judäa wenigstens — direkt unter Rom und dem Cäsar selbst. Nur im Religiösen war ihnen — dank der todesmutigen Zähigkeit, mit der sie für ihr Gesetz, für die Ehre Gottes einstanden — Freiheit und Selbständigkeit gelassen, eine Freiheit, die von ihnen in schöner, in der Weltgeschichte bisher einzig dastehender Weise dahin ausgebeutet wurde, daß das Volk, geographisch verschiedenen Fürstentümern angehörig, verschiedenen Herrschern unterworfen, freiwillig einer gemeinsamen geistlichen Oberbehörde untertan blieb, die im Namen Gottes nicht ohne Strenge regierte.

Die Grundlage für diese Behörde beruhte auf zwei heiligen Institutionen, einer uralten und einer neuern, nämlich dem Tempel und der Synagoge, die beide ihre amtlichen Hüter und Pfleger hatten, — der Tempel in den Priestern, die Synagogen in den Schriftgelehrten.

Der Tempel, in welchem Gott Seinem Volk nahe zu sein verheißen hatte, war das Herz Israels. Sein Gottesdienst war dem unsrigen nur teilweise verwandt, Predigt z. B. war demselben fremd. Er war seinem Wesen nach weniger eine Sache des Gefühls, als eine Sache des Rechts, eine Abwandlung der Rechtsverhältnisse zwischen Gott und Seinem Volke, in

ernster, hochheiliger, genau vorgeschriebener Weise, was aber — wie bekannt — auch Lobgesang mit aller Kraft der Musik und heiliger Volksfeste, die oft (wie das der Laubhütten) sehr fröhlicher Art waren, nicht ausschloß. Gerade letzteres Fest ermöglichte es auch, das Volk Israels aus allen Enden der Erde zu versammeln in einer Weise, wie dies sonst noch bei keinem Volke vorkam. Im Tempel, der dem Volke unzugänglich war, waltete der Priester. Zum Priester wurde man *geboren*. Wer (wie z. B. Jesus) nicht vom Hause Aarons war, durfte nie in's Heiligtum und hatte keine Möglichkeit, Priester zu werden. Der einzelne Priester war gewissermaßen nur Stellvertreter des *einen* Hohepriesters, der „die Missetat des Volkes auf sich trug", der „Israel vor Gott vertrat".

In der Priesterschaft hatte (so nimmt man heute an) zur Zeit Jesu eine Patriziergruppe die Herrschaft gewonnen, die ihre Herkunft vom „Hause Zadoks" herschrieb, einem Priestergeschlecht, dem die hl. Schrift (Ezechiel 44, 15) das Zeugnis der Treue gegen den Herrn auch in schweren Zeiten gab, und dessen Stammvater Zadok sich um das Haus Davids durch unverbrüchliche Treue verdient gemacht. Sie nannten sich Zadokskinder oder Zadducäer. Es war eine vornehme Art von Leuten, — gegen oben, gegen den jeweiligen Machthaber (der eben das Hohepriestertum zu vergeben hatte) geschmeidig, nachgiebig, gegen unten stolz, strenge, zurückhaltend. Von dem, was „auf dem Lande" vorging, nahmen sie kaum Notiz. Außerhalb Jerusalems begegnen wir ihnen nur in ganz seltenen, höchst begründeten Fällen. Vornehme Angst vor allem Schwärmerischen und Phantastischen einerseits und andererseits das Bedürfnis, auch mit der heidnischen Bildung, mit der ihre hohe Stellung sie in Berührung brachte, auf gutem Fuße zu stehen, dies leider mag die Ursache gewesen sein, warum ihre Ansichten (namentlich über das Jenseits) oft hart an Unglauben streiften.

Auf dem granitnen Bau dieses auf göttlicher Anordnung beruhenden unwandelbaren Tempelgottesdienstes erhob sich nun schlank und leicht der Oberbau einer freien menschlichen Institution zu weiterer Befriedigung des religiösen Bedürfnisses: — die Synagoge. Sie entstammt der Zeit der babylonischen Gefangenschaft, da der Tempel in Trümmern lag, und hatte im Laufe der Zeit eine ungeahnte Entwicklung erreicht. Die Synagoge ersetzte dem ferne Wohnenden wenigstens einigermaßen den Tempel; sie bot vielfach das, was uns heute die Presse bietet, und sie war der Herd der religiösen Gemeinschaft.

Durch sie wurde der Sabbath vergeistigt und erst recht zu seiner vollen Bedeutung erhoben; durch sie erlangte jeder Jude Kenntnis der hl. Schrift; durch sie wurde das Familiengefühl, das am Tempel mit seinen Festen das ganze Volk durchdrang, in der Zwischenzeit von der Ortsbevölkerung als lokales empfunden und gehegt und durch sie wurde die beständige Gebetsgemeinschaft des Volkes mit Gott, die im Tempel sich darstellte, dem Einzelnen in der Stätte seiner Heimat zum Bewußtsein gebracht. Durch sie war endlich auch dem edeln Bedürfnis des Höherstrebenden, religiös auf andere zu wirken, ein Feld der Tätigkeit eröffnet, das ja im Tempel jedem Nicht-Aaroniten unabwendlich verschlossen war. In der Synagoge war das Wort in einer Weise freigegeben, welche nachzuahmen unserer Kirche unmöglich und unerlaubt wäre, und die dann auch Jesu und den Aposteln in hohem Grade zu statten kam. Redner von Beruf und Lenker des Synagogengottesdienstes war der Schriftgelehrte.

Aehnlich wie unter den Priestern die Zadducäer, hatte unter den Schriftgelehrten eine Art geistiger Bund eine herrschende Stellung errungen: — der Bund der „Pharisäer" (der „Besondern", oder vielleicht der „Genauen, Exakten"). Mit außerordentlicher Zähigkeit und bemerkenswertem Erfolge suchten sie das Volk in den Schranken der heiligen Sitten und Anschauungen zu bewahren, leider — wie wir ja wissen — in sehr äußerlicher Weise. Ihre Idee war, aus dem Volke, das — wie sie (Joh. 7, 49.) sagten: „verflucht ist, weil es nichts vom Gesetz weiß" — ein Israel Israels abzusondern und zu organisieren, einen das echte Israel darstellenden Verein. Dieses Unterfangen war dem ganzen Geiste Israels, das sich von Gott immer als ganzes Volk angeredet und behandelt wußte, namentlich auch dem Geiste der Propheten völlig fremd. Jesus nannte diesen Versuch „eine Pflanze, die sein himmlischer Vater nicht gepflanzet habe", und spricht ihm deshalb alle Berechtigung und alle Zukunft ab. Der Schein übrigens, als stände bei i h n e n alles vortrefflich, scheint nicht nur sie, sondern das Volk im Ganzen (das sie hoch ehrte) beherrscht zu haben; sie galten als Muster eines echten Israeliten und wie schwer es für Jesus gewesen sein mag, gegenüber dieser selbstzufriedenen, vermeintlichen Bibelgerechtigkeit aufzukommen, vermögen wir uns kaum mehr vorzustellen.

Die Priester, unter denen die Zadducäer, und die Schriftgelehrten, unter denen die Pharisäer herrschende Stellung

gewonnen, — das waren die Hirten des Volks. Aus beiden hervor erhob sich eine Behörde, der hohe Rat oder Sanhedrin, zusammengesetzt aus (einundsiebzig) „Hohepriestern und Aeltesten". Im Zusammenhang mit der Zentralbehörde amteten zahlreiche Synedrien (von je sieben Mitgliedern) auf dem Lande („Rathäuser" übersetzt dies Luther Matth. 10, 17).

So lebte das Volk trotz der Fremdherrschaft nach seinen eigenen strengen, heiligen Gesetzen, und blieb bei aller Zersplitterung unter verschiedene Herrschergebiete seiner Einheit als Volk Gottes treu bewußt. Ja gerade, weil sie in ihrem heiligen Gesetze einen Ersatz fanden für die verlorene bürgerliche Selbständigkeit, mochten die wärmeren, lebendigeren Glieder des Volkes um so treuer, eifriger, anhänglicher demselben zugetan sein.

Man konnte sich, wenn man auf Israels innerste Bedeutung verzichtete, dabei befriedigt fühlen und sagen: das ewig bleibende ist das Gesetz, dem wollen wir uns widmen; das andere, die Verheißung, lassen wir liegen.

Es kam auch nicht wesentlich anders. Die Hoffnung blieb, aber sie führte gleichsam ohne inneren Zusammenhang mit dem Glaubensleben ein gesondertes Dasein. Jenes einheitliche, kindliche Bewußtsein des Zusammenhangs des Volkes mit Gott dem lebendigen, seinem Erlöser — es zog sich zurück in die Erinnerung an die Vergangenheit als Bibelglaube, und in Ausmalung der Zukunft als Messiaserwartung; für die Gegenwart aber, für das eigentliche Leben, hatte sich der ganze Israelitismus zum bloßen Gesetzestum verdichtet.

Wie diese Art „Gesetzes-Israelitentum" entstand, sowie seine Bedeutung im Lichte des Alten Testamentes, dies näher zu betrachten ist für das Verständnis des Wirkens Jesu von Wert. Seine Anfänge reichen zurück in die Zeiten der Wiederherstellung des Tempels nach der babylonischen Gefangenschaft, in die Zeit, wo mit dem letzten Propheten Maleachi die Weissagung verstummte und das Prophetenbuch sich unfreiwillig schloß. Es war eine Zeit raschen Verfalles, wie wir in jenem Propheten lesen, infolge dessen Gott als der Sich offenbarende unmißverständlich bis auf weiteres Abschied nahm (siehe Maleachi). Es kam nun eine Zeit in Israel, wie sie früher zwar auch oft dagewesen, aber nur vorübergehend, und dann jedesmal als „böse Zeit" erkannt worden war. Israel war ohne Selbstbezeugungen seitens des lebendigen Gottes, das „und Gott antwortete nicht", das einst als ein „Bann über Israel"

empfunden wurde, — es wurde Regel. „Unsere Zeichen sehen wir nicht und kein Prophet predigt uns mehr", so klagt vielleicht aus jener Zeit Ps. 74, 9.

Es war eine eigentümliche Lage: man war im Besitze der heiligen Schriften, die von dem ehemaligen Verhältnis Gottes zu Seinem Volke erzählten, man erquickte und stärkte sich daran, aber die Sache, von der hier erzählt wurde, hatte man nicht mehr. Man schickte sich allmählich darein, wozu wesentlich das mithalf, daß man das wahre Verständnis für jene heiligen Erlebnisse der Väter verlor. So war man in einem neuen Religionszustande des Gedächtnisses, statt des Habens. Im ersten Makkabäerbuche (9, 27; 4, 46; 14, 41) klingt das Heimweh nach der früheren Zeit durch, aber in einer Weise, die deutlich verrät, wie sehr schon das Verständnis für diese heiligen Dinge abgenommen hatte. Man hofft und hofft, es werde doch einmal wieder „ein Prophet" kommen. Aber wofür? Damit er Anordnungen über Kultus und Verfassung treffe! So sehr war der Schwerpunkt der Religion schon in den Gesetzeskultus verlegt, hinweg vom Leben, vom innern Wandel vor Gott. Und andererseits so hölzern waren schon die Begriffe von einem Propheten, daß sie meinten, wenn einer käme, würde er sofort allgemein „amtliche" Anerkennung finden! Als hätte nicht zu allen Zeiten das Gegenteil stattgefunden!

So bekam das Geistesleben Israels einen ganz neuen, dem Geistesleben, von dem die heilige Geschichte erzählt, fremdartigen Charakter.

Die Kindlichkeit und urwüchsige Kraft, mit der früher je und je das Volk im Großen ein Zürnen und Strafen Gottes an sich kommen ließ, Buße tat und das Angesicht Gottes suchte — sie war entschwunden; man lernte das große Tun Gottes entbehren und sich in das Ausbleiben desselben schicken; der Schwerpunkt verschob sich auf das eigene Tun, auf das Gesetz, auf eine — gerade weil dieser Lebenszusammenhang mit Gott unterbunden war — sehr äußerliche Moralität, die zugleich den Schwerpunkt des Glaubenslebens vom großen Ganzen weg in's Individuum, in die Person des Einzelnen verschob. Für jenes alte „Und Israel schrie zum Herrn" war so allmählich der geistige Boden abhanden gekommen, und damit auch die Kraft, die berechtigten Hoffnungen wirklich religiös eben „im Schreien zu Gott" im Herzen zu bewegen. Das Hoffen erstarb nicht, denn der Mensch hofft gern, aber es wurde vielfach geistlos; halb ein totes Wünschen, halb ein abergläubisches Spiel, sich die Zukunft auszumalen.

Die Hoffenden im Israel jener Zeit könnte man in drei Gruppen teilen: 1. das einfache Volk, 2. die Bibel- und Schriftgelehrten, 3. jene, die ich die „echten Israeliten" nennen möchte. Diesen Gruppen entsprächen dreierlei Hoffnung: Die Volkshoffnung, die gelehrte Hoffnung, die biblische Hoffnung.

Israel war nämlich durch zweierlei zum Hoffen angezogen: durch seine Geschichte und durch die Weissagung oder Verheißung. Das erste Moment, die Geschichte, durchdrang natürlich weit tiefer und unmittelbarer das ganze Volk, als das zweite, weshalb wir diese Art Hoffnung die Volkshoffnung nennen. Israel hatte in seiner ganzen, langen Lebensgeschichte immer wieder auf sein Schreien in der Not Hilfe von Gott erfahren und war also berechtigt, ja aus Dankesschuld verpflichtet, immer wieder solche zu hoffen. So hatte ihm Gott je und je Propheten erweckt. Darum hofften sie naturgemäß, endlich werde wohl wieder einer kommen, und je länger die Erfüllung ausblieb, desto eher redete man zuletzt nicht mehr von „einem" sondern von „dem" (Joh. 1, 21) Propheten, den man erwarte.

Israel hatte vor allem ein Anrecht, zu hoffen, daß ihm Gott seine nationale Selbständigkeit wiedergebe; das lehrte ihn der Auszug aus Aegypten, die Richterzeit, Sauls und Davids Siege, Hiskias Erfahrung, die Rückkehr aus Babel, kurz — von solcher Hilfe erzählte der größte und fast der schönste Teil seiner Geschichte. In der Makkabäerzeit war dieser Wunsch befriedigt, sie hatten einen Herrscher aus den Kindern Israels. Ob er aus dem Hause Davids sei oder nicht, war gewissermaßen mehr eine Sache zwischen Gott und dem Hause Davids, als zwischen Gott und dem Volke Israel; weshalb die in jener Zeit entstandenen Apokryphen von einer Hoffnung auf „Christus" nichts sagen. Aber als die Makkabäer der Herodesfamilie weichen mußten, da erwachte Wunsch und Hoffnung wieder (wie einst in der Gefangenschaft zu Babel) nach einem rechtmäßigen Herrscher, in erster Linie nach einem Herrscher aus Israel, aber dann noch mehr, nicht mehr nur nach einem wie die Makkabäer, einem gleichsam zufälligen, sondern einem von Gott erweckten und von Gott beglaubigten und eingesetzten. Dies ist es — glaube ich — was das Wort: „der gesalbte Fürst" (Daniel 9, 25) bedeutet; das Wort steht einfach im Gegensatz zu ungesalbten, d. h. zu unrechtmäßigen oder sonst bloß nach Weltweise — ohne Gottes besondere Bestimmung für Israel — zur Macht ge-

langten Fürsten. Dieses Wort „Christus", Messias (der Gesalbte), wurde aufgegriffen, und wurde der Gesamtausdruck aller Wünsche und Hoffnungen Israels.

In der Weissagung findet sich das Wort sonst nirgends; denn bei Jesaias 61, 1 wird der unbefangene Leser (zumal wenn er sich die erst später gemachte Abteilung in Kapitel wegdenkt) wohl kaum einen andern Eindruck bekommen, als daß Jesaias, nachdem er Kap. 60 die herrlichsten, gewaltigsten, „unglaublichsten" Dinge verheißen, nun gleichsam im gleichen Atemzuge fortfährt: Das dürft ihr mir glauben, das ist nicht meine Phantasie oder „poetischer Schwung" u. dgl., sondern: „Der Geist des Herrn ist auf mir, weshalb er mich gesalbet hat." Was er da ankündigt, das wird erst später erfüllt, aber der ankündigende ist **er**.

Ist das Wort „Christus" in der Hoffnungsbedeutung, die es erlangte, außer bei David sonst in der Weissagung nirgends zu finden, so doch um so viel mehr die Sache oder besser die Person, die dadurch bezeichnet wird. Denn dieses Hoffnungsideal ist es, in welchem die Hoffnungspredigt der Geschichte und diejenige der Weissagung sich berühren. Denn dem Ziele der Menschheitsgeschichte, das Gott sich gesetzt und das er uns in der Weissagung als Verheißung geoffenbart hat, diesem Ziele wuchs ja die heilige Geschichte bei aller Freiheit menschlichen Tuns, das auch Irrtum, Rückfall, Abfall nicht ausschloß, mit der Gewalt eines ihr innewohnenden Gesetzes entgegen. Ein solcher Herrscher, wie ihn die bisherige Geschichte zu hoffen berechtigte, war auch ausdrücklich verheißen, aber in einer Herrlichkeit und Größe, die alles, was Israel bisher erlebt, weit, weit übertraf. So berühren sich denn auch in diesem Namen „Christus" die naive Hoffnung des allgemeinen Volkes und die aus der Bibel genährte und geläuterte Hoffnung des tiefer denkenden Israeliten. Wenn später Petrus zu Jesus sagt: Du bist der „Christus", so sehen wir beides in diesem Bekenntnis vereinigt, in Jesu sieht er die Geschichte ebensowohl wie die Weissagung erfüllt. „In Dir gewinnt unsere heilige Geschichte das Ziel, nach dem sie rang und: Du bist der von der Weissagung Verheißene." Da nun der Name „Christus" schließlich in hervorragender Weise dazu gedient hat, die Wechselbeziehung zwischen Jesus und dem Alten Testamente auszusprechen, so sind wir berechtigt und verpflichtet, auf die Geschichte und die Bedeutung dieses Begriffs im Alten Testamente einzutreten.

Derselbe wurzelt in der eigentümlichen Wechselbeziehung, in welcher Gott zum Volke Israel stand. Des Israeliten Glauben und Hoffen hatte seinen Schwerpunkt nicht in seinem Einzel-Ich, sondern im Volke als Ganzen. Israel als Gesamtvolk war von Gott für eine hohe Aufgabe in's Dasein gerufen, ihm stand er nahe als sein Gott, es durfte ihn immer wieder als den Lebendigen und den Heiligen erfahren. Damit war von selbst einer heiligen Ordnung und Gliederung gerufen, durch welche dieses allgemeine Verhältnis Gottes zu seinem Volke dem Einzelnen vermittelt würde. Gott tat dies teils in fester Ordnung, teils in freier Weise durch seine Knechte, in erster Linie durch den Hohepriester und „seine Brüder," die Priester. Durch ihn und seine Genossen sollte jedes Einzelnen Stellung zu Gott immer wieder in ihrer Wahrheit und Heiligkeit gewahrt, erforderlichenfalls wieder hergestellt werden; so war er vor allem Vertreter der Gewissensgeschichte seines Volkes vor Gott. Allerdings vertrat er ursprünglich — dem Gesetze nach — Gott als den Oberherrscher überhaupt, aber nicht mit der Vollmacht eigenen, freien Ermessens, sondern nur als Uebermittler von Offenbarung. Und diese Offenbarung erstreckte sich — hierin wieder ganz dem Gewissen ähnlich — nicht auf neue Gedanken und Anregungen, sondern sie antwortete nur auf Fragen, die gestellt wurden, mit Ja und Nein.

Es lag in der Natur dieses heiligen Berufes, daß er seinem Träger keinen Raum bot, seine eigene Persönlichkeit frei zu entfalten und zur Geltung zu bringen. Daß dieses Amt — und zwar es allein regelmäßig und von Gesetzes wegen — mittels Salbung übertragen wurde, das hängt auch mit dieser seiner Natur zusammen; sofern sie gerade versinnbildlichte, daß die Bedeutung des Priesters nicht in dem liege, was er von sich aus sei, sondern in dem, was er als Amt überkommen habe. Die freie Lebensgeschichte Israels kam daher in ihm nicht zu ihrer Darstellung und Entfaltung, sondern sie gipfelte natürlicherweise im Fürsten (Richter, König); und als diese von Gott abwichen, und von Gott her mehr und mehr Israels äußere Geschichte hintangestellt und das geistig Wahrhaftige angebahnt wurde, in dem Propheten. Samuel vereinigte in freiester (denn er war nicht Hoherpriester, nicht einmal vom Hause Aarons, nur Levite) und geistigster Weise diese drei Erscheinungsformen des Hirtenamtes. Aber weder sein Volk noch auch sein Haus war dazu reif, daß dieses ideale Hirtentum eine bleibende Gestalt hätte annehmen können. Das Volk verlangte

einen Fürsten von ausgesprochen weltlichem Charakter (Laienregiment im Gegensatz zu Samuel).

Da befahl ihm Gott, den Jüngling Saul zum Könige zu „salben". Was bedeutet nun dies?

Die hervorragendsten bahnbrechenden Knechte Gottes wurden zu ihrem Dienste nicht von einem Andern gesalbt, sondern von Gott unmittelbar durch ausdrückliche Offenbarung berufen (Abraham, Mose, Samuel, Jesaias, Jeremias). *) Ursprünglich scheint die Salbung eine Uebertragung zu sein (von Moses auf Aaron, von Samuel auf Saul und auf den Knaben David, von Elias auf Elisa). Solche Uebertragung lag auch in Sauls Salbung durch Samuel, sie hatte aber einen über beide hinausreichenden Sinn. In der Salbung Sauls antwortete Gott auf des Volkes Forderung „eines Fürsten wie ihn die andern Heiden haben". Bejahend antwortete er, sofern er damit fortan dem Fürstentum einen bleibenden Wert zuerkannte, so daß es fortan eine bleibende Institution war, verneinend aber, indem er diesen Beruf als einen heiligen erklärte, der wohl oder übel unter seinem Einflusse stehen werde.

Diese Bedeutung der Königs-Salbung trat in helles Licht durch die derselben entsprechende Wahl Davids und durch Davids helles Verständnis für dieselbe. David, in schönem Sinne durch und durch Laiennatur, zum Beherrschen der rauhen Wirklichkeit angelegt, und doch durch und durch priesterlich, verstand es, daß Herrschen ein Gottesdienst sei, so heilig wie das Priestertum. Der heilige Charakter, die göttliche Bedeutung, welche das Herrscheramt in den Händen Samuels gewonnen hatte, konnte nun in David diesem Amte als bleibende Eigenschaft bestätigt werden. David würdigte und ergriff die göttliche Bedeutung der Salbung, sowie auch seine eigene göttliche Bedeutung, die ihm damit zugesagt war, voll und ganz. Er wußte sich durch sie von Gott dem Volke Israel zum Hirten bestellt, der fortan hiefür vor Gott verantwortlich und von Gott gesegnet ist. Von jener „Gesamtperson Israel" war er nun gleichsam das Herz; er war der Träger der Lebensgeschichte seines Volkes und der Aufgabe desselben. Um dieser Aufgabe willen, zu deren Lösung ein Menschenleben ja nicht hinreicht, war seine Berufung erst dann eine völlige und von bleibender Bedeutung, als ihm Gott dieselbe für sein ganzes Haus bestätigte. Neben dem Hause Aarons, das Gottes Bund

*) Daß es von Elias nicht erzählt ist, gehört zu der Einzigkeit dieses „Bürgers von Gilead".

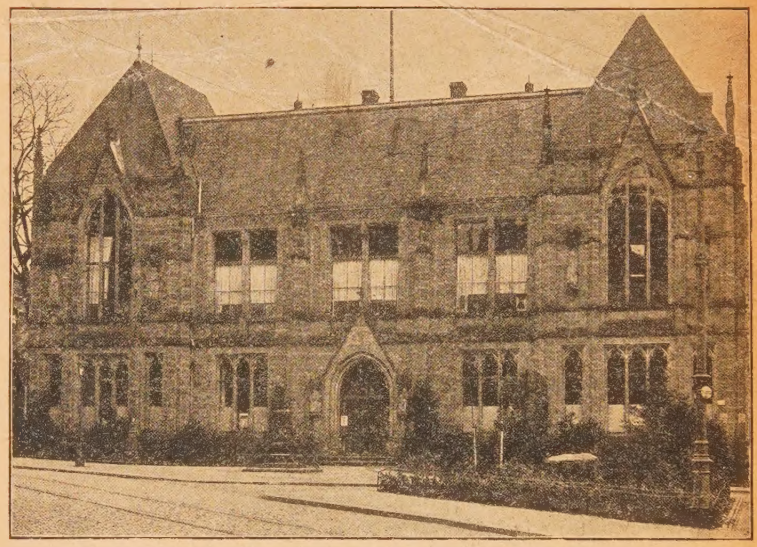
Geistliche Lieder.

Es wollt uns Gott genedig seyn
und seynen segen geben,
Seyn andlitz uns mit hellem scheyn
erleucht zum ewgen leben,
Das wyr erkennen seyne werck,
und was yhm liebt auff erden,
und Jhesus Christus heyl und sterck
bekand den heyden werden
und sie zu Gott bekeren.

So dancken Gott und loben dich
die heyden uber alle,
Und alle welt, die frewe sich
und sing mit grossem schalle,
Das du auff erden richter bist
und lest die sund nicht wallten,
Deyn wort die hut und weyde ist,
die alles volck erhallten,
Ynn rechter ban zu wallen.

Es dancke Gott und lobe dich
das volck ynn gutten thatten,
Das land bringt frucht und bessert sich,
deyn wort ist wol geratten.
Uns segen vater und der son,
uns segen Gott, der heylig geyst,
Dem alle welt die ehre thun,
fur yhm sich furchten allermeyst.
Nu sprecht von hertzen Amen.

Aus „Luthers Werken" in Meyers Klassiker-Ausgaben
(Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien)



Hildesheim: Ansicht des Roemer-Museums.

Hildesheim verdankt seine Hauptblüte im Mittelalter dem Bischof Bernward († 1022). Als Hansestadt kam es in schwere Fehde mit seinen Bischöfen, wurde als protestantische Stadt 1632 von den Kaiserlichen genommen, kam 1802 an Preußen, 1807 an Westfalen, 1813 an Hannover, 1866 an Preußen. Von seinen reichen Kunstschätzen gibt das 1845 vom Senator Roemer gegründete Museum in einem geschmackvollen Neubau beredtes Zeugnis.

Gedenktage: 1769 * Der Dichter Ernst Moritz Arndt in Schoritz auf Rügen († 1860) — 1805 Friede zu Preßburg zwischen Napoleon I. und Franz II. — 1896 † Der Physiolog Emil Du Bois-Reymond in Berlin (* 1818).

Unser größtes Vaterland ist Himmel und Erde, unser großes Europa, unser kleines Deutschland. Wer sein kleines nicht liebt und verteidigt, ist des großen und größeren nicht wert und wird es nimmer gewinnen. E. M. Arndt.

Dienstag

Sonne: A. 8^{13}, U. 3^{48}

Bemerkungen.

26

Zweiter Weihnachtstag

Prot. u. kath.: Stephanus

Dezember

Mond: A. 12^{3} N., U. —
1. Viertel, Mond in Erdferne

Bemerkungen

Riesengebirge, Isergebirge, die Gebirge der Grafschaft Glatz und Altvater. 19. Aufl. Mit 29 Karten und Plänen sowie 2 Rundsichten. Gebunden. (Meyers Reisebücher.)

mit Israel verwaltete, ja der innersten Bedeutung nach über dasselbe erhob sich nun das Haus Davids als Träger einer göttlich-menschlichen Geschichte auf Erden. Hier nun setzt ein Zweites ein, das uns Licht gibt über die Bedeutung des „Gesalbten des Herrn." Glaubt und hofft der Israelite nicht für sich allein, sondern für sein Volk als Ganzes, so ist er über das Schwinden seiner Tage, über das flüchtige Heute erhaben. Israel als Volk stirbt nicht und ebenso ist sein irdisches Haupt, „der Gesalbte des Herrn," ihm, dem Volke, so wie auch dem jeweiligen Träger dieses Namens selbst, eine bleibende, über den Wechsel der Zeiten erhabene Macht. Dies nicht nur so, wie es in beschränkterem Sinne jedes Volk und jedes Herrscherhaus von sich denkt, sondern in einzigartiger Weise. Israel ist von Gott berufen, ja erschaffen, als Sein Knecht, um durch denselben das Heil der Völker, eine neue Zeit, eine Gotteszeit anzubahnen; darum sieht Israel in der Zukunft nicht Untergang, sondern Sieg, Sieg Gottes auf Erden. Und indem das Haus Davids oder der „Gesalbte des Herrn" Träger dieser Aufgabe wird, wird ihm auch jener Ewigkeitscharakter zu eigen. Israel wird, so lange es heilig und gut mit ihm geht, beständig seinen „Gesalbten des Herrn" haben. So sieht es in dem jeweiligen Träger dieses Namens mehr nur den Repräsentanten einer idealen ewigen Person, durch welche Gott Seine Sache zum Siege führen wird. Was Gott dem jeweiligen lebenden Gesalbten (z. B. Ps. 2) zusagt, das gilt nicht ihm als einzelner zeitlicher Erscheinung, sondern dem Gesalbten des Herrn überhaupt. So waltet dieser „Gesalbte des Herrn" durch den Wechsel der Zeiten hindurch in Israels Geschichte als eine dauernde Macht, an welche der glaubende Israelit all seine Hoffnungen und Wünsche für das große Ganze knüpfte. Ps. 89 spricht ernste Zweifel aus am endlichen Heil der ganzen Welt (V. 48.), wenn Gott Seinem Gesalbten (offenbar nicht bloß den damaligen einzelnen, sondern dieser Gottesinstitution überhaupt) die verheißene Hilfe entziehe.

Es liegt im Wesen dieses gleichsam ewigen Amtes, daß es einem Inhaber rief, in welchem seine Idee sich voll verkörperte, einem vollkommenen, der die Aufgabe vollführen und eben darum auch der Letzte sein wird. Hierin nun reicht die Geschichte mit dem Gesetze ihres Wachstums der Weissagung die Hand.

Wie dachte sich der Israelite jene ideale ewige Gestalt des Gesalbten des Herrn? Unser heutiges Denken dächte etwa einfach an eine in allem Wechsel bleibende Institution; und

wenn wir darunter eine göttliche Einsetzung denken, die nur große, wirkliche Tatsachen setzt, so wäre damit wenigstens eine Seite dieses Begriffes ausgesprochen, wie es Ps. 2, 6 heißt: „Ich habe meinen König gegossen“ (von Luther schön mit „eingesetzt“ verdeutlicht), was auch auf eine bleibende unwandelbare Form im Wechsel der Einzelerscheinungen hinweist. Aber die Fülle des Begriffes ist damit nicht erschöpft. Wir wissen heute, daß jener „Letzte,“ der vollkommene „Gesalbte des Herrn,“ Jesus, älter ist als alle seine Vorgänger, daß also jener ideale Gesalbte nicht nur eine Idee, sondern eine hinter dem Schleier der Sichtbarkeit waltende Person war. Das wußten die Israeliten allerdings nicht, denn es ist nicht die Art des Göttlichen, Heiligen, vor der Zeit und ohne Veranlassung hervorzutreten oder sein Vorhandensein anzuzeigen. Aber keimartig, und nach Gottes Weise in einer den Auserwählten durchsichtigen Verhüllung war ihnen diese Wahrheit doch schon anvertraut, namentlich wenn in Ps. 110 ein Gesalbter des Herrn, ein König, von dem redet, was der Herr zu seinem Herrn, d. h. zu jenem idealen Gesalbten gesagt hat. In Micha 5, 1 ferner wird von dem, der da kommen soll, nicht etwa gelehrt, sondern als bekannt vorausgesetzt, daß seine Ausgänge von Anfang und von Ewigkeit gewesen.

In der Hoffnung auf einen idealen Gesalbten des Herrn, „dem Gott die Heiden zum Erbe gibt und der Welt Ende zum Eigentum“ (Ps. 2) berührt sich die Hoffnungspredigt der Geschichte mit derjenigen der Weissagung; denn auch letztere verheißt einen Sieger aus Davids Hause, der die bisherige Bedeutung der Dinge abschließt, das ewige Königreich Gottes aufrichtet. „Messias,“ Gesalbter, nennt sie, die Weissagung, ihn natürlich nie, so lange es noch einen Gesalbten des Herrn gab, sondern erst in Daniel. Von da an wurde es der Ausdruck der Sehnsucht nach einem Wiederaufleben dieses Gottesamtes und zugleich nach dem Erscheinen des verheißenen Herrschers. So brachte dieses eine Wort die nächstliegende Sehnsucht des Volkes nach einem gottbeglaubigten Herrscher in helle und klare Beziehung mit den höchsten Zielen der Weissagung; bot ein Band zwischen der letzteren und den praktischen Bedürfnissen der Gegenwart und diente dazu, die aus der schlimmen Lage der Zeit hervorgehenden Wünsche und Hoffnungen zu verklären. Hieraus begreift sich's, wie allmählich der Name Messias, Christus, in welchem die schlichte Volks-

hoffnung sich verkörperte, als Bezeichnung für den aufkam, welchen Gott den Vätern verheißen hatte.

Freilich, jener verklärende Einfluß war nur teilweise wirksam. Auch die auf die Weissagung gegründete Hoffnung, die Hoffnung der Bibelfesteren, war gar nicht immer rechter Art. Ich möchte sie, soweit sie eine bloß menschliche, unheilige war, zum Unterschied von der bloß aus der Geschichte geschöpften, die gelehrte Hoffnung nennen. Man faßte die Weissagung fast mehr als Wahrsagung als ein Handbuch der Geschichte der Zukunft auf und glaubte genau herausbringen zu können und zu wissen, wie alles werde kommen müssen; die großen Gesichtspunkte aber, zu deren Verständnis ein Herz für Gott und für die Menschen erforderlich ist, wurden vollständig außer Augen gelassen; woher es denn auch kam, daß die Gelehrtesten dieser Zukunftsgelehrten mitten im heiligsten und gewaltigsten Geschehen der Erfüllung von alledem nichts merkten, ja gleichsam beständig gegen dasselbe protestierten, weil es mit ihrem „Handbuch der Geschichte der letzten Zeiten" nicht stimme. So hatten sie ein vermeintlich genaues Bild der „letzten Zeiten" und meinten auf ein — ich weiß nicht wie mechanisches — Eintreten derselben zu warten und zu hoffen, konnten sich aber mittlerweile mit dem gewöhnlichen „ordentlichen" Gang der Dinge befriedigen und trösteten sich ihrer Gesetzesbeflissenheit.

Aber die breiten Lettern der Weltgeschichte erzählen uns gewöhnlich das Heiligste, Lebensvollste, Zukunftsreichste je einer Zeit nicht. So auch hier. Neben jenen Klassen, die wir die „unzulänglich hoffenden" nennen möchten, gab es noch andere schlichte, bescheidene „echte Israeliten", die in aller Einfalt Aehnliches wie das, was ihnen die hl. Schrift erzählte, wieder zu erleben wünschten, eine Wiederkehr der Gnaden Gottes, neue Bezeugungen Gottes als des Lebendigen, heilige Geschichte, die wieder wert wäre, in die heiligen Bücher eingetragen zu werden und denselben neue Blätter beizufügen. Wie gar anders erquickten sich wohl die an den Weissagungen, wie ganz anderes lasen sie darin! Der Geist, der dieselben geschrieben, waltete in ihnen. Was fanden sie? Was ist es eigentlich um jene „Hoffnung Israels?" Dies möge das folgende zeigen.

Die biblische Hoffnung.

Das Bestreben, die Hoffnungen jener echten Israeliten zu verstehen, wird uns auch dazu dienen, unsere Auffassung der Weissagungen des Alten Testamentes von einer Einseitigkeit zu befreien, in die sie vielfach geraten ist. Es war kein geringerer als Luther, der uns auf diese Bahn geführt hat. Als er die hl. Schrift wieder aus dem Staub hervorhob und — mit teilweise noch dürftigen Mitteln — nun auch die Weissagung zu verstehen versuchte, da legte ihm sein gesunder, praktischer Sinn einen Grundsatz nahe, der für den Anfang äußerst dienlich war, um Licht in die Sache zu bringen und um vor unfruchtbaren Deutungen zu bewahren, den Grundsatz nämlich: Die Weissagung aus der im Neuen Testament verzeichneten Erfüllung und insonderheit aus der Person Jesu heraus zu erklären.

Das war eine große Erleichterung, ähnlich wie wenn man einem Schüler zu einer Rechnungsaufgabe zugleich das Endergebnis mitteilt. Es birgt aber auch eine ähnliche Gefahr in sich. Es verhindert, die Weissagung frei und unbefangen in ihrer vollen Ursprünglichkeit auf sich wirken zu lassen. Es tritt dadurch beides, das Leben Jesu einerseits und die Verheißung andererseits, in helleres Licht, und gewinnt wieder voll und ganz die ihm gebührende Bedeutung, die ihm sonst geschmälert ist. Der volle Ernst der Arbeit Jesu wird erst erkannt, wenn wir ihn darum ringen sehn, daß die Dinge werden; wenn es in unsern Augen nicht schon von vorneherein, vor ihm und ohne sein Zutun, ausgemacht ist, wie es kommen soll. Dieser Ernst seiner Arbeit tritt heller ins Licht, wenn wir sehen, wie er zwar in der Weissagung sich die Ziele und Aufgaben gestellt sieht, wie aber die Erreichung und Lösung derselben Sache seines freien Ringens ist.

Die Verheißung aber tritt gerade in ihrem wichtigsten Teile, in demjenigen, der noch nicht erfüllt ist, wieder in ihre vollen Rechte ein, wenn wir uns nicht mehr zu der ebenso willkürlichen als künstlichen Annahme zwingen, sie sei „im Wesentlichen" durch das Kommen Jesu und durch seine Lebensgeschichte bis zur Himmelfahrt und zum Pfingsttage erfüllt, und darum seit 1800 Jahren erledigt. (So dachte z. B. ein Petrus [2 Petri 1, 19] nicht.) Wir werden inne, daß noch weit mehr

und Größeres, als bis heute geschehen ist, durch Jesus erfüllt werden muß. Seine Lebensgeschichte ist noch nicht zu Ende; er arbeitet fort und erwartet von uns Mitarbeit im Glauben an ihn und an die Verheißung und in sehnendem Hoffen auf die Erfüllung derselben.

Stellen wir uns nun auf den Standpunkt jener hoffenden Israeliten, denen jenes Erklärungsmittel, „die geschehene Erfüllung", noch nicht zu Gebote stand! Wir werden dann nicht nur die Weissagung, sondern auch die (großenteils mit Recht als Erfüllung bezeichnete) Geschichte Jesu unbefangener und je eins vom andern unabhängiger beurteilen.

Die Weissagung, wie sie das Alte Testament fast vom ersten Blatte an durchzieht, entspringt einem heilig väterlichen Verkehre Gottes mit dem Menschengeschlechte durch Seine Knechte und faßt das ganze Menschengeschlecht aller Zeiten zu einer Person, seine Geschichte zu einer Lebensgeschichte mit klarem, großem Ziele zusammen. Dieser helle von Gott gewährte Ueberblick bis in die fernste Zukunft ist etwas so Großes, daß wir begreifen, wie Gott z. B. dem verzagenden Volke der babylonischen Gefangenschaft dies in Erinnerung bringt und dabei auch das Vorausverkündigen von Künftigem als etwas, das nur Er tue, betont. Aber in jenen Worten hat sich Gott wunderbar auf den menschlichen Standpunkt herabgelassen; will Er doch damit ja fast den Beweis führen, daß Er Gott sei und sonst keiner mehr. An und für sich ist „Vorhersagen von Künftigem" nicht das zutreffendste Wort für die Weissagung. Es stellt Gott abhängig hin vom Geschehen, als wäre Er nicht die Ursache des Geschehens, als bliebe Ihm nur das, daß Er's vorher weiß. Die angebliche Wahrsagung steht auf diesem Standpunkt. In ihren Augen geschieht alles was geschieht nach einem „Schicksal", das gleichsam wie ein vorgeschriebenes Buch der künftigen Geschichte bestände; und sie, die Wahrsagung, vermeint darin lesen zu können.

Die göttliche Weissagung ist anders, ist natürlicher, heiliger, einfacher. Sie besteht aus zweierlei; der Hauptbestandteil ist die Verheißung, ein Nebenbestandteil die Vorhersagung.

Die Verheißung ist eine Art, über die Zukunft etwas auszusagen, die auch unter uns Menschen natürlicherweise vorkommt; auch unter uns ist sie ein ergiebiges Mittel, einerseits die Zukunft schon auf die Gegenwart einwirken zu lassen, anderseits die Verwirklichung des als künftig Festgesetzten anzu-

bahnen. Die Verheißung ist Gottes dem Menschengeschlechte dargebotene Hand; es kann, wenn es will, sie erfassen. Sie ist es, was oft (z. B. Jesaias 40, 8) im Besonderen Gottes Wort genannt wird, ganz wie wir sagen, „ein Mann ein Wort" (Wort = Versprechen). Dieses Wort Gottes ist ein Guthaben der Menschen, dessen Wert für sie immerhin davon abhängt, wie viel sie diesem Worte Glauben schenken.

Dieses „Wort" beansprucht nicht, das freie Tun der Menschen nach Art eines eisernen Schicksals zu bestimmen, es ist den Menschen zur Verfügung gestellt; es treibt und drängt wohl im Stillen zur Erfüllung, aber es zwingt nicht. Das Verheißungswort über Salomo z. B. wird als „schlafend" dargestellt, wenn Salomo sich bewährt, dann wird es Gott „erwecken."

Deswegen, weil zur Erfüllung auch der andere Teil, der Mensch, mitwirken muß, und weil dieser Teil sehr unzuverlässig ist, deswegen vornehmlich ist noch eine andere Art Weisfagung dienlich und erforderlich, die Vorhersagung, die sich ganz besonders auf die Hindernisse bezieht, die der Mensch der Erfüllung der Verheißung in den Weg legen wird. Sie soll die jeweilige bevorstehende Verzögerung der Erfüllung oder scheinbare Nichterfüllung der Verheißung in's rechte Licht setzen.

Was ist nun der Inhalt der Verheißung, der Gegenstand der Hoffnung Israels?

Zwei große Dinge sind der Inhalt der Verheißung:

1. Ein großer Sieg der Sache Gottes auf Erden,
2. Ein Sieger, durch den jener Sieg wird.

Es liegt in der Natur der Sache, daß das erste, der Sieg, im Vordergrunde steht, — er ist der beabsichtigte Zweck; das zweite, der Sieger, ist das Mittel, wodurch dieser Zweck erreicht werden soll.

Schon in der ersten Verheißung, der wir in der Bibel begegnen, in dem Worte Gottes an die Schlange (1. Mose 3, 15) ist dieser Sieg in seiner ganzen Größe versprochen: ein endlich mit Schmerz und Todesgefahr errungener, voller Sieg des Menschen über die Schlange. Hat die Schlange den Menschen überlistet und überwunden, ihn zum Abfall von Gott verleitet und an sich gekettet, hat sie „Feindschaft gestiftet zwischen Gott und dem Weibe," so will Gott dem Menschen zu Hilfe kommen und entgegen diesem in sein Fleisch gelangten Gottesfeindschafts-Gift eine Schlangen feindschafts-Kraft in dessen Geist

einpflanzen — „Feindschaft setzen zwischen der Schlange und dem Weibe"; ein Kampf soll beginnen, der mit vollem Siege des Menschengeschlechtes, mit Vernichtung der Verführungsmacht, jener Werberin für's Todesreich, endet. Daß ein Einzelner diesen Sieg erkämpfen werde, ist hier noch nicht gesagt, wenn auch nicht ausgeschlossen.

Wiedergutmachung des Sündenfalls, volle Versöhnung mit Gott, Wiederherstellung der Schöpfung in den Urzustand, „wo alles sehr gut war", das ist die große Aufgabe, die sich Gott gesetzt hat, und die er hier als Verheißung an die Spitze der Bibel stellt, ja die eigentlich schon im ersten Worte der Bibel: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde", begründet ist. Eine göttliche Ordnung der Dinge, wo Sünde und Tod verschwunden und die Menschheit, mit Gott versöhnt, in volle Gemeinschaft Gottes gestellt ist, das ist das Ziel, auf welches Gott hinarbeitet, und zwar als auf etwas, das nicht jenseits der Weltgeschichte einzutreten habe, sondern das diese Weltgeschichte abschließen soll; ja, diese Arbeit Gottes ist der einzige fruchtbare Inhalt der Weltgeschichte; sie ist auch der Inhalt der Bibel, welche darum Israels Geschichte erzählt, weil in derselben der einzige, echte Fortschritt, nämlich der Fortschritt auf dieses Ziel hin zu finden war. Dieses Ziel und Gottes Arbeit auf dasselbe hin — das ist das Christentum, wenn wir unter Christentum nicht bloß eine gewisse Beschaffenheit einzelner Menschen, sondern das große Tun Gottes verstehen wollen.

Es ist klar, daß schon diese erste Verheißung weit mehr verspricht, als bis heute erfüllt ist.

Aehnlich wie mit dieser ersten Verheißung verhält es sich mit der Abraham gegebenen 1. Mose 12, 1 ff.: „in dir (später: „durch deinen Samen") sollen alle Völker, alle Geschlechter auf Erden gesegnet werden". Das Endziel ist dasselbe, ein Segen für alle Geschlechter; das Werkzeug, durch welches das Ziel erreicht wird, ist schon umschrieben als ein Volk, ein großes Geschlecht, aber noch nicht eigentlich als eine Person.*)

*) Das will nicht im Widerspruch zu Galater 3, 16 ff. gesagt sein. Der Same Abrahams wird — das liegt in der Natur der Sache — diese seine Aufgabe nicht in zufälliger Zersplitterung lösen, sondern als ein gegliedertes Ganzes durch seine geschichtliche Entwicklung, und nachdem Paulus nun die Erfüllung erlebt, wie sich die Geschichte dieses Volkes in dieser seiner geschichtlichen Aufgabe in einer Person, dem Heilande, gipfelte, hatte er volles Recht, jene Verheißung speziell auf den Heiland zu beziehen.

Dieses Ziel nun tritt in der Weissagung der Propheten, namentlich Jesaias 2, 40—66, aber auch sonst, immer heller, größer und ausgebildeter in den Vordergrund aller Verheißungen; — eine schöne Endzeit, ein Uebergang zu einem rein göttlichen Stande der Dinge wird da verheißen, eine Zeit, die nicht in sagenhafter Plötzlichkeit, sondern menschlich, geschichtlich, wenn auch wunderbar und schnell eintreten und das Größte bringen wird. Für dieses Ziel fand der Heiland den Namen, er nannte es das Reich oder eigentlich die Königsherrschaft Gottes.

Ist dieses Ziel der eine Brennpunkt der ganzen Bibel, so ist der andere Brennpunkt der Heiland, oder das Gottes-werkzeug, durch welches dieses Ziel endlich wird.

Mehr im Hintergrunde als jener erste Gedanke vom Ziel, aber doch immer deutlicher und deutlicher tritt in der Weissagung das Bild hervor von einem, uns von Gott geschenkten Wunderkinde, näher einem Sohne Davids, der in königlicher Weise jene neue Zeit heraufbringen und verwalten wird.

Hier nun, wo uns schon die Erfüllung in die Weissagung hineinstrahlt, wollen wir uns dessen erinnern, was wir über das Verhältnis von Erfüllung, Verheißung und Weissagung zu einander gesagt haben.

Wenn der Heiland sich durch die Not seines Leidens mit dem Worte: „wie würde sonst die Schrift erfüllt!“ hindurchkämpft, so schwebt ihm wohl mehr die Verheißung vor, als die Weissagung. Weniger darauf war er bedacht, daß man einmal sagen müsse, wie ist doch alles so pünktlich eingetroffen, als vielmehr darauf, daß alle Bedingungen, von denen das endliche Eintreten des Verheißenen abhängt, erfüllt werden. Ueber diese Bedingungen aber gab ihm allerdings die Weissagung Licht. Diese Weissagung nun tritt, wie wir gesagt, seltener als direkte Rede Gottes auf, sondern es sind Lichtblicke des heiligen Geistes, die dem Propheten wurden, oft Ergebnisse oder Schlußfolgerungen aus dem bisherigen Gang der Dinge oder auch aus den eigenen Erlebnissen des Propheten.

In diesem Sinne ist auch alle heilige Geschichte an und für sich, auch wo die Erzählung dies nicht sagt, weissagend, sofern in dieser der Charakter sich zeigt, den die fehlerhafte, oft gar gottfeindliche Beschaffenheit des Menschen dem Kampf um's Reich aufprägt. Wie es einem Abel, einem Noah (nämlich daß man nicht auf ihn hörte) einem Joseph, Moses u. s. w. erging, so wird's auch dem ergehen, der den Kampf schließlich

zum Siege durchführt. Was ein David laut Psalm 22 und Psalm 41 erlitten, das wird auch jener durchmachen müssen, auch wenn dies in jenen Psalmen mit keinem Worte sollte angedeutet sein; aber nicht nur das, sondern weil dieser letzte Sieger die Hauptperson ist, auf die alles hinzielt, und jene früheren nur leise Ansätze sind zur Zeichnung dieser großen Gestalt, so verhält sich's eigentlich umgekehrt: nicht ihre Leiden spiegeln sich in den seinen ab, sondern die seinen rückwärts in den ihrigen, wodurch z. B. die Psalmen wieder einen bewußt prophetischen Hauch bekommen. So ist die Weissagung gewissermaßen *wider* die Verheißung, sofern sie die *Hindernisse* andeutet, die der Erfüllung der Verheißung sich entgegenstellen werden.

Darin liegt begründet, daß die Weissagung vor oder für Gott gleichsam nicht diese bindende Kraft hat, wie die Verheißung und darum auch von Gott nicht so laut und unmittelbar ausgerufen wird, wie jene; sie ist umgekehrt unbestimmt gefaßt, in Geheimnis gehüllt, gleichsam versiegelt, und jener deutliche Zusammenhang mit der Verheißung, in welche wir sie nun nach der Erfüllung in so zu sagen schulmäßiger Genauigkeit zu bringen verstanden, der durfte vor der Erfüllung niemandem offenbar sein. Es durfte ja nicht sein, daß Gott seinen herrlichen Verheißungen die Klausel anhänge: „Aber ihr werdet's dann so und so machen" als müßte man's dann so machen. Gott will nicht die Menschengeschichte zwangsweise gestalten und regieren; aber in der Tat: — durch solches Vorherwissen der Menschen und Gebundensein an dieses Wissen wäre ja jede echte Geschichte unmöglich gemacht. Während man von der Verheißung sagen kann, sie soll und muß erfüllt werden, kann man von der Weissagung, wenn sie erfüllt ist, zwar sagen, „es *mußte*", aber kaum, „es *sollte* so kommen." „Wenn sie erfüllt ist;" aber sie besteht, namentlich wo sie Androhung ist, nicht einmal auf der Forderung, *daß* sie sich erfülle, und oft gilt von ihr Hieronymus' schönes Wort: „praedicit, non *ut* veniat, sed *ne* veniat"(Gott kündet an, nicht damit es *komme*, sondern damit es *nicht* komme). Helles Licht darüber gibt Amos 7.

Den Gegensatz, in welchen Verheißung und Vorhersagung oft, infolge der Verschiedenheit ihrer göttlichen Bestimmung, zu einander zu stehen kommen, sehen wir von Matthäus dargestellt. Jesus konnte und *sollte* als Davids Sohn aufwachsen. Er war der Gottesstadt Jerusalem anerboten, als in Bethlehem geboren und dort himmlisch

beglaubigt; aber — es kam anders, es kam wie es mußte, wie von ihm geweisſagt war, er wurde ein „Nazarener", das heißt ein Geringſtgeſchätzter, ein von Anbeginn mit dem Merkmal der Unbedeutendheit Behafteter. Er konnte und „ſollte" von Jeruſalem als Meſſias anerkannt werden, dazu zog er mit möglichſter Deutlichkeit an die Verheißung (Sacharja 9, 9) erinnernd in Jeruſalem ein, aber es kam anders: die Tochter Zion, ſtatt zu jauchzen, kreuzigte ihn und doch kam es, wie es (nach der Weisſagung) „mußte."

Ein deutliches Beiſpiel für dieſe unſere Betrachtungen iſt Jeſaias 53. *)

Wir wiſſen jetzt — nach der Erfüllung — auf's gewiſſeſte und klarſte, daß es auf den Heiland geht, aber in der Stelle ſelbſt fehlt jede Andeutung (die doch ſo nahe gelegen wäre!), daß die Perſon, um die es ſich handelt, eine und dieſelbe ſei mit Jeſaias 7—12 verheißenen Königsſohn; ja die Bezeichnung „mein Knecht", „Knecht des Herrn" wird in jenen Kapiteln ſo verſchieden gebraucht, daß die Frage des Kämmerers aus Mohrenland, „von wem redet der Prophet, von ſich ſelbſt oder von einem andern" gewiſſermaßen begreiflich iſt und noch heute manche Gelehrte beſchäftigt. Dem Propheten iſt in jenen Kapiteln Licht geworden über die göttliche Bedeutung des Prophetentums und in jenem Kapitel 53 über die verborgene Bedeutung der Leiden desſelben und in dieſem Lichte ſieht er immer heller die Geſtalt des großen Propheten, auf deſſen Koſten der Fluch Israels und der Welt ſich wendet. Er ahnte wohl ſelbſt, daß dieſer eine Perſon ſei mit dem Wunderkinde und Königsſohn, Jeſaias 7—12, aber er vermochte wohl ſchwerlich dieſe beiden Bilder in ein einheitliches Bild zuſammenzubringen, hatte wohl auch von Gott darüber nicht beſonderes Licht, und mehr als Gott ihm ſagte, getraute er ſich nicht zu wiſſen und noch weniger zu ſagen. Wir nun wiſſen — nach der Erfüllung — daß der Wunderkönig erſt im Auferſtandenen in volle Wirklichkeit getreten iſt und daß derſelbe vorher als Prophet in Knechtsgeſtalt, als Gekreuzigter, die Weisſagung Jeſ. 53 erfüllt hatte, aber vor der Erfüllung konnte man es kaum eigentlich wiſſen, und ſo ſollte es ſein. Ein Umſtand diente noch beſonders dazu, den Weisſagungs-

*) Dieſes Kapitel enthält wohl auch Verheißendes, aber ſo in's Einzelne hinein läßt ſich natürlich Verheißung und Weisſagung nicht ſcheiden, nur im Ganzen redet es von des Heilands Niederlagen.

charakter dieses Kapitels für so lange zu verhüllen, bis es erfüllt sei. Der Form nach schildert es nicht etwas, das geschehen werde, sondern etwas, das geschehen sei. Uns, denen nun auch die Erfüllung in der Vergangenheit liegt, fällt dies nicht auf; aber vorchristlichen Lesern verbarg es sich, daß hier von etwas die Rede sei, was künftig geschehen werde, und so sollte es sein.

Diese großen Hoffnungen lebten wohl meist nur in den Herzen Weniger, vorab in den Propheten, denen ja ihre Lichtblicke nicht zur Befriedigung ihrer Neugier, sondern als Trost für ein über die Not der Gegenwart bekümmertes Herz geworden, als Antwort auf ein Flehen für's Große, auf ein Ringen, das sich in den allgemeinen Verfall einfach nicht schicken wollte. Die Klage der Hoffenden vor Gott, daß sie ob ihrer Hoffnung verspottet werden, mit der Frage: „Wo ist nun dein Gott?“ (Ps. 42, Micha 7, Habakuk 2 u. s. w.) kehrt immer wieder. Die Propheten begannen ihre Aufschlüsse zu schreiben zu Handen der Nachwelt, weil sie bei der Mitwelt so wenig Gehör und Verständnis fanden.

Das war nun scheinbar anders geworden. Man wußte alles und glaubte alles. Aber wie sehr das mehr Sache des Systems und der Theorie war, als Sache des Herzens, das zeichnet uns Matthäus mit einem Federstrich darin, wie ob der Kunde, das Messiaskind sei geboren, „ganz Jerusalem erschrak“ (Matth. 2, 3).

Aber gerade das, wovor der Mehrzahl im Verborgnen ihres Herzens bangte — eine Wiederkehr der Bezeugungen des lebendigen Gottes — das war einigen Wenigen im Lande Sache ihrer tiefsten Sehnsucht und ihres immer zuversichtlicheren Hoffens. Und es liegt in der Natur der Sache, d. h. in der Wahrheit der heiligen Geschichte, daß sie bald auch etwas von dem, was sie hofften, hatten. Denn Gott war doch derselbe geblieben, bereit sich seinem Volke zu bezeugen. Da war vor allem Simeon, wohl ein schlichter Bürgersmann. „Der Geist Gottes war auf ihn (ἐπ' αὐτὸν)“, hatte Sein Augenmerk auf ihn und Eingang bei ihm. Das war schon ein Morgenrot. Ein Pharisäer mochte vielleicht sagen: „nun ja, jeder ordentliche Gerechte hat ‚sozusagen' den Geist Gottes.“ Aber es war eben doch ein anderes und die Wirkung bewies es. Er wartete auf „eine *) Tröstung Israels“, also vorderhand nicht auf etwas

*) Luther übersetzt ungenau „den“ Trost Israels. Bekanntlich schwebte ihm in seinem Gedächtnisse immer die lateinische Uebersetzung vor, was ihn oft betreffs des Artikels, den ja die lateinische Sprache nicht besitzt, zu Ungenauigkeiten verleitete.

Bestimmtes, sondern nur allgemein auf das, was das schreiendste Bedürfnis war, auf eine Wiederkehr der Gnaden Gottes. Aber er kam weiter. Er erinnert uns an Daniel. Als Jerusalem schon 70 Jahre zerstört, rettungslos für immer vom Erdboden verschwunden schien und „nur" noch ein Wort der Verheißung, dem Propheten Jeremia gegeben, einen Wiederaufbau jetzt nach 70 Jahren hoffen ließ, da war die Zahl der Juden, die nur noch wünschten, von Babel heimkehren zu dürfen, sehr zusammengeschmolzen (sind doch die Weltstadt und der Jude wie für einander gemacht). Da war es Daniel, der für sein ganzes Volk vor Gott einstand und Buße tat. So sah hier Simeon den Wunsch nach dem verheißenen Heile hinschwinden, und je mehr er dies sah, desto eindringlicher ging sein Wunsch auf das Allergrößte, auf den verheißenen Heiland. Es war bei ihm offenbar nicht mehr Sache seines Beliebens, es kam eine Nötigung Gottes über ihn, diesen Posten einzunehmen und auszufüllen. „Jetzt — sagt er, als er's endlich erlebt hat — lässest du deinen Knecht los, Gebieter, (δέσποτα)", sichtlich mit dem Gefühle, einer schweren harten Arbeit endlich entledigt zu sein. Die Zusage, die ihm vom heiligen Geiste geworden, wirft vielleicht ein ganz eigentümliches Licht auf seine Gedankenwelt. Der Tod und der Gesalbte des Herrn sind die beiden Punkte, um die sich die Zusage bewegt. Der Tod ist der Feind der Hoffenden, der scheinbar ewige Sieger. „Soll der mich auch hinraffen, bevor ich seinen Besieger gesehen?" „Nein, das erste was du zu sehen bekommst, soll nicht der Tod sein, sondern der Gesalbte des Herrn." Wie geistig sein Hoffen war, bezeugt seine Beschreibung des Gehofften: „Dein Heil, das du bereitet hast zum Offenbarungslicht der Heiden und zum Preise deines Volkes Israel."

An ihn wohl, wie an Hannah, schloß sich das Häuflein derer, die in Jerusalem auf „eine Erlösung" warteten. Auch Hannah, die hochbetagte Witwe war schon ein Stück neuer Zeit. War sie doch eine Prophetin, obwohl gewiß ganz im Stillen, und nur von Wenigen dafür erkannt. Daß sie über ihrem Beten (dem's an Stoff nicht gebrach) Essen und Schlafen vergaß, bekundet ein reiches, starkes Geistesleben.

Ob der als Priester in den Rangstufen der Gesellschaft um ein gutes höherstehende Zacharias diesem Kreise nahe stand, wissen wir nicht. Seine Hoffnungen haben noch etwas patriotisch-politische Färbung (Lucas 1, 74), aber wie geistig und tiefgehend sie doch sind, zeigt z. B. seine Einsicht, woran es seinem

Volke fehlt, an Vergebung der Sünden und an Erkenntnis, daß darin das Heil bestehe. Und vielleicht, wenn wir tiefer in sein und seines Weibes Herz und Leben hineinsähen, würden wir erkennen, daß es ihnen ging wie einst der Mutter des Samuel, daß ihnen darum so lange die Elternfreude versagt blieb, weil sie beten konnten und ein Herz für ganz Israel hatten, und weil darum sozusagen das ganze Geisteselend Israels sich an ihr Leben hängte, um von demselben „aus der grausamen Grube" herausgezogen zu werden.

Ihm ward dann im Tempel zu der Stunde, da er Israel vor Gott vertrat, in feierlicher Weise durch einen Himmelsboten die Kunde, daß die große Zeit nun anbrechen solle, und daß sein Sohn, der ihm noch wunderbarerweise solle geschenkt werden, bestimmt sei, den Anbruch dieser Zeit zu eröffnen.

Wir verlassen nun diese Kreise der Hoffenden, die betreffs des eigentlichen Sehens der vollen Bestätigung ihrer Hoffnungen noch auf ein 30 Jahre sich erstreckendes Warten angewiesen waren, und wenden uns zu diesem Sohne des Zacharias, Johannes dem Täufer, in welchem der Anfang der Erfüllung sich verkörperte.

Johannes der Täufer.

Einsam und groß wie ein Felsstück vom Urgebirge her mitten in der bevölkerten Ebene, so steht die riesige, altertümliche Gestalt des Täufers Johannes in seiner Zeit da.

Es war eine Zeit, der heutigen vergleichbar, eine Zeit blühenden Handels, gärender Aufklärung, überraschender weltlicher Fortschritte, eine Zeit der Genußsucht und des Sittenverfalls, und für Israel im Besonderen eine Zeit, da das Erscheinen gottgesandter Männer schon der dunklen Vorzeit oder der „Sage" anzugehören schien.

Wie traurig es insonderheit im heiligen Lande stand, dies zeichnet Lucas in seiner bündigen Weise, indem er (3, 1 u. 2) kurz die damaligen Spitzen in Staat und Kirche aufzählt, sichtlich in bestimmter Erwartung, die bloße Nennung eines Tiberius, Herodes, Hannas, Kaiphas, genüge, seinen Zeitgenossen die ganze Trost- und Hoffnungslosigkeit der Lage und des Geistes jener Zeit in Erinnerung zu bringen. Alles eher

als ein religiöser Aufschwung war zu erwarten, wo solche Muster von List, Wollust und Grausamkeit der Zeit ihr Gepräge gaben.

In jener Zeit wuchs Johannes auf. Dem Priester Zacharias in hohem Alter wunderbar angekündigt und geschenkt, entstammt er jenem Kreise der Hoffenden, ja war gleichsam eine Frucht ihrer Gebete und ihrer Sehnsucht, das Erbe ihrer Hoffnungen. Er blieb wohl noch so lange im Elternhause (in der Priesterstadt Hebron), als nötig war, ihm jene Kenntnis der heil. Vergangenheit, der heil. Aufgabe und der heil. Schrift seines Volkes, namentlich aber auch jener Hoffnungen, die teilweise in seiner Person gipfelten, zu verschaffen, die wir nachher von ihm kennen. Aber immerhin bald, wohl nach dem Tode seiner Eltern, trieb es ihn in die Einsamkeit. „Stark im Geist", d. h. hellen Gewissens, und die menschlichen Dinge mit heiliger Klarheit im Lichte Gottes beurteilend, vermochte sein jugendliches Gemüt wohl die Eindrücke einer von Gott abgekommenen Zeit nicht länger zu ertragen, ja er fürchtete vielleicht ihren Einflüssen in die Länge nicht widerstehen zu können; deshalb floh er in die Wüste. Die Höhlen der Wüste Judäa sind (in jenem heißen Lande) ziemlich wohnliche Zufluchtsorte, die je und je Flüchtlinge aller Art (z. B. ja auch David) beherbergt haben. Seine Nahrung bot ihm die Natur (Heuschrecken und wilder Honig sind wohl beispielsweise erwähnt). Rock, Hemd und Bett war ihm sein kameelhärener Mantel (wohl ein Erbstück), der ihn auch nach Seite der Kleidungsindustrie von den Menschen unabhängig stellte. —

So lebte er, der ärmste und — der reichste Mann auf Erden, in großartiger Einfachheit, in völliger Selbständigkeit und Unabhängigkeit von den Menschen auf. Dieses strenge, asketische Einsiedlerleben war ihm aber keineswegs, wie das sonst wohl vorkommt, nutzloser Selbstzweck oder „tugendhafte Leistung", noch verleitete es ihn zu einer selbstzufriedenen, menschenfeindlichen Beschaulichkeit. Die Räte, die er später den Zöllnern und den Soldaten gibt, zeigen uns den gesunden, praktischen Mann, der die Verhältnisse des Menschenlebens ohne alle Verbissenheit nimmt wie sie sind, in der Ueberzeugung, daß ein innerlich erneuerter Mensch sich gar wohl in denselben bewegen könne. Aber nicht nur das, — sein Herz schlug warm für sein ganzes Volk und bewegte in sich dessen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Er glich hierin jenem Manne aus Thisbe, „von den Bürgern Gileads," jenem Elias, der darum zum Manne Gottes

wurde, weil er die Jämmerlichkeit seiner Zeit einfach nicht auszustehen im Stande war, und um jeden Preis, fast mit jeder Gewalt eine Wirkung auf das ganze Volk, eine Wendung zum Bessern im Großen und Ganzen erzielen wollte.

Beiden Männern fühlt man etwas durch und durch Volkstümliches an, eine moralische Unfähigkeit, sich mit einer Wirkung auf kleine Kreise glücklich Bevorzugter zu begnügen.

Freilich stehen Beide gerade in Folge davon, daß sie sich geistig vom Volksganzen nicht trennen lassen wollen, anfangs völlig vereinsamt da, denn sie wollen nicht vom Volk gezogen werden, sondern sie wollen es ziehen, es sind aktive und originelle Geister.

Gerade weil sie ihr Los im höchsten Sinne, d. h. ihre Stellung zu Gott, vom Lose ihres Volkes, von seiner Stellung zu Gott nicht trennen können noch wollen, gerade darum standen sie oft notgedrungen äußerlich vereinsamt; denn in der Wechselwirkung zwischen ihrem Geist und dem des Volkes, welcher sie durch diese ihre Gesinnung unterworfen waren, wollte und sollte ihr Geist nie der unterliegende, annehmende, geleitete, sondern immer der siegende und herrschende sein. Es war in ihrer Brust ein Ringen zwischen diesen beiden Geistesmächten, das sie zeitweise zum Rückzuge in die Einsamkeit nötigte. Es gibt Größen in der Weltgeschichte, deren wunderbare Macht über die Gemüter ebenfalls darauf beruht, daß ihr Geist mit dem des ganzen Volkes, oder ihrer ganzen Zeit wie zusammengewachsen ist, aber diese scheinen mehr zu herrschen, in Wahrheit werden sie beherrscht, sie schwimmen mit, die Ideen, die im großen Ganzen gären, gewinnen nur in diesen zuerst feste Gestalt. Sie sind in Wahrheit passive Geister, jene Männer waren aktive.

So hat Elias in einer Zeit, da phönizische „Aufklärung" oder Liederlichkeit das heilige Land überflutete und den Glauben an den lebendigen Gott als überwundenen Standpunkt hinwegzuschwemmen drohte, mit einer Kraft, die ihn in der Geschichte des Alten Testaments fast einzig dastehen läßt, in der Gesinnung des ganzen Volkes eine Frontveränderung zu Gunsten des Glaubens an Gott angestrebt und wenigstens zeit- und teilweise erreicht. Maleachi zeichnet (4, 5 u. 6) im Gefühl, daß ein solcher Mann wieder Bedürfnis sein werde, und in der Gewißheit, daß Gott auch wieder einen solchen senden werde, diese mächtige Art des Wirkens Elias, indem er alle Leistungen, welche die Geschichte von diesem kennt, sich von dem Künftigen verspricht:

„Er (der Künftige) wird (wie einst Elias) die Herzen der Väter bekehren zu ihren Kindern, d. h. es bewirken, daß die Religion wieder eine Männersache werde und nicht nur Kindersache, daß die Männer sich beugen unter das, was bisher nur ihrer Kinder Herzen erfüllt; — ‚und der Kinder zu den Vätern', d. h. den Sinn der Nachkommen zu dem der Vorzeit, daß eine Gottesgeschichte auf Erden, ein Naheſein des lebendigen Gottes nicht mehr nur als Sache der Vorzeit betrachtet und meinetwegen auch verehrt, sondern als etwas heute zu Recht und in Kraft Bestehendes gefühlt und erlebt werde."

In den Worten des Engels bei Lucas 1, 17 ist Letzteres in freier Weise geändert in: „die Ungehorsamen zu der Gesinnung der Gerechten," was Luther seinerseits wieder dahin wendet, daß einmal die wohlfeile Klugheit des „nicht Glaubens" männiglich in ihrer Hohlheit offenbar werde, und „er die Ungläubigen bekehre zu der Klugheit der Gerechten."

Solche aktive Volksmänner sind nur dann denkbar, wenn sie in göttlichem Geiste wirken. Nur das Göttliche, als das allein richtige und als das von oben unterstützte, vermag so der Wucht einer ganzen Zeitstimmung siegreich entgegenzutreten. Solche Männer — ich denke nun besonders an Johannes — sind die Blüte des echten Menschentums, aber eine Blüte, wie sie nicht erwachsen könnte ohne besondere göttliche Wirkung. Denn um eine Zeitrichtung des Verfalls nicht bloß etwa, wie wir übrige ordentliche Menschen es tun, zu meiden und zu fliehen, sondern gleichsam mit ihr innerlich handgemein zu werden und sie zu besiegen, dazu bedarf es einer außerordentlichen Kraft des Geistes, nämlich in der biblischen Bedeutung dieses Wortes. Geist ist in der Bibel das Ewige, Göttliche in uns, das zu Gott Strebende, an Gott sich Haltende, die Wurzel des Glaubens und der göttlichen Gesinnung. Darum wird an Johannes und Elias immer der Geist betont (Johannes wird auftreten in Geist und Kraft des Elias, Johannes ward stark im Geist, und vollends, Johannes sollte im Mutterleibe erfüllt werden mit heiligem Geiste).

Johannes war zu seinem Berufe — und das wußte er — von Gott erwählt, und in den innersten Fasern seines Wesens schon im ersten Werden gesegnet und geheiligt. Zu demselben Behufe war auch die Geschichte seines Werdens als Mann eine so eigentümliche, so feierlich stille und einfache geworden. Hier sollte sein ganzes Wesen jene Kraft und Ein-

fachheit gewinnen, die wir an ihm kennen. Kein buntes Vielerlei, aber auch nichts in Miniatur, nichts in leichtem Entwurfe. Es war ein Gedanke, den er einmal vertreten sollte, als eine „Stimme eines Rufenden," wie er sich später so einfach wie treffend bezeichnet.

Was war das für ein Gedanke, den er vertreten sollte? Johannes war, wie wir wissen und wie er wußte, berufen, der Vorläufer eines nur ein weniges jüngern Altersgenossen zu sein, dessen Geburt und Abstammung in ein heiliges Geheimnis gehüllt war, ein Geheimnis, welches die Erfüllung aller Hoffnungen Israels in nahe und gewisse Aussicht stellte. Diese Hoffnungen, die in den stillen Kreisen, denen Johannes entstammte, gehegt wurden, faßt die offenbar kundige Feder des Lucas in das Wort zusammen: „Sie hofften auf den Trost Israels," welches Wort sichtlich an jenes große Programmwort erinnert, mit welchem Jesaias 40, 1 seine Trostschrift an die Gefangenen in Babylon beginnt: „Tröstet, tröstet mein Volk, wird euer Gott sprechen, redet zum Herzen Jerusalems, und verkündiget ihr, daß die Zeit ihres Kriegsdienstes abgelaufen, daß ihre Sünde vergeben ist, denn sie hat zwiefältig empfangen von der Hand des Herrn für alle ihre Sünde." Eine Zeit wird da in Aussicht gestellt, da gleichsam in den Maximen der göttlichen Weltregierung gegenüber Israel ein völliger Umschlag eintritt. Vorher hat Israel „eher zu viel (zwiefältig)" empfangen für alle seine Sünden, denn Gott hat dasselbe sich selbst überlassen, damit dieses ganze wirre Spiel Gott entfremdeten Treibens alle Fülle des in ihm ruhenden Verderbens entfalten könne, dann aber soll's einmal genug sein und Gott will sprechen und freundlich sprechen (liebkosen heißt es im Urtext) und verlangt, daß Trost und nur Trost seinem Volke gegeben werde. Die schöne Zeit, welche jene Trostschrift in Aussicht stellt, endet bekanntlich damit, daß Gott will einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen; ein ebenso seliger als heiliger Abschluß des bisherigen so trübseligen ersten Teils der Menschengeschichte, oder Beginn eines zweiten Teils, eines Reiches der Herrlichkeit durch den „Tag des Herrn" ist also das Endziel dieser Weisagung.

Solcherlei Gedanken waren das väterliche Geisteserbe des Johannes; sie gärten und arbeiteten in ihm und ließen ihn so in seiner Einsamkeit seines ganzen Volkes Gegenwart und Zukunft stetig in seiner Brust bewegen. Wäre er ein Kind unserer Jahrhunderte, wir besäßen wohl über ihn Schilderungen

seiner Seelenkämpfe, ähnlich wie jener Kämpfe Luthers im Kloster, Kämpfe allerdings nicht um seine Seele, sondern um seines Volkes Heil, und nicht einmal letzteres dürfte der Schwerpunkt seiner Sorgen und seines Ringens gewesen sein, sondern die Sache Gottes auf Erden und damit selbstverständlich das Heil des Menschengeschlechtes. Ein Wort von ihm verrät uns vielleicht etwas aus seinen stillen Sorgen in jener Zeit, das Wort, das er den Pharisäern hinschleudert: „Gott vermag auch aus diesen Steinen dem Abraham Kinder zu erwecken." Es ist ein so gewaltiger, man möchte sagen gewaltsamer Gedanke, daß er aussieht wie das Resultat gewaltiger Sorgen und heißen Glaubensringens, er sieht aus als eine Antwort auf die Frage: „Wie? wenn mit diesem entarteten Geschlechte nichts mehr anzufangen, nichts mehr aus ihm zu machen wäre, wenn Abrahams Same für immer verdorben ist?" — „Nichts destoweniger! Gottes Sache muß siegen, durch Abrahams Same müssen noch alle Geschlechter auf Erden gesegnet werden, und wenn's nicht anders geht, so kann Gott dem Abraham auch aus diesen Steinen Kinder erwecken." So zeichnet dieses Wort die Heldenart seiner Seele, sein eisernes Verlangen darnach, daß Gottes Sache zum Siege komme, und zugleich eine nüchterne, kritische Art, welche sich über die Lage der Zeit keiner Täuschung hingibt, sich in die Schwierigkeit des Sieges mit dem ganzen Gewicht seines Gemütes vertieft.

Solches an Schwanken grenzendes Kämpfen könnte an ihm bezweifelt werden, weil in Widerspruch stehend mit dem reichen Bestand fester, göttlicher Zusage, in deren Besitz er sich wußte; aber der wirkliche Mensch, gerade der geistig lebendige, ist solcher Widersprüche voll. Durch das größte und gewisseste Wissen von göttlicher Verheißung ist er nicht mechanisch gefestigt, sonst wäre ja all' sein Kämpfen nur Schein, und eine Entwicklung undenkbar.

Daß die große Heilszeit im Kommen sei, dessen war er gewiß, und daß ihm eine Aufgabe zufallen werde, an dem Anbruch derselben in bedeutender Weise mitzuwirken, das gerade stand im innersten Zusammenhang mit der Tiefe und Weite seines Sorgens und Hoffens.

Aber diese Heilszeit, wie sie vor seiner Seele stand, konnte ihm nicht in dem lieblichen Lichte strahlen, in der sie uns in der ersten Verheißung (1. Mose 3) entgegentritt. Die letzten Offenbarungen über das, was Israel demnächst bevorstehe, die Offenbarungen Maleachis, hatten infolge des sittlichen Verfalls des

Volkes notwendigerweise eine ernste Färbung gewonnen. Ein Sieg Gottes sollte kommen, ein Sieg des Guten um jeden Preis, zwar mit einem letzten, mächtigen Versuch (Maleachi 4, 5 u. 6), ihm einen den Menschen g ü n s t i g e n Ausgang zu verschaffen, aber getragen von dem rücksichtslosen Entschlusse, dieser Aera der Sünde ein Ende zu machen.

Sein Vater Zacharias war betreffs der Bedeutung des ihm zu schenkenden Sohnes gerade auf diese Stelle (Maleachi 4, 5 u. 6) hingewiesen worden, — das Werkzeug dieses letzten Versuches Gottes zu sein, d a z u sei sein Sohn bestimmt. Hat Johannes dies wohl einmal von seinem Vater vernommen? Wir wissen es ja nicht, aber wahrscheinlich ist es. Jedenfalls gehen wir kaum fehl, wenn wir annehmen, gerade Maleachi's Weissagungen haben, wie jedes frommen Israeliten jener Zeit, so namentlich des Johannes Herz ganz besonders bewegt; und wenn wir uns aus den einzelnen Bestandteilen der Predigt des Täufers in seiner ersten Periode seine Anschauung betreffs des Sieges und des Siegers zu gewinnen suchen, so stimmen sie merkwürdig zusammen mit dem, was Maleachi, namentlich 3, 1 ff. in Aussicht stellt.

„Bald — so schreibt Maleachi — wird kommen zu seinem Tempel der Herr (= dominus, Herrscher, Gebieter, nicht: „der Herr" = Jehovah), den ihr suchet ꝛc." Das Wort kann einen Menschen, kann den verheißenen Davidssohn bedeuten, aber im Verlaufe schreibt ihm Maleachi ein richterliches Tun zu, der ihn in allerhöchster Weise als Herrn darstellt; kein geringerer als der Herr selbst, der Allwissende und Allgegenwärtige wird ihm (V. 5) als „schneller Zeuge" — der rasch hervortritt und spricht: ich habe deine heimlichen Sünden (Zauberei, Ehebruch, Meineid) g e s e h e n — dienen. So steht in den Augen des Johannes der Kommende da als Gebieter fast im Himmel, auf Erden und in der Hölle. „Er wird seine Tenne leeren." Wie dies geschehen werde, und wieviel Zeit es werde in Anspruch nehmen, darüber erlaubte er wohl seinem Geiste keine fürwitzigen Fragen, aber d e n Eindruck haben wir: er dachte sich unter diesem Tun den Abschluß der bisherigen menschlichen Dinge, d e n T a g d e s H e r r n (der ja auch ein längerer Zeitraum sein kann), das große Schlußgericht. „Den Weizen wird er in seine Scheunen sammeln, die Spreu aber (deren ganze Leistung darin bestand, Weizen zu s c h e i n e n) wird er mit unauslöschlichem Feuer verbrennen." Wo denkt sich Johannes wohl seine Scheunen? — Im Himmel? — Schwerlich, wenigstens nicht in der Weise wie

wir, denn einerseits setzt die Gabe des heiligen Geistes, die er vom Kommenden für das gesichtete Menschengeschlecht erwartet, eine Fortsetzung der Menschengeschichte voraus, und andererseits bot ihm das Alte Testament dafür, daß der Himmel die zukünftige Wohnstätte des Menschengeschlechtes sei, nahezu keinen Anhaltspunkt. Die Verheißung versprach nicht, daß wir zu Gott in den Himmel hinauf, sondern eher (z. B. 3. Mose 26, Jesaias 60), daß Gott zu uns herab komme, oder (Jesaias 65, 17), daß er einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen wolle. *) Gott hat uns Menschen die Erde zum Wohnsitze gegeben und der Sieg Gottes darf nicht aussehen wie ein Rückzug, indem er dieses Land aufgibt und nur in den Himmel flüchtet. Er will mit Seinem Volke als „der Letzte," als der Sieger auf dem Plane stehen. Der völlig irdische Verlauf, der bei den Propheten der Siegesgeschichte Gottes durchweg gegeben wird, ist nicht nur eine Anbequemung an die Anschauungen jener Zeit, sondern er will auch uns warnen, dem lebendigen Gotte, wie er sich geoffenbaret hat, nicht einen Witwensitz im Reiche der Phantasie („des Geistes" lieben wir zu sagen), oder auch in einer Zukunft, die irgend einmal unvermittelt hereinbreche, anzuweisen, sondern Gottes große Heilsgeschichte auf Erden uns in ununterbrochenem Zusammenhang bis zum großen Siege zu denken.

So war auch Johannes wohl ferne davon, sich in dem großen Wendepunkt, da aus dem alten Menschengeschlechte ein erneutes hervorgehen muß, etwa das zu denken, was jetzt für den einzelnen Menschen das Sterben sei. Er sah vor sich eigentlich nicht nur ein Ende, sondern viel mehr noch einen Anfang neuer Menschengeschichten.

Hat Johannes wohl in seiner Hoffnung dem kommenden Richter noch ein anderes als bloß richtendes Tun, ein predigendes, bekehrendes, rettendes zugedacht? — Fast sieht es aus, als wäre das nicht der Fall, als sehe er vor der Hand die Aufgabe des Bekehrens, des Errettens vom Gericht sich allein auferlegt. Es gehört dies zu der Beschränktheit des menschlichen Wissens, die allein eine naturgemäße Entwicklung und einen

*) Unsern heutigen Begriffen (soweit sie unbiblisch sind) ist freilich beides gleich unverständlich, wozu ein neuer Himmel, und wozu eine neue Erde erforderlich sei. Aber der Himmel ist hier als von der Erde beeinflußt gedacht, als mitleidend unter ihrem Siechtum (wie umgekehrt dort Freude ist über den Sünder, der Buße tut), und die Erde ist geehrt als die gottgewollte Wohnstätte des Menschen, die nicht für immer soll ihre göttliche Bestimmung verfehlt haben.

wirklichen Fortschritt möglich macht, und die gerade hier in besonderem Falle den Johannes antrieb, um so mehr sein „heute" auszunützen, und die andern, zu denen er gesandt war, zu ähnlichem Eilen anzutreiben.

Dadurch, daß er in Davids Sohn den Weltenrichter erwartet, vereinfacht sich ihm die vielgestaltige Weissagung in überraschender Weise, und verkürzt sich der Gang der Erfüllung durch Ueberspringung aller Mittelglieder, gewinnt aber auch das Ganze dieses Gepräge furchtbaren Ernstes, das seine Predigt kennzeichnet; Furcht und Angst gehen durch seine Worte, er sieht seine Zuhörer an wie unfruchtbare Bäume, an deren Wurzel die Axt gelegt ist, um sie dem Feuer zu überantworten.

Es kam anders, lieblicher als er sich es gedacht, aber der Hauptsache nach bleibt seine Anschauung von der Folgezeit und gewiß auch von der noch kommenden Zukunft bestätigt.

Endlich kam „das Wort des Herrn" an ihn. Ein wunderbares Wort! Nicht ein Wort bloßer Rede, die er auszurichten hätte, oder auch bloßer Weissagung, wie es einst an Propheten ergangen war, sondern ein Wort der Sendung zu tatsächlichem Handeln. Man muß bis auf Mose zurückgehen, um auch nur eine annähernd ähnliche Sendung zu finden. Aber in Wahrheit läßt die Sendung und Vollmacht, die Gott dem Johannes gab, alles was er bisher je einem Sterblichen anvertraut, weit hinter sich zurück, an Größe nicht nur dessen, was je einem Menschen aufgetragen wurde, sondern vornehmlich auch dessen, was Gott zu tun bereit war.

Vergebung der Sünden! Wie mag Johannes selbst vor diesem überwältigenden Auftrage, vor diesem ungeahnten Entschlusse Gottes anbetend in den Staub gesunken sein! Welche Umwälzung mag sich in allen seinen Sorgen und Herzensnöten für das so ernstem Gerichte ahnungslos entgegengehende Geschlecht vollzogen haben! Gott siegt, und siegt freundlich dadurch, daß er das Ende in den Anfang setzt, daß er mit dem, was etwa schließlich zu hoffen wäre, beginnt. In dem Auftrage, der dem Johannes geworden, tritt Gott, als der da sein wird, der „Letzte", (Jesaias 41, 4), als der Sein Reich einnehmen will, uns Menschen nahe mit dem Rufe: „Wendet euch zu Mir, so werdet ihr selig, aller Welt Ende! (Jesaias 45)." Er, Johannes, ist und bleibt fortan Gottes, des Kommenden, Stimme.

An die wenig bewohnten, aber viel durchwanderten Ufer des Jordan begab er sich, wobei er wohl an einer Stätte mit Vorliebe verweilte, ohne jedoch sich an dieselbe zu binden.

Wer war wohl der erste Wanderer, dem er zuerst das Herz erwärmte mit Erwartung der großen Dinge, die da kommen sollen, und der zuerst sich von dem wunderbaren Mann und seinen Worten überwältigt und gedrungen fühlte, ihm sein ganzes Herz rückhaltlos zu offenbaren, und der zuerst sich von ihm mit dem Wasser des Jordan zur Vergebung der Sünden überströmen *) ließ? Die heilig einfache Erzählung berichtet es nicht. Ueberglücklich und feierlich zugleich, frisch und hell, wie neu geboren, kam er heim, denn es war etwas Tatsächliches an ihm geschehen; und er tat es damit andern an, den sauern Weg zu gehen und die unliebsamen Bekenntnisse zu machen, bis sich die Bewegung des ganzen Landes, der ganzen Bevölkerung bemächtigte. Es muß eine große Realität, Tatsächlichkeit in dem Frieden gewesen sein, den die Leute heimbrachten, denn o h n e d i e s behält ein jeder seine schlimme Sache lieber für sich.

Es wehte hier eine scharfe Gerichtsluft, eines Gerichtes ohne Ansehen der Person, aber doch auch eine Luft der Barmherzigkeit. Der Tag war in Sicht, wo der „schnelle Zeuge" alles an den Tag bringen und bestrafen wird. „Er wird s i t z e n und schmelzen" sagt Maleachi, d. h. er wird sich alle Zeit lassen und sich alle Mühe geben, die sittliche Beschaffenheit eines jeden Menschen auf's tiefste zu ergründen, aber wer j e t z t sich freiwillig stellt und offenbaret, an dem ist d a n n an jenem Tage all' das, was er hier geoffenbaret hat, nicht mehr zu finden.

Aber das in Sicht stehende Gericht hatte sicherlich auf den Geist des Johannes noch eine andere Wirkung, als er einmal in seiner seligen Tätigkeit des Sündenvergebens sich befand. Er stand ja hier in seinem Tun nicht auf Seite der Menschen, sondern auf Seite Gottes, als Gottes Bote; da strahlten ihm von dem im Himmel in's Auge gefaßten Momente aus, da alle Sünde abgetan sein wird, ein Siegeslicht des Himmels entgegen, das ihn königlich hoch über die Sünde, diese unselige Mißgeburt des Geistes, stellte, so daß sie seinem Geiste, so wie sie ihm einzeln offenbar wurde, selbstverständlich schon eine vergebene und verziehene war. So wurde Gottes Hoheit über die Sünde nach beiden Seiten offenbar. Gott schenkt nichts: — es muß alles an den Tag; und Gott schenkt alles: — von dem was einmal in seinem Lichte sich an den Tag gegeben hat, will er nichts mehr wissen.

In dem freundlichen, alles richtenden, aber auch alles

*) Ueberströmen, — die Bedeutung Untertauchen liegt nicht im Worte des Urtextes.

verzeihenden Lichte Gottes, das über alles die Helle des Tages ergießt und alles als in Gegenwart des Vaters geschehend erkennen läßt, — in diesem Lichte erscheint endlich die Finsternis, die Gottesferne, diese Brutstätte der Sünde, wie eine tief beschämende, weil von uns einst gewollte, Geisteskrankheit, und sie kann in die Länge dem Glanze des Wahrhaftigen nicht widerstehen. Von diesem Licht, das uns in Jesu angebrochen, war bekanntlich des Apostels Johannes ganzes Herz voll, und er zeichnet uns denn auch seines ehemaligen Meisters, des Täufers, Stellung zu diesem Lichte in wundersam feierlicher Weise (Joh. 1, 6—8): „Er war nicht das Licht" sagt er zwar, aber welche Ehrfurcht und hohe Wertung liegt doch darin, daß er solches noch zu versichern für nötig findet! Er war nicht das Licht, sondern „damit er zeugete von dem Lichte (war er geschaffen)." In der Verzeihung der Sünden eröffnete sich ein Blick in die Lichtesheimat des Geistes und leuchteten schon die Strahlen dessen voraus, der als Licht der Welt unter uns treten sollte. Dieses Licht des verzeihenden Gottes, von dem er zeuget, war schon eine Macht geworden über die Gemüter, zog sie aus der Finsternis ihrer unseligen Verschlossenheit heraus in's Licht vor Gott und stellte sie durch Vergebung der an's Licht gebrachten Sünden in's helle Gotteslicht hinein.

Im höchsten Grade zeichnet die einzigartige Erscheinung des Johannes die Handlung, die er auf Gottes Befehl ausgeführt hat: — die Taufe mit Wasser. Sie war etwas völlig Neues, in der Bibel eigentlich nicht Vorgesehenes oder Vorhergesagtes. Wohl hatte Gott (Ezechiel 36, 25) verheißen: „Ich will rein Wasser über euch sprengen," aber wer konnte denken, daß Gott dies so wörtlich erfüllen wollte? Wohl mußten die Priester sich waschen und es mag auch Johannes hierin einen Anknüpfungspunkt für den ihm gewordenen Befehl gesehen haben, sofern etwa am Tage des Herrn alle priesterlich gereinigt vor dem Herrn erscheinen sollten, aber schon, daß diese Waschungen wiederholt werden mußten, also ohne Verheißung einer bleibenden Wirkung waren, zeichneten ihren Unterschied. Sie waren eben mehr ein menschliches Bekenntnis der Unreinigkeit, welchem allerdings als Furcht etwelcher Schutz versprochen war; in der Taufe des Johannes aber lag eine göttliche Gabe, es war ihr eine göttliche Kraftwirkung zugesagt.

Nicht das Blut im Tode verendender Tiere, das der Mensch etwa darbringt, wenn er Gott zu seinen Gunsten umstimmen will, sah man hier fließen, sondern das liebe, reine, uralte, allem

Leben vorhergegangene Wasser, das auch heute noch alles Leben vermittelt; und zwar nicht das Wasser im Tempelbecken, sondern das freie Wasser, wie es die Natur durchströmt, gleichsam das reine Blut der Mutter Erde. Es zeichnet den wie geschichtslos, das heißt zwischen altem und neuem Testament, von beiden ebenso unabhängig wie mit beiden verbunden dastehenden Johannes, es zeichnet ihn gleichsam als eine schöne urmenschliche Erscheinung, als einen Boten des Schöpfers. Der Täufling war ein Geschöpf, das seinen Schöpfungszweck verfehlt, gleichsam den Ort, wo es in Gottes Schöpfung lieblich und fruchtbringend hätte stehen können, verlassen und verloren hatte, und das nun wieder an diesen seinen Ort, in sein volles Geschöpfesrecht eingesetzt wurde; und zugleich waren die Wellen des Jordan, die auf Nimmerwiedersehn abwärts flossen, ein Sinnbild, daß mit ihnen auch aller geistige Schmutz der Vergangenheit auf immer dahin sei.

Es war offenbar das allgemeine Volk, wie es leibt und lebt, das sich zu des Johannes Taufe drängte, und zwar der verwahrloste, verkommene, oder doch dafür angesehene Teil zumeist (Jesus erwähnt die Zöllner und Huren). Ueber dieser Basis der Pyramide erhob sich die Schicht derer, die in ihren Augen, wie in denen der andern, als die Frommen galten, die Pharisäer, sowie auch — um ihrer Stellung zum Heiligtum willen — die Zadducäer. Diese Pharisäer und Zadducäer stellten sich auch bei Johannes ein, wohl nicht ohne Wohlwollen, begierig den interessanten, natürwüchsigen, unerwarteten Kollegen in seinem Wirken zu beobachten, vielleicht etwa auch ihm freundschaftlichen Dank und freundschaftlichen Rat zu erteilen, aber jedenfalls — wenigstens dem äußern Scheine nach — ohne jedes Bedürfnis nach Vergebung der Sünden. Es ist für alle Zeiten erschütternd, wie Johannes diese Bedürfnislosen behandelt hat. „Ihr Otterngezüchte," so redet er diese, so hochverehrten Männer an, in deutlicher Anspielung auf den Schlangensamen (1. Mose 3, 15) und er verwundert sich unverhohlen darüber, daß es ihnen noch zu Sinne kommen könne, dem künftigen Zorn zu entrinnen. Ihrem vermeintlichen, göttlichen Rechtstitel, daß sie Abrahams Kinder seien, auf den sie so stolz waren, wirft er jenes oben besprochene Wort entgegen: „Auch aus diesen Steinen vermag Gott dem Abraham Kinder zu erwecken."

Wohl erst später verkehrten sie noch anders mit ihm, aber wohlweislich nicht mehr direkt, sondern durch Abgesandte; sie verlangten gewissermaßen in amtlicher Weise Rechenschaft von

ihm über sein Tun. Das war in der Tat begreiflich. Welche revolutionäre Störungen mußte doch diese Erscheinung des Johannes in ihrem ganzen Gedankensystem hervorrufen! In den Gedanken dieser Männer war die heilige Geschichte bis auf einige allerdings wichtige Punkte fertig und abgeschlossen, und gehörte dem Gebiete des historischen Glaubens an; und auch betreffs der noch ausstehenden Punkte hatten sie sich den bevorstehenden Verlauf derselben vermeintlich mit wissenschaftlicher Genauigkeit festgestellt; — und nun kommt diese, aller Berechnung spottende, urwüchsige Erscheinung, für die sie umsonst nach einem Anhaltspunkt in der Bibel zu suchen glaubten. Den göttlichen Anordnungen der heiligen Schrift gemäß war im Tempel ein reichgestalteter Gottesdienst organisiert für alle Bedürfnisse des Gewissens, — alles z. B. was wegen begangener Sünde getan werden sollte, war vorgeschrieben; — und nun eröffnet sich in der Einöde draußen eine heilige Stätte, wo in geistiger, einfacher, durchschlagender Weise eine Wirkung auf die Gewissen ausgeübt wird, nicht etwa nur, sie zu schrecken, noch viel weniger sie in Leichtsinn verstummen zu machen, sondern sie zu reinigen und zu entlasten. Und dies geschah durch eine völlig neue, sinnbildliche Handlung, die doch nirgends in der Bibel vorgeschrieben oder angekündigt war.

Man spürte es sicherlich dem Volke an, welch ein Umschwung in seinem ganzen Geistesleben sich am Jordan vollzog. Die Leute kamen wohl eher pünktlicher als vorher in den Tempel, aber sie kamen anders gestimmt. Treulich verrichteten sie das Vorgeschriebene, aber sichtlich nicht mehr, um die Gewissen zu entlasten, sondern nur, um einer ihnen von Gott vorgeschriebenen Kultuspflicht Genüge zu tun. Es war, als wäre das Zion der Propheten, der Herzpunkt der heiligen Geschichte, von Jerusalem weg an den Jordan verlegt.

Darum, weil die Bedeutung des Tempels und seiner Gottesdienste gefährdet schien, kamen zu Johannes auch Zadducäer und Priester, die sich sonst um das, was auf dem *Lande*, außerhalb der Hauptstadt sich zutrug, nicht bekümmerten.

„Bist du" der „Christus?" oder „Elias?" oder der „Prophet?" *) oder „wer denn?" so wurde Johannes gefragt. Die Fragen sind bezeichnend, man könnte sie dem Sinne nach

*) „*Der Prophet*", nicht (wie Luther irrig übersetzt) *ein* Prophet; es war diese Erwartung eines *bestimmten* Propheten eine unbiblische Berechnung ihrer Zukunftswissenschaft.

in die eine zusammenfassen: „Wo stehst du in der Bibel?“ Es mag ihn anfangs eigentümlich angemutet haben: „Muß man denn in der Bibel stehen, in der Bibel vorher angekündet sein, wenn man etwas göttlich Erlaubtes, oder gar göttlich Wichtiges sein soll? stand denn Elias oder ein Moses auch in der Bibel, bevor er kam?“ so mag er sich gefragt haben. Aber andererseits fühlte er wohl auch eine Berechtigung zu dieser Frage, und war er dadurch genötigt, die Frage selbst an sich zu stellen und sich mit voller Klarheit über seine Bedeutung zu besinnen. „Stehe ich am Ende wirklich in der Bibel?“ Es durchrieselte ihn wohl ein heiliger Schauer, als er die Entdeckung machte, es könnte an dem sein, daß er in der Bibel stehe.

Es ist bezeichnend und schön, daß er diejenige Stelle, die wir am bestimmtesten auf ihn beziehen und die ihm auch, wie wir oben gesehen, am nächsten lag, nicht auf seine Person zu deuten wagte, — die oben erwähnte Stelle in Maleachi; — wir begreifen es, denn sie redet so groß von ihm, stellt ihn so hoch, daß er selbst, wohl nur schüchtern und gleichsam nur im innersten Heiligtum seines Geistes, fast ohne sich es zu gestehen, sie auf sich bezog, und daß es ihm völlig verboten war, sich öffentlich als den dort gemeinten zu bezeichnen. Wie störend, wie geistlos und anmaßend erschiene es doch, wenn er geantwortet hätte: ja, ich bin Elias. Er hätte auch damit nur eine hölzerne und unwahre Auffassung der Art, wie die Weisfagung sich erfülle, bestärkt, eine Auffassung, die kaum einem ferner steht, als dem, der sich von der Luft der Erfüllung umweht fühlt.

Die Bibelstelle, welche er getrost auch öffentlich einigermaßen auf sich beziehen zu dürfen glaubte, ist jener merkwürdige Aufruf, der in der oben erwähnten Trostschrift Jesaias auf das von uns so genannte Programmwort abrupt (unvermittelt) dem Geiste des Propheten in die Ohren tönt, die „Stimme eines Rufenden“; so schreibt Jesaias: „In der Wüste bereitet dem Herrn den Weg, auf dem Gefilde macht unserm Gott eine ebene Bahn, alle Täler sollen erhöht und alle Berge erniedrigt werden. Das Krumme soll gerade und das Felsige eben werden, denn die Herrlichkeit des Herrn soll geoffenbaret werden.“ (Jesaias 40, 2—5 und Vers 10): „Denn siehe der Herr Herr kommt gewaltiglich und sein Arm wird ihm (für ihn) herrschen.“

Hier verspricht der Herr nicht etwa — wie man es erwarten möchte — Seinem Volke einen Weg von Babylon nach Jerusalem (wo ja ohnedies weder Berge noch Täler zu finden

sind) zu schaffen, sondern Er ruft Sein Volk auf, Ihm für Sein Kommen zu demselben alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Wenn den Propheten die großen, geistigen Zustände unseres Diesseits im Lichte des Jenseits offenbar werden, und ihnen dadurch ein Licht zu Teil wird über die verborgenen Ursachen und die Zusammenhänge mit dem jenseitigen Geistesgebiet, so schauen sie dies in Sinnbildern, die unserer Sichtbarkeit entnommen sind, haben aber von diesen Sinnbildern einen weit größern Eindruck der Realität und Tatsächlichkeit, als wir Kinder der Neuzeit ihnen nachzufühlen vermögen. Diese Täler und Höhen, die zu beseitigen sind, werden in jener Trostschrift sofort in Angriff genommen. In der Großstadt Babylon war ein kindischer Götzendienst und eine unsäglich jämmerliche Liederlichkeit mit einem solchen Nimbus des Weltglanzes und der Kunstherrlichkeit umgeben, und obendrein den bekanntlich hiefür empfänglichen Juden eine so reiche Fülle des Erwerbes aufgetan, daß diese Kinder der Gefangenschaft versucht waren, an der Wahrheit des Glaubens der Väter zu zweifeln und ihrem Glauben an den unsichtbaren, lebendigen Gott, dessen heiliges Herrschaftsgebiet ja von der Landkarte verschwunden war, zu entsagen. Aehnliche Gebirge von Weltgröße und Vertiefungen der Verzagtheit und Verkrümmungen aller Art sah ja auch Johannes in seiner Zeit als ein scheinbar undurchdringliches Hindernis jedem Einwirken großer, göttlicher Gedanken auf die Zeit, auf sein Geschlecht entgegenstehen. Wenn er aber sein Wirken in seinen Erfolgen betrachtete, so durfte er sich wohl als der Pionier erscheinen, der mit eiserner Waffe alle diese Hindernisse rücksichtslos durchbrach, mit anderen Worten, als die Stimme, die nicht nur zur Bereitung des Weges, zur Beseitigung der Hindernisse auffordert, sondern dieselben auch, was ja geistig geschehen muß, vollzieht.

Wie wunderbar groß war nun doch Johannes Stellung geworden! Was Jahrzehnte lang des Einsiedlers Herz bewegt hatte, das ist nun wie ein Erdbeben durch die Gemüter gegangen und pulsierte in tausenden und abertausenden von Herzen. Aber so ernst und fast schreckhaft auch der erste Eindruck seines Wirkens war — das Schlußergebnis war lauter Licht. Helle war's in den Gemütern geworden, die dunkle Nacht der Gottentfremdung und der bösen Gewissen schwand, und das schöne, heilige Licht Gottes begann zu strahlen. Was ihm einst sein Vater an der Wiege zugesagt hatte: „seinem Volke Erkenntnis des Heils zu geben in Vergebung ihrer Sünden," — das war

ihm geworden. Die Begriffe: „Sünde“ und „Vergebung“ waren beide von ihm in helles Licht gesetzt und dadurch mit einem Male für jedermann zur brennenden Frage des Tages gemacht worden. In alternden Religionen artet die Frömmigkeit zu einer Art Kunst aus, die es dem gemeinen Manne, dem durchschnittlichen Menschen, erschwert und erleidet, mitzumachen, da sogar auch etwas Gesundes an ihm sich dagegen sträubt. So schaut er mit halb respektvoller, halb mißwollender Scheu an die Frommen hin, läßt für sich seine Gewissensfrage unerledigt, und wirft sich auf die Interessen des Tages, die Interessen des Erwerbes und Genusses, der Politik, der Parteikämpfe ꝛc., und behilft sich für sein Gewissen mit den jeweiligen Phrasen des Tages, die ihm einflüstern, daß, weil er ungefähr sei wie alle andern, so werde es mit ihm auch ordentlich stehen. Dieser „Durchschnittsmensch“ gerade war nun aufgeschreckt durch den donnernden Gerichtsruf des Johannes; aber nicht nur das, — denn dies hätte an und für sich nichts gewirkt —, sondern es war ihm auch die Türe der Vergebung aufgetan. „Vergebung“, die war ihm bisher so hoch gehängt, daß er sie nicht erlangen konnte, und daß in den die Sünde vertuschenden Phrasen der Welt auch keine wahrhafte, wirkliche Vergebung zu finden sei, hatte sein armes Herz eigentlich längst gespürt. Aber vor der sichern Aussicht einer tatsächlichen Vergebung erbleicht ihm mit einem Male der Glanz des Welttums; alle andern Interessen treten zurück und die Erkenntnis bricht sich Bahn: „mein Heil steht allein in Vergebung der Sünden“ (Lucas 1, 77). Das war die große Erquickung für das arme Volk, daß das Heil Gottes wieder für den einfachen Menschen zu haben war.

So war der einsame Johannes mit einem Male gewissermaßen Familienvater seines Volkes geworden, eine Stellung, wie sie keiner seiner Vorgänger von ferne innegehabt. Wie hätte — töricht geredet — z. B. ein Elias ihn um dieselbe beneiden mögen!

Wenn wir Johannes richtig aufgefaßt, so hat sich eigentlich innerhalb seines Lebens und Wirkens eine große Wendung in der Geistesgeschichte der Menschheit, vorab in dem Charakter der heiligen Geschichte, der Geschichte des Volkes Israel, vollzogen.

Die Kulturgeschichte scheidet nicht mit Unrecht scharf zwischen der klassischen (griechisch-römischen) und der christlichen (modernen) Art zu denken. Dem klassischen Denken lag der

Schwerpunkt in der großen Welt der Erscheinungen, betreffs der Menschen im Staate; der einzelne Mensch kam nur als Bestandteil in Betracht. Unseres Denkens Schwerpunkt liegt im eigenen Ich, — die wunderbare Gedankenwelt, die in jedem Einzelnen wohnt, ist uns wichtig geworden, — der unendliche Wert des einzelnen Ich. Aehnliches sehen wir in der heiligen Geschichte. Israel gilt als Ganzes, und auch dieses selbst wieder nur als Mittel für Zwecke, die ein noch größeres Ganzes — alle Völker der Erde — im Auge haben. Rücksichtsloser und schärfer konnte man diese Anschauung, diese Geringwertung des Individuums, nicht aussprechen, als Johannes mit den Worten: „Gott vermag dem Abraham auch aus diesen Steinen Kinder zu erwecken." Und gerade dieser rauhe Mann mit seinen riesigen Zielen ist etwas geworden, wovon das Alte Testament uns so gut wie nichts erzählt: — ein Arzt und Pfleger der Individualitäten, ein Seelsorger! Als Erfolg seines langen Ringens in Glauben und Hoffen sieht er nun das Seelenglück in den Einzelnen, in Tausenden die wiederhergestellte Gesundheit der Seelen. Der „Tag des Herrn," den er so nahe sah, war noch ferne, aber sein Leuchten spiegelte wie in Tautropfen „Tag" in Tausende von Seelen.

Wir haben uns diese allgemeinen Betrachtungen über Johannes erlaubt, weil wir auf dem Höhepunkte seines Wirkens angelangt sind. Es könnte uns aber auf diesem Höhepunkte für ihn bange werden. Wie soll's nun weiter gehn? Wie? wenn der „Größere," den er so sicher in Aussicht gestellt, nicht käme, oder doch den gehegten Erwartungen nicht entspräche? Es gab und gibt schon so viele glänzende, religiöse Erscheinungen, die von außen einem Palaste gleichen mit imposantem Eingangstor, und aus den Fenstern ruft's uns zu, wie glücklich man hier drinnen lebe; ist man aber durch's Tor hineingeschritten, so bemerkt man bald, daß aller Aufwand auf die Außenseite verwendet worden ist, und daß es da drinnen ärmlich aussieht und zugeht, und daß fast die ganze Freude und Leistung der Insassen die ist: einander, wie auch denen draußen, beständig zu versichern, wie gut man's doch da habe und wie schön es da sei. Sollte es mit des Johannes Werk etwa auch also enden? Seine Lage war sicherlich keine leichte, seine Glaubensaufgabe nicht gering. Sein ganzes Werk war darauf angelegt, ein Anfang zu sein, und mehr konnte er selbst nicht leisten; — kam der „Große" nicht, um die Fortsetzung zu bringen, so hatte er fast seine Täuflinge betrogen.

Nach einem Schwärmer freilich sieht er nicht aus, das beweist auch die Schlichtheit, Nüchternheit und Bescheidenheit, mit der er sich, d. h. seine große Gemeinde, einstweilen einrichtete. Auf die große Frage: wie soll man fortan leben? was soll das treibende Prinzip unseres Handelns sein? hatte er nur eine Antwort: Liebe, Nächstenliebe, aber dies voll und ganz, eine Liebe, die auch empfindliche Opfer ohne Umstände bringt, eine Liebe, die gegen sich selbst, dem Andern zulieb hart sein kann.

Bezeichnend sind seine Winke betreffs der damals anrüchigen Berufsarten. Alternde Religionen haben auch das an sich, daß die Frömmigkeit sich — wenigstens scheinbar — aus dem öffentlichen Leben zurückzieht und sich mit Vorliebe in vermeintlich besonders fromme Berufsarten (Orden oder dgl.) flüchtet, und daß Hand in Hand damit immer mehrere der weltlichen Berufsarten als „unfromme" gezeichnet werden, so daß sich fromme oder unfromme Gesinnung schon in der Wahl des Berufes ausspreche. Zu solchen verrufenen Berufsarten gehörten damals der Zöllner- und der Kriegerstand, welche gerade ein besonders zahlreiches Contingent zur Taufbewegung des Johannes geschickt hatten. Verlegen kamen diese zu ihm mit der Frage: was sollen wir tun? sichtlich die Antwort erwartend: „Gebt so bald als möglich euern Beruf auf!" Aber das lag Johannes völlig ferne. „Da doch diese Berufe einmal nötig sind, wie gut ist's, wenn ihnen Männer obliegen, die in Gottesfurcht und Nächstenliebe wandeln! Seid ehrliche Zöllner, sanftmütige Soldaten!"

Aber wie mag er sich gesehnt haben, mit all' seinen Täuflingen einmal aus diesem Provisorium, das niemand so scharf wie er als ein solches erkannte, heraus zu kommen! Wie mag er gefühlt haben, daß seinen Täuflingen die Abwaschung des alten Unrats in die Länge nicht viel hilft, wenn ihnen nicht eine neue Kraft aus der Höhe, der verheißene Geist zu Teil werde! Und hierin mag sich allmählich in seinen Anschauungen betreffs dessen, was kommen soll, eine Umwandlung angebahnt haben bis zu jenen völlig neuen Gedanken, die uns der Ev. Johannes von ihm berichtet. Sein Geist hielt — wie billig — von allem Verheißenen dasjenige vorzugsweise fest, was seines Herzens Bedürfnis war. War doch er jetzt sichtlich mit Verwaltung der Dinge Gottes auf Erden betraut, und wußte er doch wohl, daß ihm damit eine gewisse Freiheit gegeben und aufgegeben war, sich das, was kommen soll, aus den Bedürfnissen der Gegenwart heraus zu deuten, und auch seine Wünsche

vor Gott danach zu bemessen. Und das Kommen des Richters, das Kommen dessen, der in's unauslöschliche Feuer wirft, war — so lange es noch stand wie es stand — seines Herzens Bedürfnis nicht. Desto mehr sehnte er sich nach dem, der den Geist gibt, der mit dem Geiste tauft. Es wurde ihm darüber eine Offenbarung, die uns hineinblicken läßt in seine Sorgen, gleichsam als des Hausvaters seiner großen Gemeine. Er mußte, er wollte wohl auch eine Gewähr haben, daß er hierin nicht das Opfer einer Täuschung werde; er mußte zweifellos wissen, daß der, der also handeln wird, wirklich im Besitze einer Gabe aus der Höhe sei, und nicht nur so mit bloß menschlichen Mitteln operiere, so daß am Ende nur das alte Nichts in neuer Verzierung geboten würde. „Auf welchen du (irgend einmal) den Geist wirst vom Himmel herabfahren sehen, der ist's, der mit dem Geiste tauft." Irgend einmal — nicht etwa gerade bei der Taufe, wie ja auch der Gedanke, daß der Kommende sich je werde von ihm taufen lassen, dem Johannes völlig ferne liegen mußte. —

Was das Nahen des Gerichtes betrifft, so bangte ihm wohl davor, — denn wie sollte es dann der Welt gehen? — Sein Wirken war ja, ob auch noch so reich gesegnet, ein Tropfen in's Meer im Blick auf den Verfall der Welt.

Es scheint nun, mit dem, daß er Jesum persönlich kennen lernte, habe sich in seinen Anschauungen von dem was kommen soll, besonders von dem was Jesus selbst bringen werde, eine durchgreifende Wandlung vollzogen. Wundern wir uns darüber nicht! Weit rätselhafter und unbegreiflicher wäre das Gegenteil, daß dieses Kennenlernen Jesu keinen Einfluß auf seine Anschauungen ausgeübt hätte. Die Weissagung paßt sich unseren, der Menschen Gedanken an, und wird vielfach noch überdies von uns nach unseren Gedanken zurecht gelegt, in der Erfüllung aber waltet Gottes eigner Gedanke allein, und Seine Gedanken sind himmelhoch höher als unsere Gedanken. Das merkte wohl niemand heller als Johannes, seit er sich gleichsam von Erfüllung umschwebt wußte; er ahnte wohl auch deutlicher als wir ihm nachfühlen können, wie sich diese himmlischen Erfüllungswünsche („Erfüllungstendenzen" möchte ich sagen) gleichsam in stetem Umwandlungsprozeß befinden, immer sich der jeweiligen Geistesgeschichte anschmiegend, und deshalb war er wohl allerdings überrascht, aber keineswegs enttäuscht, als ihm klar wurde, wie alles so gar anders, so viel freundlicher, so viel göttlicher und so viel menschlicher kommen werde, als wie er sich's gedacht.

Die Art, wie Johannes den, von welchem sein Herz lebenslang voll war, auf den er selbst immerfort voll Ehrfurcht und fast nicht ohne Bangen hingewiesen, kennen lernte, war für ihn äußerst unerwartet und überraschend. Ein Mann stellte sich bei ihm zur Taufe ein, vielleicht äußerlich als Handwerksmann erkennbar, ihm wohl vorderhand noch unbekannt. *) Jedem Taufbegehren ging ja ein dasselbe begründendes Bekenntnis der Sünden voran, deren Vergebung man nachsuchte, ein tief vertrauliches Gespräch, das gewiß von Johannes in freiester Weise gehandhabt und geleitet wurde. Aber wie wundersam klangen die Klagen dieses Mannes! Von so unendlich tiefem Weh gedrückt war noch Keiner gekommen! „Wir sind so tief gesunken, so weit verirrt! Wir sind gänzlich vom Wege des Lebens, vom Willen des himmlischen Vaters abgewichen." „Wer?" „Wir alle, alle, das ist das Schwere, die ganze Welt." „Ja aber du?" mag Johannes gefragt haben, dessen kundigem, heilig hellem Blicke gewiß die Unschuld und Reinheit Jesu entgegen strahlte. „Du auch?" O welch erschrockenes Erröten über die bloße Möglichkeit mag ihm geantwortet haben: „O schweige von mir! Ich möchte für alle kommen, mit uns Menschen ist's nichts, ich begehre Gottes Trost für die Menschen." So stand er vor ihm, lauter Scham und Not ob der Welt Sünde, aber durch dieses Weh hindurch wehte eine kindliche Unschuld, eine männliche Klarheit, eine heilige Zuversicht, wie Johannes sie nie als möglich geahnt. Da mag's ihm getagt haben. „Wer bist du denn? Wie heißt du?" und da mag sich's schnell aufgeklärt haben, wen er vor sich hat. O Johannes, — theoretisch hast du's längst gewußt, daß du nicht wert bist, dieses Mannes Schuhriemen aufzulösen, aber wie magst du Riese klein geworden sein vor diesem Kinde! Wie mag's dich überwältigt haben: „Gegenüber dieser Demut, dieser Zartheit, dieser Kindlichkeit und dieser Kraft ist all meine Sache nichts!" Jetzt kannte er ihn, aber gleichsam privatim, nach seiner individuellen Ueberzeugung. Die Offenbarung, die ihm geworden war, gebot ihm eine gewisse Zurückhaltung bis er das Zeichen sähe. Er kannte ihn, und andererseits „kannte er ihn noch nicht" (Joh. 1, 33). Immerhin war er dessen gewiß: „er ist mehr als ich," und schon freute er sich, endlich die Erquickung

*) Es mag befremdlich scheinen, daß Johannes seinen ihm verwandten Altersgenossen nicht persönlich gekannt hat (Joh. 1, 33: ich kannte ihn nicht). Aber einerseits war Johannes schon frühe Einsiedler, und andererseits wird Jesu, des gefürchteten Bethlehemkindes, Verschollenheit noch lange haben gewahrt werden müssen.

die er Tausenden gespendet, auch empfangen zu dürfen — von Jesu. Aber Jesus ließ es nicht zu. Die Worte, die Jesus ihm erwidert, beurkunden ein männlich klares, aber tief bescheidenes Bewußtsein der Ueberlegenheit und andererseits den festen, wohlbegründeten Entschluß, sich jetzt dem Johannes unterzuordnen. Es klingt wie Freundschaftsschluß — das Wort „es gebührt uns." „Wir zwei sind heute die Knechte Gottes, wir wollen und müssen zusammenhalten und jeder an seinem Orte tun was ihm gebührt." Es war eine großer, heiliger Moment, als Jesus in den Jordan ging, — beider Männer Geist, eines jeden in seiner Art, aber innig verbunden, war hoffend und betend zu Gott gerichtet für das Heil der ganzen Welt.

Jetzt kam das Zeichen! Es war — so möchte man sagen — für Johannes gespanntes Gemüt die höchste Zeit. Aber als es kam — welch' ergreifende Erquickung mag es für ihn gewesen sein! Er hatte wie keiner das Menschenherz kennen gelernt und mußte sich sagen: „wenn nicht ein Neuer und von Oben kommt, — mit bloß irdischen Mitteln und durch bloße Erdengrößen ist eine durchschlagende Hilfe unmöglich." Und jetzt kam sichtbar aus den Höhen herab, zu denen er lebenslang hinauf geglaubt und hinauf gebetet, das Verheißene! Ob er auch die Stimme gehört, wissen wir nicht.

Die ersten uns bekannten Worte des Johannes aus der Zeit, seit er Jesum kennt, sprach er zu seinen Jüngern, als er Jesum nach den Versuchungstagen wieder in seiner Nähe erblickte: „Siehe das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt!"

„Die Sünde der Welt!" Hat Johannes dieses gewaltige Wort von Jesu gelernt, vielleicht aus dessen Sündenbekenntnis, oder ist er ebenfalls von sich aus schon vorher darauf gekommen, und war dies einer der großen Gedanken, in welchen sie zuerst sich fanden und einander verstanden? Auch ihm, in dessen Ohr täglich neue Fluten menschlicher Torheit, menschlicher Verirrung, menschlicher Greuel drangen, lag es nahe, daß sich ihm endlich diese ganze Summe wie zu einer Masse zusammenballte und er nicht mehr Mehrzahl sah, sondern nur Einzahl, — nur einen großen Sünder, die Welt, und nur eine Missetat, die Sünde. Kam Johannes zu solcher Einsicht durch die Sündenbekenntnisse, die ihm die heimlichen Quellen des öffentlichen Geschehens offenbarten und ihm gleichsam einen Blick hinter die Kulissen des Welttheaters öffneten, so erhielt andererseits Jesus, der mit kindlicher Unschuld mitten im Getümmel des Weltlebens aufwuchs und mitten in demselben seinen innigen Zusammen-

hang mit Gott bewahrte und seines göttlichen Ursprungs bewußt blieb, auch hier wieder denselben Eindruck, — in diesem Gedanken, in dieser schmerzlichen Entdeckung fanden sie sich: — die Welt ist verirrt, schuldvoll verirrt, und so läuft nun alles anders als es sollte und könnte.

Diese Männer, sie traten als Kinder (wie gewissermaßen jedes Kind) das Leben an, geschützt mit einer heiligen Unwissenheit des Bösen, und ausgerüstet mit einem heiligen Ideal, das ein gesunder Mensch in seinem Herzen trägt; und sie blieben von einem Markten zwischen dem, was in ihnen war und dem, was von außen an sie kam, frei, — sie fanden: so wie es ist, im Großen und Ganzen, so *sollte es nicht* sein.

Und sie fanden auch ein anderes: „Es soll anders werden. Wir sind da, damit es anders wird." Liegt doch überhaupt in jeder höheren göttlichen Einsicht über Uebelstände eine Gewähr, daß von Oben eine Abhilfe geplant wird. Und sie wußten sich dazu geboren und von Gott gesandt; oder vielmehr: daß Jesus hiezu geboren und von Gott gesendet sei, das war ihr beider Trost, der ihm auch bei seiner Taufe noch durch ein besonderes Zeugnis von Gott bestätigt wurde.

Wie sollte es anders werden? Wie wird Jesus nun „seine Tenne leeren?" Daß er mit dem „in's Feuer werfen" der Spreu nicht eilen wird, das war gewiß dem Täufer sofort klar. „Aber die Welt ist doch zum Gerichte reif! Das Gericht ist angesagt, es kann nicht lange säumen." Wie mag es dem Johannes zu Mute gewesen sein, als ihm — ob im Gespräche bei der Taufe, oder vielleicht auch beim Anblick des aus der Versuchung zurückkehrenden Jesus, wissen wir nicht — als ihm in die wunderbaren Pläne der göttlichen Barmherzigkeit und in die Entschlüsse Jesu ein Blick gestattet wurde! Dieser Vollzieher des Gerichts, den er immer als den Richtenden geschaut, — er will der Gerichtete sein. An ihm soll sich das Gericht über die Sünde der Welt vollziehen! Er fühlte es ihm wohl an, daran, in welch' unwillkürlicher wie selbstverständlicher Weise er für die Sünde, den Abfall der Welt Buße tat. Er ist „das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt!"

Wie viel inniges Mitgefühl oder Mitleid und wieviel Dank liegt eigentlich in den Worten des Johannes: „Siehe — das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt!"

Später, als er Jesum schon von Jüngern umgeben, in gleicher Weise, wie er, aber mit größerem Erfolge wirken sah, schaute er in einem andern Bilde wieder dieselbe Bedeutung

seiner Person, aber im Lichte des Sieges. „Er ist der Bräutigam." Die Ehe bewirkt eine Gemeinschaft aller Rechte und Rechtsverbindlichkeiten in einer Weise, daß Keines dem andern auch nur dafür dankt. Jedes ist dem andern persönlich und so sehr die größte Gabe, daß das Uebrige dagegen zurücktritt. Die Art, wie sich Jesus schon in der Taufe moralisch und rechtlich mit der Welt in eins rechnet, sieht Johannes an wie das Tun eines Bräutigams, und da er des Sieges Jesu, bildlich gesprochen: „des Vermögens, die Schulden seiner Braut zu tilgen," gewiß ist, so sieht er ihn nun hier, wie er schon im Wirken stand, in der Bräutigamsfreude. Von ihnen beiden redet Johannes als von Gesandten Gottes: Jesus der Bräutigam, Johannes der Brautwerber oder Brautmeister. Der Brautwerber ist der frühere und von hohem Wert für den Bräutigam, aber seine ganze Bedeutung hat er vom Bräutigam.*)

Im Geiste auf der lichten Höhe des Sieges stehend, erschaut Johannes in diesem Bilde die Bedeutung seines Lebens und die bevorstehende Erfüllung all' der Hoffnungen, die er gehegt und verkündet. Klein zu werden fiel ihm wohl nicht schwer; es war ein Ruhen von hoch gespanntem, auf harte Probe gesetztem Harren. Aber wie gerne hätte er wohl nun erst noch fortgewirkt! Wir wissen, wie jähe ihm dies vereitelt wurde. Sein Fürst wurde auf ihn aufmerksam und nötigte ihm, vielleicht

*) Dieser Vergleichung des Verhältnisses Jesu zu seiner Gemeinde mit dem des Bräutigams zur Braut bedient sich bekanntlich auch Paulus zweimal in Epheser 5, 25 ff. und in 2. Korinther 11, 2. An letzterer Stelle finden wir auch den Brautwerber wieder, als welchen Paulus sich und jeden Knecht und Boten Christi hinstellt, um die Gemeinheit jener angeblichen Knechte Christi in grelles Licht zu stellen, welche es darauf absehen, Gunst und Ansehen für ihre eigene Person bei ihren Zuhörern und Pfleglingen zu gewinnen. „Ich bin eifersüchtig für euch — sagt er — mit Gottes Eifersucht (vergl.: „Ich der Herr dein Gott, bin ein eifriger Gott), denn ich verlobte euch einem Manne, dem Heiland, um ihm eine reine Jungfrau zu übergeben," d. h. „ich wollte ein ehrlicher Brautwerber sein, der das Verrauen, das ihm der Bräutigam schenkte, nicht dahin mißbraucht, das Herz der Braut vorher wenigstens teilweise für sich zu gewinnen."

Es ist ein unseliges und unheiliges Mißverständnis, wenn man dieses Gleichnis für Jesu Verhältnis zu seiner Gemeinde auch auf sein Verhältnis zur einzelnen Seele anwenden und gar ausmalen will, wodurch etwas unheilig Süßliches, ja Sinnliches sich des heiligen Bildes bemächtigt, wie dies auch in einem neueren, dem Englischen entstammenden Liede, „der Bräutigam kommt" und namentlich in der Melodie zu demselben in einer das wahre religiöse Gefühl, ja die Ehre des Herrn eher verletzenden Weise zum Ausdruck kommt.

durch eigene vertrauliche Annäherung, etwa wohl gar durch ein Begehren getauft zu werden, eine Bemerkung ab über den dunkeln Punkt in des Fürsten Eheverhältnis. Wie mag die Fürstin ihrem Gemahl, als sie ihm vielleicht einen Gewissensdruck anspürte, gepredigt haben darüber, was ein so roher, ungebildeter Mensch, der nicht einmal einen ordentlichen Rock an hat, von den zarten Bedürfnissen und „heiligen" Rechten eines Herzens von höherem Range verstehe, und wie gefährlich und unverantwortlich es sei, einen so gefährlichen Volksredner weiter sein Werk treiben zu lassen. „Wenn er dir solches in's Gesicht sagt, was sagt er wohl erst über dich in deiner Abwesenheit? Und was wird die Folge sein?" Das Einleuchtende solcher Reden kann man nicht bestreiten. Er wurde verhaftet und so zwangsweise veranlaßt, sein Leben so zu beschließen, wie er's früher geführt — als Einsiedler. Wie schwer ihm ein solches Leben j e tz t war, da sein Herz durch tausend Fäden mit den Herzen seines Volkes verbunden war, das können wir ahnen, und das erklärt uns auch teilweise jene Verdunkelung seines Geistes, da er in Gefahr war, an Jesu irre zu werden. Es war wohl noch ein anderes, was es uns erklärt. Der „Kommende" hatte Jahrzehnte lang sein ganzes Herz beschäftigt, seine ganze Phantasie erfüllt, und er, der großangelegte Einsiedler, malte sich alles groß, gewaltig, ungewöhnlich. Auch kannte er die kleinen und großen Leiden und Freuden des Menschenlebens, des Familienlebens nur theoretisch, all' diese Sachen: Krankheiten, Gemütsstörungen u. dgl. waren ihm unwichtig. Nun mag es ihm schon schwerverständlich gewesen sein, daß Jesus sofort nach seiner Gefangennahme ein völlig neues Verfahren einschlug, sich mitten in die Welt hinein begab und dieselben Dörfer, in die ihn früher etwa seine Profession geführt, nun durchwandelte. Aber vollends unverständlich mochte ihm sein, daß sich Jesus fast völlig in's „Krankenheilen" zu verlieren schien. Das war einem Johannes bei seinen hohen Erwartungen von Jesu zu kleinlich, zu bürgerlich und vielleicht bangte ihm nur, Jesus möchte aus purer Gutmütigkeit (eine Eigenschaft, die er wohl schon vorher an ihm in „befremdlicher" Stärke beobachtet hatte) die Höhe seines Berufes ein wenig vergessen. Vielleicht war der Zweck der so offiziell an ihn ausgerichteten Frage: „Bist Du der da kommen soll, oder sollen wir eines andern warten?" nur der eines — in des rauhen Johannes Augen noch höflichen — Anstoßes, sich besser auf seinen hohen Beruf zu besinnen.

Es liegt eine hohe Majestät des heiligen Gottes in der Art, wie dieser vielleicht Größte der Menschenkinder starb. In der Stille des Kerkers, unvermutet plötzlich, mußte er sein Haupt auf den Block legen, damit dasselbe zur fürstlichen Tafel getragen werde als Lohn für das elegante Tanzen des fürstlichen Fräuleins.

In diesem Meisterstück der Sünde lag etwas wie Triumph des Hohns gegen diesen Menschen, der den Gedanken gewagt, an ihrer Herrschaft über die Welt zu rütteln. Aber in diese „Schmach Seiner Knechte" legt Gott eine Gewähr ihres endlichen Sieges, ein Anrecht auf denselben.

Jesus.

Geburt und Kindheit.

Jesaias bittet und hofft einmal (64, 4), Gott möge und werde die, die auf Ihn (d. h. auf Seine Offenbarung in der Welt) harren, noch Dinge erleben lassen, wie sie kein Auge gesehen, kein Ohr gehört, in keines Menschen Herz gekommen, — Dinge also, welche alles, was die heilige Geschichte bisher erzählt oder die Weissagung bisher verheißen hat, an Herrlichkeit und Größe weit überbieten. Was Jesaias so gehofft, das erfüllt sich in der Geburt Jesu in einer Weise, daß man sagen kann: in ihr ist der ganze Inhalt der Hoffnung des Propheten in die Wirklichkeit eingetreten. Auch die Erfüllung der Hoffnung des Jesaias in der letzten Zeit, die Paulus (1 Kor. 2, 9) mit der Bestimmtheit eines Wissenden voraussieht, wird ja wieder Offenbarung Jesu, des Sohnes Gottes sein. Das, was der Engel Gabriel der Tochter Maria in Nazareth verkündete, übersteigt an Größe alles, was je einem Menschenherzen zu denken aufgegeben werden kann. Diese wunderbare Tat Gottes, wie er mit einem Teil seines Ich sich in's Menschengeschlecht hineinbegibt, sie, die Herablassung des Vaters, sie ist es, was allem Folgenden, das wir betrachten werden, zu Grunde liegt; sie ist der erste Bewegungsstoß, der nimmer ruhen wird, bis das Reich Gottes zum vollen Siege gelangt ist. Wir dürfen hier teilweise, d. h. so weit es für Beurteilung des Folgenden dienlich ist, die Beweggründe und die Tragweite dieser Tat Gottes

in's Auge fassen. Beweggrund: Daß Gott dieses tat, das beweist, wie strenge er darauf hält, daß die Geschichte unseres Geschlechts eine wirklich menschliche Geschichte sei. Der Menschheit ist es überlassen, was sie aus sich machen will, ob sie sich dem Verderben ihrer schlechten Natürlichkeit überlassen, oder ob sie sich heraus- und zurückkämpfen will zum Vater. Weil zum letzteren in den Menschen schlechterdings keine Möglichkeit mehr zu finden war, darum schenkt ihnen Gott einen Menschen, fast möchten wir sagen: schenkte er ihnen sich als Menschen. Es wäre dies mehr gesagt, als wir eben überhaupt in dieser Beziehung in Worte zu fassen im Stande sind, aber der Hauptsache nach wäre es nicht zu viel gesagt. Aber dieser Beweggrund erheischt auch die volle Tragweite, nämlich: daß der Geschenkte ganz Mensch und nur Mensch wurde, angetan, ich möchte sagen: begabt mit der ganzen Entwicklungsbedürftigkeit und Entwicklungsfähigkeit, mit der ganzen Unwissenheit und Schwachheit, mit der ganzen Kampfespflicht und Werdenot des Menschen. Freilich nicht des Menschen, wie wir ihn an uns sehen, oder wie wir ihn zu kennen vermeinen. Zur Erkenntnis des Wesens Christi meinen wir etwa so gelangen zu können, daß wir von den zwei vermeintlich bekannten Begriffen „Gott" und „Mensch" auf den unbekannten „Christus" schließen. Dem ist aber (wie es Dorner als Lehre Luthers so schön aufweist) nicht so, sondern jene beiden Begriffe „Gott" und „Mensch" sind uns unbekannt und werden uns erst bekannt durch jenen dritten: „Christus." Ohne ihn wissen wir weder was Gott, noch was der Mensch ist. In ihm erst lernen wir nicht nur Gott erkennen, sondern auch uns. Der Mensch ist mehr, ist ein höheres Wesen, als es jetzt scheint und als er selbst meint. Jesus selbst weist auf diese in uns schlummernde in gewissem Sinne unverlierbare göttliche Würde hin, wenn er wiederholt (Marcus 11, 23; Lucas 17, 6 ꝛc.) uns, wenn wir nur glauben, ohne alle weitere Einschränkung einen Anteil an Gottes Macht zuschreibt. Wir sind mehr als wir meinen. Aber vollends der Mensch war mehr und soll mehr werden, als er heute ist. Wenn wir alles, was von Anbeginn unseres Geschlechtes die Sünde und der Tod in uns angerichtet hat, hinwegdenken, — wie groß erscheint uns da der Mensch! Ein solcher Mensch war Jesus in seinem Erdenleben, er allein. Er war nicht ein Schein-Mensch (eher in anderem Sinne wir), er hat sich nicht etwa nur nach der körperlichen Seite hin den Beschränkungen, die im menschlichen Wesen liegen, unterworfen, sondern

auch nach der Seite des Geistes, dem beschränkten Wissen (Nichtwissen der Zukunft) und dem beschränkten Können, so weit diese Schranken nicht in unserem Unglauben liegen. Daß der Mensch ursprünglich Gottes Kind und Ebenbild war, darin wurzelt die Möglichkeit, daß Gott Sich uns in so inniger Weise nahe gab. Wir sind aber in Gefahr, daß wir in dem so äußerst unnötigen Bestreben, die Gottheit des Heilandes ja recht groß zu machen, die Größe, den Ernst, die Wirklichkeit seiner Menschwerdung verkleinern. Zur vermeintlichen Vergrößerung seiner Gottheit besitzen wir ein eigentümliches Mittel.

Wir Nachkommen besitzen nämlich gegenüber den Geschlechtern vergangener Zeiten etwas von der Allwissenheit Gottes. Was jenen das unbekannte, ungewisse „Morgen" war, das ist uns als ein abgetanes „Gestern" klar. Dadurch nehmen wir auch Teil an jener Seelenruhe, die der Allmacht entfließt. Getrost gehen wir mit David dem Goliath entgegen; wir wissen ja, daß er trifft; die größten Wunder, die geschehen sind, sind uns zu glauben eine Kleinigkeit, — sind sie doch pünktlich geschehen. Weil wir nun wissen, daß Jesus Gottes Sohn ist, so lieben wir es, oder halten es für Glaubenspflicht, diesen unseren Anteil an Allwissenheit und Allmacht auf ihn zu übertragen, indem wir uns vorstellen einmal: er habe alles das, was wir nun über ihn, über seinen Lebens-, Todes- und Siegesgang wissen, auch schon — und zwar von Anfang an — gewußt, und ferner indem wir alles, was er Großes vollbringt, von vorneherein selbstverständlich finden.

Das Bild, das wir dadurch gewinnen, ist das eines Wesens von göttlichen Eigenschaften, das im Uebrigen scheinbar ein Mensch ist. Was uns die Evangelien bieten, ist *mehr*, es ist Gott selbst, der uns hier — seiner äußeren Eigenschaften oder Vermögen, der Allwissenheit und Allmacht entkleidet — als wirklicher *Mensch* entgegentritt, Gott selbst, der in ihm uns liebt, in ihm für uns ringt, für uns leidet, für uns stirbt, für uns siegt. Den seligen, herrlichen Ernst der vollen *Wirklichkeit* Jesu sind wir in Gefahr zu verlieren, wenn wir uns ihn fast nur wie einen Schein-Menschen denken. Wir können das, was uns Jesus ist, in Beantwortung der beiden Fragen, als was und und wer er damals uns erschienen ist, zusammenfassen: „*Was* war Jesus?" „Mensch." „*Wer* war Jesus?" „Gott."

Dieser Eindruck drängt sich uns unwiderstehlich aus den Evangelien auf. Je unbefangener wir sie lesen, desto heller sehen wir, wie sehr seine Menschwerdung eine *völlige* ge-

wesen ist und gerade dadurch tritt uns um so gewaltiger und ergreifender — ich möchte sagen: nicht so sehr seine Göttliche Natur überhaupt, als vielmehr seine persönliche oder Wesens-Einheit, seine Identität mit dem Vater entgegen, das was er selbst als sein Wesen bezeichnet: „Ich und der Vater sind eins."

Ein ausgesprochenes Bewußtsein seiner Abstammung brachte der Heiland *) nicht mit auf die Welt. Dies, wie überhaupt jede Erkenntnis betreffs der Bedeutung seiner Person und seines Berufs, bildet den innersten Kern seiner eigenen Geistesgeschichte. Gerade das ist das Größte und Wesentlichste einer großen Tatsache und dieser am allermeisten, daß sie, um zu wirken, nicht nötig hat, daß der, welcher ihr unterstellt ist, welchen sie angeht, etwas von ihr weiß. Und auch uns wird diese Tatsache, daß Jesus göttlicher Herkunft ist („Gott von Art" — so übersetzt Luther unübertrefflich Joh. 1, 1), erst dann im hellsten Lichte klar, wenn wir in ihm den ganzen, reinen Menschen betrachten. Seit ich mich vor die Aufgabe gestellt sah, Jesum, wie er einst unter uns lebte, zu beleuchten, und seit ich mich in sein Leben im Lichte dieser Aufgabe vertiefte, wurde mir immer tiefer und unwiderstehlicher der Eindruck davon, wie sehr seine Menschwerdung eine völlige gewesen ist, und ich müßte mir eine lähmende, hemmende und störende Gewalt antun, wollte ich in meiner ferneren Schilderung diesen meinen Eindruck unterdrücken. Ich bringe ihn also gleichsam als eine bescheidene Anfrage an den Leser, ob man sich Jesum nicht auch also denken könne und dürfe, zur Darstellung, meinerseits in der festen Ueberzeugung, daß gerade dadurch seine Gottheit in desto hellerem Lichte strahlen wird.

Zu den Hoffenden, von denen wir geredet, gehörte auch Joseph. Ihm war es gleichsam angeboren. War er doch als Nachkomme Davids der rechtmäßige Erbe dieser Hoffnungen, der Mann, der Israels Not und Schmach von rechtswegen als die seinige empfand. Der stolze Königsstamm auf Zion war — wie die Propheten (Jesaias, Micha) geweissagt — gefällt, und

*) „Heiland". Dies ist das einzige Wort, womit wir das griechische Wort „Christus" wiedergeben, und dessen wir uns in ähnlicher Weise bedienen können, wie die Christen der Apostelzeit des Wortes „Christus". Letzteres sagte dem Christen jener Zeit, was Jesus sei; uns sagt es dies nicht; uns klingt es — als Fremdwort — wie ein Eigenname, ein zweiter neben „Jesus". Die Uebersetzung „Gesalbter" sagt dem Kinde unserer Zeit nicht das, was einst dem Israeliten, eher etwa das Wort „Sieger", sofern der Messias der ist, dem Gott den Sieg verbürgt hat. Aber wir bedürfen eines Wortes, das, wie seiner Zeit das Wort „Christus", Volkseigentum ist und sich in der Sprache eingebürgert hat.

nur der Strunk Isais übrig geblieben; denn nicht an den David, den König, sondern an Isai, den Bauern, erinnerte die jetzige Lage der Nachkommen, und auch nur was der Bauer in Bethlehem an Gütern besessen, war — dank den humanen Gesetzen Israels — der Familie geblieben — (besaß sie doch davon noch zu Domitians Zeiten 39 Morgen). Joseph war ein Tekton, der — im Unterschiede vom Architekton, dem Erbauer größerer Gebäude, — wohl hauptsächlich jene schlichten Bauernhäuser herstellte, die sich immerhin von der bloßen Hütte durch ein festes Dach, auf dem man verweilen konnte, unterschied. Dieser Beruf bringt es mit sich, daß der festen Niederlassung des Betreffenden, die gewöhnlich mit der Heirat zusammenfallen mag, ein Wanderleben vorangeht. Solch ein Wanderleben war vielleicht auch die Ursache, warum wir diesen Judäer bester Abstammung in dem geringgeschätzten Galiläa, in dem Städtchen Nazareth, begegnen. Dort mag er vorübergehend in Arbeit gestanden sein, und dort fand er Maria „von Nazareth," die dann als seine Braut in den Mitbesitz seiner Rechte, seines Schmerzes und seiner Hoffnungen eintrat und das — wie wir glauben dürfen — mit der ganzen Kraft ihres Geistes.

Noch niemals war bei solchen, die des Herrn harrten, der Zwiespalt so groß zwischen der Herrlichkeit und Gewißheit ihrer Hoffnung einerseits und der Verlegenheit, dem bösen Schein, ja der Schmach andererseits, der sie gerade durch ihre Hoffnung, ja durch die Erfüllung derselben der Außenwelt gegenüber Preis gegeben waren. Ein Herannahen Gottes zum Menschengeschlecht, das an Freundlichkeit, Tatsächlichkeit alles Ahnen der Väter weit überstieg, ward ihnen kund; aber was zuerst nur Maria wußte, durfte sie es Joseph sagen, konnte sie ihm zumuten, daß er es glaube? Und als Gott ihrer Not zu Hilfe kam und es Joseph kund tat, wie standen sie beide nun gegenüber der Mitwelt? Sie mußten ihr Geheimnis, so sehr es ihnen schier das Herz zersprengte, in tiefer Brust verborgen halten.

Dem Joseph mag es sein Grundbesitz in Bethlehem von Anfang an nahe gelegt haben, sich, sobald er ein Haus gründe, in Bethlehem zu setzen. Dieser Besitz war es denn auch, mehr als seine Abstammung, was ihn nötigte, sich zu einer Schätzung, die im Namen des Kaisers Augustus ausgeschrieben wurde, in Bethlehem zu stellen.

Als ihn diese Pflicht nach Bethlehem rief, war er — aus ernstem Grunde — noch Bräutigam; dieselben Gründe nötigten ihn, seine Braut mitzunehmen, trotzdem daß ihr Zustand davon

abriet. Er mußte es, damit sie nicht etwa als Jungfrau in seiner Abwesenheit bei Geburt eines Kindes dem Volks-Urteil, wohl gar dem Strafgericht verfalle. So schwer war ihm dieser Gang; doppelt hart dem Sohne Davids, — der sich daselbst als Untertan des Kaisers eintragen soll. Noch hatte er es wohl nicht getan, so war schon der Knabe geboren, — in eigentümlicher Lage trat er wohl vor den Schatzungsbeamten, um die Familienbeziehungen zwischen ihm und Maria, ihm und Jesus in Form der Rechtssprache anzugeben. Er durfte Jesum als ein ihm und dem Hause Davids gewordenes Gottesgeschenk, als seinen Sohn eintragen lassen.

Wie schmerzlich und demütigend wäre es dem Sohne Davids gewesen, sich und den Erstgeborenen als Eigentum des römischen Kaisers zu erklären, und damit gleichsam auf alle Hoffnungen Israels Verzicht zu leisten, hätte er nicht gewußt, daß dieser Sohn der Sieger sei und der Erfüller aller Verheißungen; und wahrlich, Rom hat diesen Erstgeborenen im Laufe der Jahrhunderte kennen gelernt. Es war nicht von ungefähr, daß dieser Knabe als Eigentum des römischen Reichs, gleichsam als Gemeingut des Menschengeschlechts bei seiner Geburt erklärt wurde.

Anders freilich, als wohl von der Amtsmiene des Schatzungsbeamten, wurde die Geburt dieses Kindes von denen begrüßt, von denen er herkam — von den Himmlischen. Wie sind wir doch verblendet, wenn wir meinen, über uns, jenseits unserer Sichtbarkeit, wohne und walte nur das kalte Nichts oder auch etwa Mathematik, oder höchstens noch etwas Philosophie! Aber freilich, dies ist uns armen Menschenkindern kaum zu verargen, denn dieses Reich der Himmlischen zieht sich wie scheu vor den Augen unseres unheiligen Geschlechtes zurück und so vollends durfte es sonst nie sich zeigen wie hier, wo die Größe des Ereignisses es so selbstverständlich erscheinen ließ, daß man — würden sie geschwiegen haben — fast entweder ihr Dasein oder die Größe des Ereignisses, oder doch ihr Wissen von demselben hätte in Frage stellen können.

Ebenso begreiflicherweise waren es nur schlichte Hirten, welche Zeugen dieser Himmelsfreude sein durften. Dreißig Jahre mußten diese auf die ersten Spuren einer Bestätigung dessen warten, was sie gesehen, und ihrer manche sind wohl darüber gestorben. Manches Lächeln des Mitleids über ihre leichtgläubige Phantasie werden sie mit der Zeit haben hinnehmen müssen. Immerhin wird heute auch der verhärtetste

Kritiker ihnen bekennen, daß ihre Phantasie oder die des angeblichen Erfinders dieser „Sage" sich einer ganz auffallend glücklichen Täuschung bedient habe, sofern doch in der Tat jenes Knäblein, das sie damals in der Krippe bewunderten, sich eine Stellung in der Weltgeschichte erworben hat, wie von ferne kein anderer.

Von eigentümlicher Feierlichkeit war der Augenblick, da der Knabe bei Gelegenheit der gesetzlichen Reinigung durch die Mutter im Tempel jenem stillen Kreise der Hoffenden vorgestellt wurde. Verwundern wir uns nicht darüber, daß das übrige Jerusalem trotz des gerüchtweise bekannt gewordenen Engelgesangs den Knaben nicht beachtete! Was ein Bauer wunderbares erlebt, gilt dem Städter nichts. Gewiß war es auch jenen Gebildeten „sofort klar", daß das Ganze auf einer enthusiastischen Selbsttäuschung beruhe, um so mehr, als wie die folgende Geschichte zeigt, — das Ganze dem sonst so rechtgläubigen Jerusalem ungelegen kam. Wir meinen den Besuch der Weisen. Es ist wie eine Weissagung der künftigen Schicksale dieses Knaben bis in die spätesten Zeiten, ihn hier Anerkennung finden zu sehen, in weitester Ferne bei Heiden, die — wohl vom Geisteserbe eines Daniel zehrend — eines göttlichen Winkes gewürdigt wurden, während Jerusalem, das vermeintlich so glaubens- und hoffensstarke, über der bloßen Möglichkeit, daß der Verheißene könnte geboren sein, erschrickt.

Durch den Mordplan des Herodes wurde das Kind zur Flucht nach Aegypten gezwungen und Jerusalem von einer Verlegenheit oder Beklemmung befreit. Hätte Jerusalem das Zeugnis der Engel mit warmem Herzen aufgenommen, so hätte es den Gedanken an dieses „Kind, das uns geboren," (Isaias 9, 6) hoffnungsfreudig im Herzen gehegt und mit Teilnahme sein weiteres Leben verfolgt, es hätte ihm nicht ein verschollenes werden können. So aber wurde wieder — wie, als Joseph nach Aegypten verkauft wurde, — das grüne Holz Israels vom dürren gleichsam ausgestoßen und verdrängt, und Jesus mußte später die Rechte auf sein Volk, die ihm durch die Verheißung, wie auch nun durch die Ankündigung bei seiner Geburt so fest verbürgt waren, sich als schlichter, oft verkannter Privatmann mühselig erkämpfen. So schien wieder Gottes gnädiger Heilsplan, durch der Menschen Unfähigkeit und Ungeneigtheit darauf einzugehen, vereitelt, und wieder hat Gott, was sie gedachten böse zu machen, zum Guten gewendet, so daß wir jetzt alle sagen müssen: Es ist gut, daß es so gekommen ist.

Diese kurzen Umrisse seiner Kindheitsgeschichte: Flucht nach Aegypten, Aufenthalt daselbst, Uebersiedlung nach Nazareth — sie lassen uns ein Leben reich an Angst und Entbehrungen in allerlei Not und Gefahr ahnen, aber Näheres beschreiben uns unsere Quellen in ihrer heiligen Beschränkung hierüber nichts.

Ebenso sparsam sind sie in ihren Berichten über das innere Leben des Jesuskindes. Ein zarter Schleier des Geheimnisses ist über den Kindesfrühling des Geistes Jesu geworfen und nur schüchtern und mit dem Vorsatze großer Bescheidenheit dürfen wir ihn einigermaßen zu lüften versuchen. In dieser Begrenzung aber dürfen wir's und ist's uns Bedürfnis. Ist doch, seit Jesus ein Kind war, über alle Kleinen, die in seinem Bereiche stehen, ein Strahl von dem wunderbaren Lichte gekommen, das seiner Kindheit geleuchtet hat, so daß es uns unwillkürlich hinzieht, jene stille Quelle zu belauschen, aus welcher der reiche Strom der Segnungen sich über die Menschheit ergossen hat; und wenn er uns, Mann geworden, seine Hochwertung der Kinder so warm kundgibt, ja das Kind uns geradezu als Muster hinstellt, so schimmern da sichtlich hohe heilige, selige Erinnerungen aus seiner eigenen Kindeszeit hindurch, Erinnerungen *ohne* Wehmut, ohne die bittere Beigabe, die sich bei uns denselben zuzugesellen pflegt, ohne den Reueschmerz über Verlorenes, Verscherztes, Verkümmertes, und andererseits legt er es uns damit selbst nahe, ihn auch als *Kind* wichtig zu nehmen, und in seine Art uns hineinzudenken.

Das Einzige, was uns unsere Quellen berichten, ist das Wort in Lucas 2, 40 „und das Knäblein wuchs und ward stark im Geist *), erfüllet mit Weisheit, und Gottes Gnade war bei ihm (oder: „war ihm zugewandt")." Wir dürfen das andere Wort über seine Knaben- und Jünglingszeit hinzuziehen (Lucas 2, 52): „Und Jesus nahm zu in der Weisheit und an Alter (Entwicklung) und an Gnade bei Gott und Menschen." Es liegt eine wunderbare, offenbar absichtliche Schlichtheit in diesen Schilderungen. Vor allem tritt uns dies entgegen in der Art, wie das Verhalten Gottes gegen ihn dargestellt wird in heiliger Gerechtigkeit, man möchte sagen: Unparteilichkeit, als ein Verhalten ohne Ansehen der Person, wenn von einem *Zunehmen* der Gnade Gottes gegen ihn geredet wird. In dem

*) Das Wort „im Geiste" fehlt zwar in den ältesten Handschriften (außer A.), so daß es nur hieße: „das Kind wuchs und erstarkte". Unmöglich ist es aber nicht, daß das Wort ursprünglich dennoch stand, später aber von Aengstlichen gestrichen wurde, welche meinten, ein Wachsen oder Erstarken im *Geiste* sei mit der *Gottheit* Jesu unvereinbar.

„er wuchs und erstarkte" liegt auch das Erlernen jener ersten Künste verborgen, die uns namentlich an unseren Erstgeborenen so sehr entzücken, die Kunst des Gehens und Stehens, die Kenntnis und Kunst der Sprache. Aber was uns an unseren Kindern entzückt, wie ergreifend mutet es uns an an diesem Kinde, wie es erst sich seiner Glieder bemächtigen, in der Sprache sich die Türe der menschlichen Geisteswelt künstlich zu erschließen lernen muß! Gar anders noch als sonst schon bei jedem Kinde staunen wir mit dem achten Psalm über das Geheimnis des Menschen: „Aus jungen Kindern und Säuglingen hast du dir eine Macht zugerichtet, den Feind zu vertilgen!" In auffälliger Weise tritt uns in obiger Schilderung das Wort „Weisheit" entgegen, als etwas, das selten gerade bei einem K i n d e betont werden kann. Jesus unterschied sich also von andern Kindern durch helles Aufmerken und durch eine Kraft der Sammlung und des Sichzusammennehmens, denn Weisheit ist in der Bibel eine Kraft nicht nur des Verstandes, sondern noch viel mehr des Willens, eine Gabe, richtig zu erkennen, vereint mit der Kraft und dem Entschlusse, dem Erkannten gemäß zu handeln.

Ueber die Art, wie das Jesuskind seine Gemeinschaft mit seinem Vater im Himmel fühlte, gibt uns vielleicht jenes Wort des Apostels Johannes, Joh. 1, 18, Aufschluß: „Niemand hat Gott je gesehen, der eingeborne Sohn, der in des Vaters Schoße i s t , *) der hat es verkündigt." Wir vernehmen hier den Eindruck, den Johannes allezeit von Jesu hatte. Wie es dem Kindlein wohl ist auf der Mutter Schoß als in seiner eigentlichsten Heimat, so war und fühlte sich Jesus allezeit in des Vaters Schoß, er mochte sein wo er wollte; es war dies eine über allen Wechsel der Zeiten erhabene Beschaffenheit seines Wesens (dies ist wohl der Sinn jenes „ὁ ὤν" „der — ist"). Aus dem Schoße des Vaters heraus hat er uns, was Gott sei, verkündigt (oder eigentlich „auseinandergesetzt, erklärt" „ἐξηγήσατο"). „Er war im Schoße des Vaters und er fühlte es," dies war die innerste Grundlage seines Lebens auf Erden, wie es dieselbe von Ewigkeit war und in Ewigkeit sein wird. Die wunderbare Kindlichkeit dieser Bezeichnung ist einerseits der Abglanz des Hohen, Göttlichen, der damit bezeichneten Tatsache, denn das Göttliche

*) „ist." Luthers erklärende Wendung: „der in des Vaters Schoße w a r" ist dem Griechischen nach nicht unmöglich, aber auch nicht wahrscheinlich. Ebenso unwahrscheinlich ist es, daß Johannes hier den Zeitpunkt im Auge hatte, in welchem er s c h r i e b , so daß es hieße: „der j e t z t — seit der Himmelfahrt — im Schoße des Vaters ist."

ist kindlich, oder das Kindliche in uns ist der Bestandteil unseres Wesens, der noch am meisten dem Göttlichen verwandt ist und dasselbe verstehen kann; andererseits weist diese Kindlichkeit des Ausdrucks vielleicht auch in die erste Kindheit Jesu zurück, sofern etwa Johannes dieses Wort nicht aus sich selbst gesprochen, sondern von seinem Meister, an dessen Busen oder „Schoß" er lag, vernommen hat. Für richtiges, kindliches Verständnis dieses Wortes ist es bedeutsam, daß Jesus auch dem Erzähler, dem Johannes, seine besondere Freundesliebe zu ihm in der Weise zu erkennen und zu fühlen gab, daß er ihn an seinem Busen oder „Schoße" liegen ließ (Joh. 13, 23). Denn was Luther hier mit „Schoß" (des Vaters) und dort mit „Brust" (Jesu) übersetzt, ist ja im Griechischen beidemale das gleiche Wort.

Der himmelhohe Unterschied zwischen den beiden Beziehungen, derjenigen Jesu zum Vater und der des Apostels zu Jesu, bleibt gewahrt und drückt sich auch darin aus, daß Jesus allezeit und wesentlich, der Apostel nur selten und mehr nur sinnbildlich dieses Verhältnis empfand, doch mehr aber darin, daß Jesus als in „d e n" Schoß des Vaters seiend, als seinem Wesen nach darauf angelegt, dorthin gehörend, bezeichnet wird. Andererseits aber stellt Jesus in diesem seinem Tun gegen Johannes nur d a s sinnbildlich dar, was er uns oft bezeugt, nämlich: daß unser Verhältnis zu ihm ein ähnliches werden und sein solle, wie sein Verhältnis zum Vater.

Als Kindlein in des Vaters Schoße wuchs Jesus empor. Diese Tatsache, sein Sein im Schoße des Vaters, war das Glück seiner Kindheit; er nahm sie wohl wie ein Kind als selbstverständlich hin, ohne über ihre Ursache und ihre einzigartige Bedeutung bestimmte Gedanken zu haben. Aehnlich wie bei uns die Entwicklung der Erkenntnis unserer selbst der Kernpunkt der Geschichte unseres Geisteslebens ist, so war wohl noch weit mehr in ihm das der Quellpunkt seiner Geistesgeschichte in seinem Erdenleben, daß er über diese Tatsache seines Seins in Gott, und über die Zusammenhänge derselben mit dem, was nach vorwärts und rückwärts jenseits der Grenzen seiner Erdengeschichte lag, sich immer klarer wurde. Wenn es Joh. 13, 1 und 3 heißt: „Vor dem Passahfeste, da Jesus wußte, daß seine Stunde gekommen sei . . . und (V. 3) nach dem Abendessen, da er wußte, daß ihm der Vater alles habe in die Hände gegeben, und daß er von Gott gekommen sei, und zu Gott gehe," so kann man sich des Eindrucks kaum erwehren, es sei ihm in jener Stunde über das, was er ja allerdings schon früher öffentlich von sich

ausgesagt, doch noch ein besonders heller Lichtblick, eine abschließende unmittelbare Klarheit und Gewißheit geworden.

Wir besitzen aber noch ein Wort, das uns das Geistesleben des Kindes Jesu beleuchtet, es ist das erste uns aus seinem eigenen Munde bekannt gewordene Wort. Er sprach es zwar nicht als Kind, sondern als zwölfjähriger Knabe, aber das, was er sagte, wirft ein Licht nach rückwärts in die Zeiten seiner Kindheit. Es ist das bekannte Wort, das er im Tempel zu seinen Eltern sprach (Luc. 2, 49): „Wußtet ihr nicht, daß ich sein muß in dem was meines Vaters ist?" (Genauer: „daß es sein muß, daß ich in dem, was meines Vaters ist, oder in den Dingen meines Vaters sei".)

Jenes Licht, das von der Kindheit Jesu her heute ein Christenkind umleuchtet, strahlt uns aus diesen Worten entgegen. Bei unsern Kindern ist es das Innewerden eines hohen himmlischen Berufes und eines heiligen Zusammenhangs mit dem Vater im Himmel; und dieses Licht strahlt uns zuerst von den Eltern her ins Herz. Ihr Gefühl der Verantwortlichkeit vor Gott für uns macht uns unser eigenes Ich in heiligem Sinne wichtig, mit den Eltern zusammen fühlen wir uns unter einen gemeinsamen Oberherrn, den Vater im Himmel, gestellt, ein ernstes aber seliges Sollen, ein „das und das muß sein, der Vater im Himmel will's," das ist die heilige Geistesluft, in welcher es dem Kinde heilig wohl ist, und in welcher es leicht erstarkt; und in nichts sind ihm die Eltern so verständlich, so lieb, so ehrwürdig, als in diesem ihnen und ihm gemeinsamen Gefühl: „es muß sein, daß ich so und so sei."

Aber — wenn wir Verantwortung fühlen für unsere uns geschenkten Kinder — welche Verantwortung hatten Maria und Joseph für dieses ihnen von Gott anvertraute Kind! Mit welcher Ehrfurcht mochten sie es anschauen und ihm sagen, wie es, um seines Vaters (im Himmel) willen, „sein müsse!" Diese Ehrfurcht vor der Hoheit seines Wesens begegnete in dem Kinde einem hellen Zeugnisse seines eigenen Herzens, einem Zeugnisse vom Vater her, gewiß in kindlichster Unbefangenheit.

Dies alles fühlen wir den Worten des Knaben an. Ein kindliches heiliges Hochgefühl über die Bedeutung seines „Ich", und über sein Verhältnis zu „seinem Vater" spricht sich darin aus, aber in schlichtester, demütigster Weise. Der Grundton ist das Gefühl einer seligen Pflicht, ist freudige Ehrfurcht. Von unmittelbaren Eindrücken, die ihm vom Vater her geworden, ja von dem Bewußtsein eines persönlichen Verkehrs, etwa durch

Offenbarung, entdecken wir nichts in diesen Worten, es ist, als wäre ihm der Vater noch, wie uns andern allen, in heiliger Verborgenheit, und nur in dem offenbar, was nach seinem Willen in Bezug auf ihn „sein muß".

Die Verwunderung des Knaben, die sich in dem „Wußtet ihr nicht . . . . ?" kundgibt, zeigt uns, wie er sich sonst gerade in solchen Gedanken mit seinen Eltern verbunden wußte. Das was in Bezug auf ihn und zwar in seiner Beziehung zu „seinem Vater" „sein muß" — das war das kostbare Gemeingut dieser drei. Von ihnen hat er es überkommen, aber er, der Gegenstand, der Inhalt dieser heiligen Wahrheit — er war auch gewiß seinerseits den Eltern durch die ganze Art seines Wesens die immer neue Bestätigung derselben.

Daß Gott im Himmel sein Vater sei, das hatten ihm wohl seine Eltern gesagt, aber nicht minder wohl als solche Worte sagte es ihm ihre ganze Art von ihm zu denken und ihn zu behandeln: denn was wir von unsern Kindern denken, das lernen sie uns am schnellsten ab, das dringt am tiefsten in ihr Bewußtsein. Wie helle dieses Zeugnis seiner Eltern in seinem Herzen wiederklang, wie kindlich und klar zugleich er darin sein ganzes Wesen ausgesprochen fühlte, das ist sein heiliges Geheimnis, über das wir uns geziemenderweise mit dem bloßen Ahnen begnügen. Vielleicht stammt das Wort Röm. 8, 15 „Abba, Vater," wie ein Gelehrter vermutet, aus Jesu Munde, und wäre dann ein unendlich vielsagendes Denkmal aus seiner Kinderzeit.

Daran, daß er allein Gottes Sohn sei, dachte er schwerlich, darüber sagten ihm wohl seine Eltern nichts, so daß er wohl kaum ahnte, daß Joseph zu ihm nicht in derselben Beziehung stehe, wie er zu andern Kindern ihre Väter stehen sah. Darauf weist auch das Wort der Maria hin: „Dein Vater und ich haben dich gesucht." Auch der Berichterstatter, nachdem er im Anfang fest und deutlich davon gezeugt, daß Jesus keinen Menschen, sondern nur Gott zum Vater hatte, nennt dann im Verlaufe Joseph und Maria schlicht „seine Eltern," er bezeichnet sie damit als das, wofür sie wohl nicht nur von den Leuten, sondern auch von dem Knaben angesehen wurden. Gehört es doch mit zur kindlichen Unschuld, daß wir uns über das Wesen unserer Abstammung keine Gedanken machen.

Der Zwölfjährige.

Wie die erste Frucht eines jungen Bäumchens mit Freude begrüßt wird, so erweckt in ungleich höherm Grade die erste selbständige Geistesäußerung eines Kindes unser Interesse, und wie oft zeichnet sich in demselben das ganze Bild des künftigen Mannes. In überraschender und doch merkwürdig einleuchtender Weise ist dies bei dem Jesusknaben der Fall. Die ganze volle Gotteshoheit durchbricht wie ein Glanz des Sonnenaufgangs rein und klar die durchsichtige Hülle der Knabengestalt, aber — und das ist das wunderbarste und lieblichste — es äußert sich dies in einem Zug echt menschlicher Knabenart, der unnachahmlich schön das Ganze durchzieht. Ist es doch eine der in unserer Kindererziehung am häufigsten vorkommenden, schwierigsten pädagogischen Nöte, der wir da begegnen: — der Knabe ist *ausgeblieben*, man *findet* ihn nicht!

Es ist jeder Knabe, namentlich der idealer angelegte, in einem stillen, unbewußten Kampfe der Notwehr des Menschengeistes, der sich nach seinen Gesetzen entfalten möchte und überall schon die Schablonen, die festen Sitten und Ordnungen trifft, nach denen er sich modeln muß. Im Knaben knospen und blühen oft Ideen hohen Ursprungs und reiner Art, die noch nicht mit der Wirklichkeit gemarktet, und noch nicht dadurch ihren ersten Duft verloren haben; es ist ein Göttliches noch rein in ihm, das bei denen, die über ihm stehen, schon mehr verkümmert ist; und darum erbleicht oft in seinem Geiste vor den Sonnen, die an seinem Himmel leuchten, das künstliche Licht der Gesetze unserer Hauspolizei. Ja manchmal, wenn man ein solches gemütreich angelegtes Kind wehrlos den oft so sonderbaren Idealen der Mutter 2c. preisgegeben sieht, möchte man sich des Wortes Davids über den Gerechten trösten: „Du bewahrest ihm alle seine Gebeine, daß derer nicht eines zerbrochen wird.“

Aber wie groß war in Jesu der Abstand zwischen dem hohen Göttlichen in ihm und zwischen jenem Niederschlage von halb gutem Wollen und halb schlechtem Vollbringen, den wir menschliche Sitte nennen! Wie groß war wohl oft seine Herzensnot, in der bescheidenen Lage und auch mit den beschränkten geistigen Mitteln eines Knaben, seine Art ohne Beeinträchtigung seiner Ehrfurcht vor seinen Eltern unverkümmert durch alle Klippen hindurchzubringen. Da sehen wir denn sein Ich mit

dem „Ich muß sein in dem was meines Vaters ist," an seinem Vater erstarken, fest in sich werden. Jenes „Ich bin," das uns später als der feste Punkt, als der Wendepunkt für die ganze Welt aus dem Verderben zum Vater zurück begegnen wird, es klingt schon in dem „ich muß sein" wieder.

Mit dem zwölften Jahre durfte er an dem Feste in Jerusalem zum ersten Male — statt mit der Mutter im Vorhofe der Weiber zu bleiben — mit dem Vater hinein in den Vorhof der Männer, zum unmittelbaren Anblick des Brandopferaltars und des Tempels, in jenen Vorhof, wo die geistigen Größen des Volks, die hochverehrten Lehrer, in einer Weise, wie es später in erhöhtem Grade ihm gehen sollte, Auge und Ohr der Menge auf sich zogen. Da wandelte er an diesem wunderbaren Heimatsorte des Volkes Israel, der demselben seine ganze Vergangenheit vor die Seele stellte. Aber in alle dem lag ja nicht das Wesen der Bedeutung des Tempels, das alles war nur Folge, Wirkung, Zugabe. Die eigentliche Bedeutung lag in der von Gott gewährten Nähe Gottes. Gottes Allgegenwart ist eine große, gewaltige Tatsache, aber sie ist keineswegs nur so mechanisch, naturmäßig zu denken, wie es oft der Fall zu sein scheint. Sie hat ihre Grade und Grenzen und letztere sind Ausfluß seiner Heiligkeit. Gott ist ein reiches Wesen und er heißt nicht umsonst „Jehovah Heere" (Luther: „Herr Zebaoth." *) Israel nannte Gott, gerade in strengem Festhalten seiner Einzigkeit, immer im Plural, „Elohim" = „die Himmlischen, die Götterwesen." Wenn es (beispielshalber) Psalm 72, 19 heißt: „Seine Ehre ergieße sich erfüllend über die ganze Erde!" so ist seine Ehre nicht als ein Produkt der Menschen gedacht, so daß der Sinn wäre: „möge er noch von allen Menschen geehrt werden," sondern als eine Heeresmacht, durch die er sich in allerlei Wirkungen kund gibt. So haben wir auch das Wohnen der „Ehre Gottes" im Tempel zu verstehen. Künstlich, heilig umfriedet war ein Ort geschaffen, wo Gott, ohne seiner Heiligkeit wehe zu tun, inmitten dieser unheiligen Welt wohnen konnte. Heilig umfriedet, denn nur v o r dem Heiligtum durfte ja der Israelite stehen, und auch dies nur e r, kein Fremdling; ins Heiligtum, die Stätte der Anbetung, durfte nur der Priester, ins Allerheiligste, wo der Name Gottes wohnte, nur einmal

*) Ebenso blöde bei ernsterem Nachdenken als verblüffend beim ersten Vernehmen ist es, wenn Lessing in „Nathan der Weise" gegen den Ausdruck, daß Moses auf dem Sinai vor Gott gestanden, den Einwurf erhebt: „Wo er stand, stand er vor Gott."

jährlich und nur aus Not, um der Sünden Israels willen, und nur mit den ernstesten schützenden Maßregeln — der Hohepriester. Der Israelite blickte auch hinauf gen Himmel zu ihm dem Herrn des Himmels und der Erde, aber seine Nüchternheit, Bescheidenheit und seine Erfahrung lehrten ihn, sich in erster Linie an diese Herablassung Gottes zu seinem Volke zu halten und von dem Herrn, der zu Zion wohnt, Jehovah's Hilfe aus Zion zu erwarten. Aber diese seine Nähe gab Gott den Herannahenden nach dem Maße ihres Gewissenszustandes kund. Verblendete, Schuldbeladene bekamen sicherlich in ihrer anmaßlichen Gedankenlosigkeit nichts zu spüren; Kindliche, Aufrichtige, die mit Buße und Glauben nahten, viel und Tatsächliches.

Wie viel aber hat gewiß Jesus empfunden und empfangen! Es ist uns davon nichts Näheres erzählt, nach der zarten, heilig schlichten Art der Erzähler. Aber aus seinem ganzen Verhalten und schließlich aus jenem Worte, womit er dasselbe rechtfertigt, geht es hervor, daß ihm hier in wundersamer Weise heimisch zu Mut wurde und er eine Luft der Ewigkeit atmete, über der ihm das Maß der Zeit entschwand und der Gedanke an das Gewöhnliche verloren ging. Er war nun in dem, was seines Vaters ist, und zwar nicht nur räumlich, sondern auch geistig. In den Fragen, die seinen Vater betrafen, bewegte er sich, und so sehen wir seinen Geist keineswegs in gefühliges Staunen hingegossen, sondern regsam, hier seinen Tag auszunützen. Wie viele Rätsel türmten sich doch in einem Herzen, das ohne selbst von Sünde zu wissen in unserer sündigen Welt aufwuchs, und welchem volle, ganze Liebe zum Vater und volles Vertrauen zu ihm das allein Selbstverständliche war! Wie manche seiner Fragen mögen, so unschuldig und kindlich wie sie kamen, als ein Blitz in die Gewissen eingeschlagen haben, daß sie sagen mußten: Daß wir dies, jenes begreiflich finden konnten, das ist Folge unserer Sünde und Schuld! Und wie manche seiner Antworten mögen auch wie das Morgenlicht eines neuen Tages in die dunkeln Herzen hineingestrahlt und sie zu neuem Glauben und Hoffen ermutigt haben!

Das Mißverständnis zwischen ihm und den Eltern in Bezug auf die Stunde der Heimkehr wirft ein helles Licht auf des Knaben sonstige Art. Was lag näher für die Eltern, als daß sie Jerusalem nicht verließen, ohne sich versichert zu haben, daß der Knabe ebenfalls bei der heimkehrenden Festkarawane sich befinde? Aber sie waren offenbar durch seine bisherige Art verwöhnt. Jene immer und immer wiederkehrende Aufgabe

der Eltern, insonderheit der Mutter, die Knaben an die Pflicht der jeweiligen Stunde zu erinnern, auch etwa einer angenehmen Unterhaltung ihr bestimmtes Ziel zu setzen, — jene Aufgabe kannten diese Eltern offenbar nicht, aus Mangel an Uebung war sie ihnen völlig entschwunden; der Knabe hatte ihnen offenbar nie Anlaß zu solcher Uebung gegeben. Aber die Ausnahme, die dem Knaben heute begegnete, ist eine so wunderbare Verbindung von Gotteshoheit und Gotteskindschaft, mit echtester, menschlichster Knabenart, wie sie der fruchtbarste Scharfsinn menschlicher Dichtung nimmermehr hätte erfinden können.

Jesu Bildungsgang.

In dem für damals ungewöhnlich viel gereisten Knaben (Bethlehem, Aegypten, Nazareth, Jerusalem), in dem Knaben, der ob dem Eifer, mit den Lehrern seines Volks umzugehen, fast seine Eltern vergißt, sehen wir einen merkwürdigen Gegensatz zu der Jugendart und Jugendgeschichte des Johannes, und dieser Gegensatz wird noch schärfer, wenn wir auf den weitern Bildungsgang Jesu hinblicken.

Wir unterscheiden heute zweierlei Bildung, die wir unsern Jünglingen erteilen können: die humane, ideale — und die reale. Von der humanen reden wir nachher. Die reale Bildung erzieht den Jüngling zu irgend einem praktischen Können, er wird gleichsam zu einem Werkzeuge ausgebildet, das im Stande ist, irgend eine Spezialität von den Werken und Gütern unserer Kultur hervorzubringen.

Es ist merkwürdig und wichtig, daß Jesus auch diese Schule durchgemacht. Er erlernte und übte seines Vaters Beruf als Tekton, als Baumeister niedern Rangs. Kaum ein Beruf wie dieser verflicht seinen Mann so sehr in alle Verhältnisse unseres Lebens. Die Frage nach dem Baumaterial führt ihn über Berg und Tal, veranlaßt ihn, die Natur, z. B. für das Holz die Gesetze des Wachstums, mit hellem, scharfem Auge zu beobachten, die Verarbeitung erfordert zuerst besonnenes, berechnetes Entwerfen und verlangt hiezu Kenntnis der Gesetze der Form und der Zahl, Meßkunst, Zeichenkunst, Rechenkunst, und in der Ausführung waches Auge, sicheren Arm, fertige Hand und viel Arbeitsschweiß. Die Zusammensetzung der Bestandteile, die Aufführung des Gebäudes, verlangt Besonnenheit,

Mut, Disziplin. Die Natur der Aufgabe bringt es mit sich, daß sie nur durch das Zusammenwirken Vieler gelöst wird. Man ist einerseits in regen Verkehr gestellt mit dem edlen „Handwerk" in fast allen denkbaren Branchen, und andererseits arbeitet man selbst mit andern — oft in großer Zahl — gemeinsam. Und diese „andern" — sie sind durch die Natur ihrer Arbeit hartgestählte, oft rohe Leute, und der Anfänger, auch der sanftmütige, stille, wird meist nicht glimpflich behandelt. Wenn Jesus später in der Bergrede so gut darüber Bescheid weiß, wie ich's zu machen habe, wenn ich einen unverdienten Backenstreich empfange, wenn man mir den Rock nimmt, wenn man mich unverschämt oder aufdringlich um Geld oder allerlei Dienstleistungen anspricht, — so gemahnt es einen wie Erinnerungen aus der Jugendzeit, und mancher, der etwa eine ähnliche Lehrlingszeit überstanden, mag von der lebenswarmen Schilderung frappiert sein. Der Arbeiter, der solche harte Schule durchgemacht und etwas „kann", sieht mit mühsam verhülltem Selbstbewußtsein auf den herab, der bloß etwas „weiß", oder gar: der bloß etwas „hat"; und wir können es ihm kaum verargen. Die körnige Rede Jesu, die ihre Gedanken wie von selbst zu lauter Sprichwörtern münzt, und die als „der Stil Christi" in der Sprachwissenschaft einzig dasteht, die biedere kurze Art, zu jedem so zu reden, daß er sofort weiß, woran er mit ihm ist, — sie sind erwachsen und erstarkt in dieser rauhen Luft einer mitten im Menschengewühl und im Arbeitsgedränge verbrachten Jugendzeit.

Kaum ein Beruf führt so tief wie dieser in fremde Familienleben, Familiengeschichten hinein, in ihre Interessen, Sorgen und Hoffnungen. Welch Ereignis, welch ein Wendepunkt in der Familiengeschichte ist doch meist der Bau eines Hauses, und wie viel unberechenbare Zukunft ist damit verbunden! Und einen immerhin nicht geringen Bestandteil dieser Zukunft wird die Wohnlichkeit und Solidität dieses Hauses bilden. Welch Feld für die Nächstenliebe! Da galt es doch auch, sich auch bei solch einfachsten Bauten in die jetzigen und künftigen Bedürfnisse der Familie einerseits und in ihre Mittel und Kräfte andrerseits hineinzudenken; da mußte man etwa einen, der (Matth. 7, 26) am Fundamente sparen wollte, warnen, es doch ja nicht zu tun, oder einen andern, dessen Pläne zu hoch gingen (Lucas 14, 28), bitten, zuvor „mit mir zu sitzen" und die Kosten zu berechnen (was ja um so nötiger war, da damals bei dem unerschwinglich hohen Zinsfuße der

„Wucherer" und dem eisern strengen Privatrechte jedem, der über seine Mittel hinausging, rasch jene Katastrophe nahte: — „Da er nicht hatte zu bezahlen, ließ sein Gläubiger ihn und alles, was er hatte, verkaufen (Matth. 18, 25)."

War der Heiland so durch seinen praktischen Beruf mitten ins Volksleben gestellt, so genoß er andererseits betreffs der humanen Bildung die allgemeinen Vorteile, welche seinem Volke damals überhaupt beschieden waren. Was heißt eigentlich humane Bildung? Die ihr zu Grunde liegende Idee ist wohl die: derjenige Mensch, der einst irgendwie an der geistigen Führung der Mitwelt sich beteiligen will, soll in sich die Geschichte der Menschheit nach ihrem innern Lebensgehalt, nach dem was jeweilig in ihr für die Folgezeiten fruchtbar war, neu durchleben. Die Heldengestalten der Vorzeit, die sich für ihr Vaterland geopfert, erfüllen sein Herz; er sitzt den alten Denkern und Dichtern zu Füßen und denkt und fühlt so mit der Menschheit von Geschlecht zu Geschlecht. Wird es in ihm lebendig, vermag er in diesem wunderbaren Leben der Menschheit die wahren lebendigen Zukunftskräfte aufzuspüren und sich anzueignen, so kann er ein weiterer grüner Zweig an dem Baume der Menschheit werden ‚der neue, bisher noch nicht vorhandene Früchte bringt, im andern Falle, d. h. wenn für seinen Geist die ganze große Weltgeschichte nur zu Handen des Schulexamens geschehen ist, wird freilich aus ihm nicht viel mehr, als der sogenannte gebildete Mensch. Jesus war ein grüner Zweig und die Lage, in der er aufwuchs, war vielleicht — dem Anscheine entgegen — eine äußerst günstige. War doch schon überhaupt, damals wenigstens, kein Volk als Ganzes betreffs der humanen Bildung so günstig gestellt wie Israel, besonders das Judentum zu Jesu Zeit. Drei große Institutionen halfen dazu: die heilige Schrift, der Sabbath, die Synagoge, von welcher wir schon geredet haben.

Kein Volk hat, wie Israel, seine Literatur amtlich gesammelt, gesichtet und geordnet, und bei keinem Volke war es heilige, allgemeine religiöse Pflicht, diese Literatur kennen zu lernen; was bei andern Völkern etwa Vorrecht der Priesterkaste war, das war hier allgemeine Pflicht. Und diese Literatur war nicht etwa, wie bei manchen Priester-Literaturen anderer Völker, mythologischer oder liturgischer Natur, sondern es war die Geschichte des Volkes, es waren seine Gesetze, es war seine Poesie und Spruchweisheit und die Fülle seiner Hoffnungen.

Die zweite Institution ist der Sabbath, der allen, auch dem Armen, ja den Sklaven gewährleistete Ruhetag, welcher ganz

besonders dem Umgang mit jenen heiligen Schriften geweiht war. In Griechenland und Rom hatte die eine Klasse der „Glücklichen" lebenslang Sonntag, die andere, die „Masse" lebenslang Werktag, so daß eine gleichmäßige Durchdringung des ganzen Volks mit demselben geistigen Gehalt unmöglich war. So gebrach es dann der Bildung vielfach an jener Kraft, Gesundheit und Naturwahrheit, die sie nur aus der untersten Schichte mit ihrem harten Kampf um's Dasein beziehen kann, diesen untersten Schichten selbst aber an jeglicher idealer Verklärung ihres kümmerlichen Daseins, während gerade darum in der Bibel auch das Höchste und Größte so kindlich und lebenswahr uns vor die Seele tritt, weil aus ihr das Geistesleben eines ganzen Volkes, wie einer einzigen Person spricht. Das ist aber, wie wir wissen, nur ein äußerlicher Vorzug dieser Schriftensammlung.

Was war es denn eigentlich um jene heilige Literatur, und woher rührte jene merkwürdig günstige Gestaltung des ganzen Volkslebens, durch welche das ganze Volk seiner Vergangenheit, seiner Aufgabe, seiner Ziele beständig bewußt blieb? Wir wissen es, Gott hatte dieses Volk Sich geschaffen und erzogen, um mittelst desselben die Menschheit wieder zu Sich zurückzubringen, und zu dem Zwecke war auch seine Literatur, wie sie nun gesichtet und gesammelt war, in Wahrheit eine h e i l i g e, d. h. von einem andern Geiste als dem in der Welt herrschenden, vom Geiste Gottes überwaltete geworden. Wiederholt hatte sich Gott in mancherlei Weise Männern dieses Volkes geoffenbart — und diese Offenbarungen waren in diesen hl. Schriften niedergelegt — über Gottes Willen und Gottes Gnadenpläne für das Menschengeschlecht. Die Geschichte dieses Volkes war auf das große Ziel hin, daß durch dasselbe einst alle Völker gesegnet werden sollen, überwaltet und gesegnet und hatte deshalb eigentlich unter allen Volksgeschichten allein einen planvollen Gehalt, echt fortschrittliche Elemente. Hier war — an Offenbarungen und Taten Gottes und an glaubensstarkem Ringen der Menschen — alles zusammengestellt, was einen ewigen Wert hat, einen Wert, für ein gutes Ziel der Menschheitsgeschichte. Es war ein Handbuch für die folgenden Geschlechter, das alle Geschlechter der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu e i n e r Gesamtperson vereinigt, die hier ihre Lebensgeschichte liest — und schreibt.

Für Jesum war dieses Buch noch in ganz besonderem Sinne geschrieben. Auf ihn hin war alles geschehen; er war die reife F r u c h t und zugleich eigentlich die W u r z e l alles

dessen, was bisher Göttliches auf Erden geschehen war, und die Aufzeichnung war ein Brief seines Vaters an ihn, den er vorfinden sollte, wenn er Mensch geworden sei. Daß er dies wisse, war nicht nötig; eher könnte man vielleicht sagen: gerade, wenn er es nicht wußte, wenn er mit ganzer Unbefangenheit als einfacher Israelite sich in die heilige Geschichte und die heilige Schrift hineinlebte, gewann alles, was er dabei empfand, auch vor Gott einen um so größeren Wert, und kam um so reiner in ihm der echte Israelite, der echte Mensch nun einmal zur vollen Gestaltung.

So lebte er wohl die heilige Geschichte innerlich von neuem durch. Seinem Versuchungskampf in der Wüste, wo er alle schlimmen Zumutungen mit Aussprüchen des 5. Buches Moses aus dem Felde schlägt, spürt man an, wie er in seiner Jugend die Wüstenreise Israels betend mitgemacht und sich bei Israels Versündigungen gesagt haben mag „ich will's" — oder „in mir soll's Israel gewiß einmal anders machen." Und wenn Gott durch den Propheten Jesaias (26, 20) Seinem Volke für die Zeit der letzten Gerichtswehen die Anweisung gibt: „Gehe hin Mein Volk in deine Kammern und schließe die Türe hinter dir zu (wie einst in jener Nacht, da der Würgengel durch Aegypten ging) bis der Zorn vorübergeht!" so sieht man aus Matth. 6, 6 wie sehr sich Jesus das für alle Zeiten gemerkt hat.

Aber sein Lesen der hl. Schrift war doch ein anderes als das unsrige. Seine innere Gemeinschaft mit dem Vater, dem Ewigen, oder des Vaters Gemeinschaft mit ihm, versetzte ihn lebendiger auch in die ältesten Tage der Vorzeit, und beleuchtete ihm helle die oft in wenigen Strichen gezeichneten Bilder jener Zeiten. Welch ein helles Licht z. B. über die ganze Patriarchenzeit gewinnt er durch den einen Gedanken: „Gott ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebendigen!"

Diese anfangs vielleicht mehr oder weniger unbewußte Verwandtschaft mit Gott, die gerade im Unbewußten ihre Tatsächlichkeit um so mehr bewies, zeigt sich auch in jener wunderbaren Freiheit und Wahrheit, mit der er von den geschriebenen Gesetzen höher emporsteigt zu den ungeschriebenen Gesetzen des Schöpfers (so betreffs der Ehe, Matth. 19, 3 ff. und betreffs der Feindesliebe, Matth. 5, 45).

Tritt uns nicht letzteres auch in seiner Auffassung der Natur entgegen? Es liegt in seiner Anschauung der Geschöpfe, z. B. der Lilie, die er von „ihrem Kleide" unterscheidet, oder in

der Teilnahme, mit der er die wechselvollen Schicksale des Saatkornes verfolgt u. a.: — es liegt in alledem ein Zartgefühl, eine an Mutterliebe erinnernde Wärme, die auf einen inneren Lebenszusammenhang hinweist, der an seine Verwandtschaft mit dem Schöpfer erinnert. So fühlt er auch seinen Vater Seinen Geschöpfen, Seinen „Kindern" im weitesten Sinne mit liebender Sorgfalt zugetan, sie alle zu nähren und Seiner würdig zu schmücken. Die Schöpfung behandelt er in seinen Gleichnissen nicht etwa als eine Beispielsammlung, aus der man beliebige Bilder zur Veranschaulichung höherer Gedanken entnehmen könne, sondern er lernt in ihr die Weise seines Vaters, gleichsam Seine Denkungsart kennen, die großen Grundgesetze, welche einheitlich alle Gebiete des Daseins, von den untersten Stufen bis zu den Regionen des Geistes durchziehen, so daß in der niederen Stufe das Gesetz auch der höheren sich wiederspiegelt. Das Gesetz des Werdens vor allem, das Gesetz der wachstümlichen Entwicklung, das sich in der Pflanzenwelt offenbart, gab ihm später vielfach Licht und Trost über die künftige Geschichte des Himmelreiches auf Erden, als er mehr und mehr erfahren mußte, welche Hindernisse sich einer raschen Entfaltung desselben in den Weg stellen.

Der reiche Stoff von Weltgeschichte und Weltbildung, der in Rom und Griechenland sich angesammelt hatte, jenes bunte Vielerlei von oft glänzenden Taten und Gedanken, die aber — weil der höhern Leitung entbehrend — für das große Ziel wenig abtragen, blieb ihm — teils durch eigenen Verzicht — ferne. So wuchs er auf in teilweise freiwilliger Armut an Bildung, in heiliger Einfachheit, Sammlung und Beschränkung auf den einen Gegenstand, — den Menschen in seinem Stande vor Gott, des Menschen Aufgabe, des Menschen Not und des Menschen künftiges Heil, und auf das was die heilige Schrift ihm hiefür bot — auf die Offenbarungen Gottes und die heilige Geschichte.

Inneres Leben.

Wollen wir sein inneres Leben in jener stillen Zeit verstehen, so können wir uns einer großen Frage nicht entziehen: „Lebte er im vollen Bewußtsein, der eingeborne Sohn Gottes zu sein, der vom Himmel gekommen um die Welt zu erlösen,

hatte er planmäßig sich entschlossen, „einstweilen etwa bis zum dreißigsten Altersjahre, das Leben eines Handwerkers zu führen, um dann als Heiland öffentlich hervorzutreten?" So denkt man sich es gewöhnlich; aber mir wird dies — wenigstens teilweise — mehr und mehr fraglich. Wohl wird er mit der Zeit von seiner Mutter Andeutungen empfangen haben, daß es um ihn und seine Person etwas besonderes sei, auch daß er berufen sei „sein Volk von ihren Sünden zu erlösen" (Matth. 1, 21), und daß ihm Gott den Thron seines Vaters David geben werde (Lucas 1, 32), und diese Andeutungen klangen mehr und mehr wunderbar im Sehnen und Ahnen seines Herzens wieder; aber ob er von seiner Mutter je das Geheimnis seiner Abstammung erfahren habe, darf in Frage gestellt werden, und an die Hoffnung, die seine Mutter auf ihn setzte und ihm einprägte, hat er vielleicht nur mit heiliger Schüchternheit und gewissermaßen Aengstlichkeit hinaufgeblickt.

Je feierlicher bei einzelnen Knechten Gottes, z. B. Abraham, Maleachi, David, Jesaias die *Berufung* eintrat, desto mehr gewinnt man bei denselben einen dreifachen Eindruck: 1. daß sie allerdings zu dem, wozu sie berufen wurden, von Anfang an bestimmt waren; 2. aber, daß die Berufung irgendwie an ihre dermalige Herzensbeschaffenheit, ihre innere Lebensgeschichte anknüpfte, etwa auch als Erhörung ihrer auf Heil für alle hinzielenden Gebete, und 3. endlich, daß ihnen die Berufung *unerwartet* kam, daß sie vor derselben kaum eine Ahnung hatten von dem was ihnen bevorstehe. Und so ist es ja in der Tat für wirklich menschliche Entwicklung fast unerläßlich. Was ich schließlich bin, muß irgendwie die Frucht meiner Lebensgeschichte sein. Bei Jesu ist freilich insofern alles anders, als er nicht bloß vorherbestimmt war, sondern vorher *war* und Mensch *wurde*; aber sollte nicht dieses Menschwerden auch darin in göttlicher Größe und Vollkommenheit sich vollzogen haben, daß auch ihm erst in *feierlicher Berufung* (bei der Taufe) als Antwort auf ein Leben voll Sehnens und Flehens um ein Heil für die Welt das Bewußtsein seiner Sendung, die Bedeutung seiner Person voll und klar zu Teil wurde? Schwebte seinem Geiste auch ahnungsvoll eine große Zukunft vor, so „sorgte" er doch auch hierin „nicht auf den folgenden Tag." Mit tiefer Demut gewappnet, war er vorderhand ein echter, einfacher, wirklicher Zimmermann, harrend der Dinge, die da kommen sollen.

So wuchs er auf in Verborgenheit bezüglich der Bedeutung seiner Person, im Uebrigen aber kaum — wie man zu sagen

pflegt — „in der Stille," sondern in das Getriebe des Menschenlebens hineinverwickelt. Denken wir uns, wie unzertrennlich die menschliche Gesellschaft in sich verwoben ist, wie sehr namentlich auch ein jüngeres oder sonst abhängiges Glied derselben, ein Sohn, ein Lehrling, ein Arbeiter, von ihren Banden umstrickt ist, und wie Jesu liebendes Herz diesen Zusammenhang teilweise nur um so inniger gestaltete, so gewinnen wir den Eindruck eines gewaltigen Seelenkampfes, der sich aus dem Widerspruch ergeben mußte zwischen dem, wie es in seinem Innern stand, und dem, was er außer sich, um sich herum vorfand.

Er war im Schoße des Vaters, oder in denselben d. h. um dort zu sein, darauf war sein ganzes Wesen angelegt und dorthin ging sein ganzer Sinn. Das war seine Heimat. Die Kraft und Seligkeit der Liebe des Vaters zu ihm und seiner Liebe zum Vater, daß der Vater in ihm und er im Vater war, die Klarheit, Wahrheit, ewige Bedeutung und innerste Berechtigung solchen Seins, — das alles was er später „seinen Frieden" nannte, das empfand er gewiß als so selbstverständlich, so als das einzig Richtige, daß ihn wohl von Kind auf der Gedanke beherrschte: „hiezu ist der Mensch bestimmt, dies ist das eigentliche Wesen des Menschen," und unaussprechlich schmerzlich war ihm wohl die täglich wachsende Entdeckung, daß anderen dieser Friede fehlte, ja endlich, daß er in demselben allein stehe, daß er der einzige echte Mensch sei. Letzterem hat er später darin Ausdruck gegeben, daß er sich den Namen Menschensohn *) beilegte.

Wir dürfen diese seine Vereinsamung noch tiefer verfolgen. „Ich bin nicht aus dieser Welt, **)" sagt er später, d. h. nicht aus diesem Naturganzen (Kosmos), als das sich uns nun die Schöpfung darbietet, seit ein anderer als Gott sie beherrscht. Aber hierin stand sein innerstes Ich völlig einsam; schon sein Fleisch und Blut gehörte diesem Naturganzen an, —

*) Der Israelite sagte „Menschensohn" einfach für „Mensch." Vgl. Ps. 8, 5, aber auch z. B. Joh. 5, 24 „weil er ein (nicht, wie Luther, der) Menschensohn d. h. weil er ein Mensch ist." Die ganze Frage Jesu (Matth. 16): „Wer sagen die Leute, daß des Menschen Sohn sei? Wer saget ihr, daß ich sei?" verlöre allen Sinn und alle Bedeutung, wenn Jesus schon längst vorher mit dem Worte „Menschensohn" sich hätte als Messias bezeichnen wollen.

**) Diese Welt. Mit „Welt" übersetzt Luther drei Worte des N. T.: erstens (wie hier und auch sonst bei Johannes) „Kosmos" (gleich „Natur", „Weltall"), zweitens (bei Paulus, aber auch z. B. Matth. 12, 32) „Aeon", (gleich „Weltzeit"), und drittens (z. B. Hebräer 2, 5) „Oekumene" (gleich „bewohnte Erde").

dies war das erste Schöpfungsgebiet, in welchem er Gottes Herrschaft aufrecht erhielt. „Ich bleibe in des Vaters Liebe, denn ich halte Seine Gebote, ich tue allezeit, was Ihm gefällt;" so spricht er später mit einem Siegesgefühl, das ein fortwährendes, aber auch beständig und unbedingt siegreiches Kämpfen voraussetzt. Hier, innerhalb seines Leibes war er unbedingt Herr und Sieger.

Aber außer sich sah er wenig von dem, wessen sein Herz voll war. Die Zahl derjenigen, deren Tun und Gesinntsein er verstehen, dem seinigen verwandt fühlen konnte, nahm gewiß fast täglich ab und es häuften sich die wehmütigen Enttäuschungen, die peinlichen Rätsel an dem und diesem seiner Nächsten mehr und mehr. Bei seiner Nächstenliebe, bei der ihm der Nächste unwillkürlich so lieb war als er selbst, erlag er gewiß fast unter dem Druck von Schmerz und Scham über all das Unverständliche, Unverantwortliche, das er an seinem Nächsten zu sehen bekam. Er litt unter der Sünde, die er (2. Cor. 5, 21) nicht kannte, nicht verstand; sie erschien ihm wohl als eine furchtbare Zerrüttung, als eine Art innerster Geistesstörung, die gegenüber „seinem Frieden" kein Recht hat im Bestande zu bleiben, und allmählich, aber immer unabweislicher, wurde ihm die entsetzliche Verbreitung, ja die Allgemeinheit dieses Verderbens klar.

Daß *er* über dieses Verderben hoch erhaben sei, das war ihm gewiß ein fester, immerfort steigender, siegverheißender Trost — für *alle*, nie aber in dem Sinne, daß ihm der Gedanke: „sie sind's ja nur, ich nicht" tröstlich gewesen wäre. Sicherlich machen wir uns kaum einen Begriff davon, wie sehr er sich mit den anderen Menschen zusammenrechnete und ihre Sünden als die Seinen fühlte. Wenn er sich schließlich dem Vater zur Bestrafung mit dem Missetätertode stellte, so waren die Gründe, die ihn hiezu veranlaßten, weit schlichter, unmittelbarer, kindlicher, als wir in unserer Schulweisheit ahnen. Er rechnete sich in unwillkürlichster Weise mit uns zusammen und sagte sich: „Es geschieht uns Recht, wir verdienen es, daß ich gekreuzigt werde."

Dieses Dunkel von Seelennot und Seelenschmerz, das sich uns bei unserem Nachdenken über jene Zeit lagert, da Jesus zum Manne heranreifte, wird uns aber merkwürdig sonnig erhellt durch Aufschlüsse, die wir aus seinem Munde zu gewinnen vermögen.

Wenn wir ihn später in der Bergrede (Matth. 5, 21 ff.) das Gesetz auslegen hören, so fühlen wir: hier redet nicht ein

Tugendlehrer, der ein neues System der Moral ausersonnen und es uns nun anpreist, sondern hier redet ein Mann aus dem Leben, ein Mann der Tat; er redet aus vollem, warmem Herzen heraus, aus der Fülle seiner Erfahrungen, es redet ein begeisterter Täter, ein Mann, der (Jacobi 1, 25) „selig, glücklich ist in seinem Tun." So hat uns Jesus dort eigentlich einen Blick in seine Art eröffnet, die ihm als Jüngling und jungem Manne zu eigen war, und die er mitten im Getümmel des Lebens bewährte. Er ließ sich alles gefallen, nahm nichts übel, war nachgiebig, freigebig, friedestiftend, dienstfertig, er liebte seine Feinde, segnete die ihm fluchten, tat wohl denen, die ihn haßten, bat für die, die ihn beleidigten und verfolgten, und hatte für jedermann ein offenes, volles, warmes Herz.

Welche fröhliche Siegeszuversicht atmet doch dieses Tun! Man fühlt das starke Gottes-Ich, in kindlichster Demut, wie es sich unbedingt Sieger weiß über das Böse ringsum; man ahnt, daß es ihm gelingen wird, endlich alles zu sich und durch sich zum Vater herüberzuziehen.

War er doch — und das wußte er — in diesem Kämpfen nicht allein, nicht bloß auf sich selbst angewiesen. Seine Siegeskraft lag in seiner Einheit mit dem Vater. Jenem „**Ich** bin . . , du sollst," das uns vom Sinai herab entgegentönt, antwortet nun in Jesu mitten aus dem Weltzusammenhang heraus ein entsprechendes Ich: „Ich *will*," das ist das feierlich Erhabene, das uns in diesem Liebesringen entgegentritt, feierlich, weil wir fühlen, daß es dem Wesen nach beidemale *dasselbe* Ich ist. Er und der Vater sind eins. In aller jener Not, die wir an ihn kommen sehen, war der Schoß des Vaters seine Zuflucht; dorthin trug er voll Scham und Bedrängnis, voll Hoffnung und Vertrauen allen Jammer der Welt; und von dorther strömte ihm nach dem steigenden Maße seines Bedürfnisses für ihn und die Welt immerfort Licht, Kraft, Heil und Leben. So war er, der „Mensch" (1. Timoth. 2, 5) Christus Jesus der *Mittler* zwischen Gott und den Menschen, sofern durch ihn hindurch das Menschliche mit all der Gottesfülle, wofür es bestimmt und wozu es angelegt war, erfüllt wurde, und durch ihn hindurch die ganze Verirrtheit des Menschengeschlechts wieder „in den Schoß des Vaters" zurückkam.

Wie mag ihn seine Kampfesnot hineingeführt haben in die hl. Schrift! Lehrt sie doch uns alle, das Heute im Lichte der Vergangenheit und im Lichte der von Gott geplanten Zukunft verstehen. Da hat er wohl auch Psalmen, wie Psalm 14 (es ist

keiner der Gutes tue) immer neu verstehen und ernstlicher beten gelernt, da wohl auch in den ersten Kapiteln der Bibel (Sündenfall) Aufschluß gefunden, da endlich Trost geschöpft aus den durch die Propheten gegebenen Verheißungen, da hat er gelernt, wie er später (Lucas 18, 14) den Auserwählten Gottes befiehlt, Tag und Nacht zu rufen: „Rette uns von unserem Widersacher!"

Taufe.

In solcher Lage voll Herzensnot für die Welt und voll Sehnens, daß der Vater etwas tun möge, denken wir uns ihn auch in der Zeit, da Johannes der Täufer auftrat. Wie mag ihn die Kunde von dem wunderbaren Wirken dieses Mannes, von einer Taufe alles Volks zur Vergebung der Sünden, erquickt haben. Das war's, wonach sein Herz für alle schmachtet, da muß er auch hin, keinen trieb so große Seelennot, wie ihn, denn ihn drückte die Not aller.

Der eigentliche Herd der Taufbewegung war Judäa, wo auch Johannes für gewöhnlich sich aufhielt; allein, da er die ganze „Umgegend des Jordan" zum Bereich seines Wirkens erkoren, so wird er dann und wann auch im Norden des Jordanlaufes zu finden gewesen sein, wie wir ja auch schon galiläische Jünglinge bei ihm getroffen haben. So brach denn auch Jesus auf. Hatte er wohl eine Ahnung davon, daß er von dort nicht wieder zu seinem Berufe zurückkehren werde? Schwerlich, wenigstens bietet uns die Erzählung keinerlei Anhaltspunkte hiefür, sondern eher für das Gegenteil, denn die Erzähler betonen, er sei vom Geiste *getrieben*, (genauer „gejagt"), also gegen seinen Willen, wenigstens gegen allen frühern Vorsatz, in die Wüste gegangen, was am leichtesten dadurch verständlich ist, es sei ihm eine zu lange Abwesenheit von der Heimat, ja geradezu eine bleibende Trennung von derselben, *deswegen* ungelegen gekommen, weil er sie gar nicht vorgesehen habe. Er verließ also wohl seine Heimat, ähnlich wie alle andern, die zu Johannes gingen, nicht anders, als mit dem Gedanken, nach kurzer Abwesenheit wieder in dieselbe und zu seinem Berufe zurückzukehren.

So kam er zu Johannes, um vor diesem hiezu gesandten Knechte Gottes als vor dem Angesichte des Vaters und zu Handen des Vaters seines Herzens Jammer, sein ganzes

Schamgefühl, seinen Hunger nach Vergebung und Hilfe für die Menschen auszuschütten. „Vater, wir haben gesündigt, vergib uns," „die Welt ist verirrt, fehlgegangen, abgefallen," so haben wir oben sein Bekenntnis gedeutet. Die große Weltsünde, wie sie in der Geschichte des Sündenfalls gezeichnet ist, das „ohne Gott für sich selbst sein, Gott, sein eigner Gott sein wollen," das war es, worüber er bußfertig und glaubensgetrost in seiner Taufe vor Gott trat. Sehnsüchtig, aber gewiß auch vertrauensvoll, eine Gewähr zu erhalten des Inhalts: „Sei getrost, ich will euch Menschen verzeihen und helfen," ging er in den Jordan; wußte er doch, daß Johannes dieses Taufen nicht als eine müßige Erfindung seines Kopfes, sondern auf Befehl Gottes vollzog, daß also Gott sich anheischig gemacht hat, hier denen, die hiefür Sein Angesicht suchen, die gesuchte Verzeihung zu geben.

„Da tat sich der Himmel auf *) und der heilige Geist fuhr hernieder auf ihn in leiblicher Gestalt, in Gestalt einer Taube;" — dies *sah*, wie es den Quellen nach scheint, wohl nur Johannes, für welchen es, wie wir oben sahen, gerade als *sichtbares* Kennzeichen ein hohes Bedürfnis war. Daß aber Jesus dieser Gabe des heiligen Geistes für Ausrichtung seines Berufs bedurfte, spricht doch deutlich für unsere Annahme, daß er bisher völlig auf die uns allen Menschen zugänglichen Mittel allein angewiesen war.

Welch eine Antwort von den höchsten Höhen her, vom Vater her, zu dem er lebenslänglich hinaufgeglaubt, hinaufgeliebt, hinaufgehofft, kommt laut und vernehmlich diese Rede an sein Ohr: „Du bist mein Sohn, der Geliebte." Es war zuerst ein persönlicher Trost für ihn, fast als wäre er im Jammer über die allgemeine Schlechtigkeit auch über sich selbst ängstlich geworden, ob denn nicht sein persönlicher Friede auf Selbsttäuschung, Selbstüberschätzung beruhe, eine Angst, die er gewiß im Glauben überwand, aber dem dieser Trost eine Bestärkung war, wie sie jedem Glauben willkommen ist. Das Rätsel seines Lebens war ihm gelöst, sein ganzes Wesen stimmte gewiß mit Jubel in diesen herrlichen Aufschluß ein: „Das war's, ich bin der Sohn, ich bin das Kind und du bist mein Vater." Aber es war

*) Wenn Johannes hier und später Stephanus sogar in gedecktem Saale den Himmel offen sieht, so ersehen wir daraus, wie für unsere Sinne das sichtbare Dasein eine Hülle bildet, die uns ein unsichtbares, an Realität und Wirklichkeit das sichtbare weit übertreffendes Dasein verbirgt, und wie diese Hülle teilweise von ihren Sinnen weggenommen oder für sie gleichsam durchsichtig gemacht wurde.

ihm auch ein Troſt für alle; für alle war er vor Gott getreten und für alle mußte dies Wort eine tröſtliche Bedeutung haben. Dies beſtätigte denn auch das Schlußwort, welches entweder heißt: „An welchem ich Wohlgefallen hatte“ oder „in welchem es mir wohlgefiel.“ Erſteres ergäbe uns nur dann einen Sinn, wenn es uns erlaubt wäre, es wie Luther dahin umzuändern: „an welchem ich Wohlgefallen habe,“ und auch dann würde es uns nicht mehr ſagen als durch das Wort „mein Geliebter“ ſchon geſagt iſt. Die zweite Deutung erinnert uns an eine in der Bibel oft, z. B. Matth. 11, 26 (das iſt alſo wohlgefällig geweſen vor dir) vorkommende Bedeutung dieſes Wortes, nämlich daß es den Ratſchluß Gottes als das Wohlgefallen Gottes ausdrücken will. Es hat Gott wohlgefallen, heißt: „Er hat es gnädiglich beſchloſſen.“ In welchem mir's wohlgefiel, heißt dann wohl: „den ich im Auge hatte, als ich meinen Ratſchluß faßte,“ oder alſo auch: „in welchem ich meinen Ratſchluß ausführen will,“ ſo gibt denn dieſer zweite Satz die große praktiſche Folgerung, die Gott dem erſten gibt. Der erſte Satz ſpricht voll und warm Seine Freude aus, an dieſem, Seinem geliebten Sohn; aber Gott iſt die Liebe und die Liebe iſt immer praktiſch, und ſo wollte auch dieſe Freude nicht eine müßige ſein, ſondern gipfelte darin, daß mittelſt dieſes geliebten Sohnes nun Gottes Ratſchluß könne zum Heil aller in's Werk geſetzt werden. Das war denn auch der Troſt für alle, den Jeſus bedurfte. Gab ihm das erſte für ſich eine Wonne, die alles Denken überſteigt, ſo gab ihm das zweite als Antwort auf ſeinen Kummer für die andern den Befehl, die Sache des Heils für alle zum Siege zu führen und die gewiſſe, göttliche Gewähr, daß es ihm gelingen werde. Du biſt's, und dazu biſt du, daß all dieſes Sünden-Elend der Menſchen ſich wende. Jetzt wußte er, daß er der ſei, auf welchen die Väter gehofft, ja daß er noch weit mehr ſei, als jene von ihm geahnt.

Zu dieſem Berufe war nun Jeſus mit dem heiligen Geiſte in ſeiner ganzen Fülle ausgerüſtet. Schön ſagt ein Erklärer (v. Hofmann): „Wenn Gottes Geiſt ſonſt einen Menſchen überkam, damit er Gottes Wort rede, Gottes Werk tue, ſo war es irgend ein Einzelberuf in der Ausrichtung des göttlichen Ratſchluſſes, zu welchem er erweckt und ausgerüſtet werden ſollte. Der ihn aber jetzt empfing, ſollte den einheitlichen Heilswillen Gottes ausrichten. Daher empfing er den Geiſt Gottes in der Einheitlichkeit ſeiner heiligen Machtfülle, und dies ſtellte ſich darin dar, daß ſich das Herniederkommen des Geiſtes in das

Niederschweben eines körperlichen, in sich geschlossenen Wesens kleidete." Frühere Männer Gottes hatten auch ihre Sendung, ihren Auftrag, und mehr oder minder war meist einer mit der heiligen Sache Gottes auf Erden besonders betraut; so ist es von Moses gesagt, daß ihm Gott „Sein ganzes Haus," Sein ganzes Heilswerk, so weit es gefördert werden konnte, anvertraut, aber diese Mission oder Sendung war immer nur eine beschränkte, nach Maßgabe sowohl der Kümmerlichkeit der jeweiligen Zeit (da die Zeit noch nicht erfüllet war), wie auch der persönlichen Unzulänglichkeit jener Männer, und was sie an heiligem Geist empfingen, war wie ausnahmsweise, und zum Teil durch ihre Unzulänglichkeit veranlaßt. Jesus aber hat ihn voll und ganz, sowohl um seines Berufes willen, der die ganze Sache Gottes zum Ziele führen soll, als um seiner Abstammung, seiner darin begründeten Persönlichkeit willen, welche zum ersten Mal, seit es Menschen gab, eine entsprechende Wohnstätte war für den heiligen Geist, der doch dazu da ist, um in den Menschen zu wohnen. *) Alles was wir in der Folgezeit von einer außergewöhnlichen Kraft an Jesu Geiste sehen: Dinge inne zu werden, die uns andern Menschen sonst verborgen sind, — dürfen wir wohl dem ihm innewohnenden Gottesgeiste zuschreiben; hatten doch schon die Propheten teilweise solchen Seherblick. Was aber ihnen nur stückweise zu Teil wurde, das besaß der Heiland in ganzer Fülle.

Versuchung.

Die Taufe war ein Wendepunkt in Jesu Leben, der alle ähnlichen Berufungswendepunkte früherer Männer Gottes, eines Abraham, Moses, David. Elisa, Jesaia u. s. w., unendlich überragte. Wie einst dem Moses, als er wohl schon an endlicher Rettung seines Volkes verzweifeln wollte, unerwartet der Herr sagte: „Dich will ich senden, durch dich will ich mein Volk erlösen," so war hier freilich in anderer Weise Jesu in seinem

*) Das Wort „Geist Gottes" ist in der hl. Schrift in der Regel mehr im Gegensatz zum Geist des Menschen, als zum Unterschiede von etwas anderem in Gott (etwa wie wir am Menschen Leib und Seele, Fleisch und Geist unterscheiden) gebraucht. Es bezeichnet in der Regel dasjenige von Gott, was in uns wohnen kann und soll (z. B.: „Der Mann hatte den Geist Gottes" oder „Ich will Meinen Geist in euch geben").

stillen, demütigen Sehnen plötzlich der Ruf geworden: „Du bist's, durch dich soll das Heil kommen." Welch eine Wendung in seinem Leben! Jene Zeit des bescheidenen, keineswegs stillen, wohl aber mühseligen Handwerkertums, war unerwartet jäh und plötzlich beendet und er war vor eine Aufgabe gestellt, deren Wesen es ist, in der ganzen Geschichte des Menschengeschlechts einzig dazustehen, ja, welche eigentlich die Aufgabe der Menschheit in sich schließt. Das Bewußtsein als der verheißene Gottessohn im höchsten Sinne des Wortes an die Spitze der menschlichen Dinge gestellt zu sein, allerdings nicht äußerlich, aber dem Wesentlichen, dem Geiste nach, das bedurfte, um in heiliger Klarheit und Einfalt im Glauben und Gehorsam erfaßt und gleichsam verarbeitet zu werden, einer stillen Geistesarbeit voll Selbstverleugnung, voll Demut und Kindlichkeit. Es war, das begreifen wir, erforderlich, daß zwischen diese beiden großen Perioden seines Lebens, seine Vergangenheit und Zukunft, eine Zeit stiller Sammlung sich lagere. Von einer Rückkehr zu der Gewöhnlichkeit seines bisherigen Berufs mit allen ihren Zusammenhängen konnte nicht die Rede sein. Der Geist, der auf ihn gekommen war, machte sofort seine Herrschaftsrechte geltend und „trieb ihn in die Wüste". Waren es nicht wohl auch Gedanken voll Seligkeit über seine Stellung zum Vater und über den gewissen Sieg für das ganze Menschengeschlecht, die ihn dort in der Stille bewegten? Gewiß, aber es ist bezeichnend, daß uns der Heiland hievon nichts erzählt, sondern nur von harten Kämpfen, von häßlichen Versuchungen, die an ihn kamen, um ihm seinen hohen Beruf in's Fleischliche und Weltliche zu verderben; sinnliches Behagen, Glanz des Wundertums, Macht über die Herzen und damit auch über die Menschen gaukelten vor seiner Seele, um ihn, scheinbar nur ein wenig, von der geraden Bahn einfältiger Durchführung seines Werks abzulenken. Aber diese Versuchungen unterschieden sich von der unsrigen durch zweierlei: einmal dadurch, daß sie keineswegs in der plumpen Rohheit, in welcher sie auch über uns Gewalt bekommen, an ihn gelangten, sondern teilweise wenigstens in ausgesucht scheinheiliger und überhaupt äußerst blendender Gestalt an ihn herantraten, und im fernern dadurch, daß sie, wie wir wohl begreifen, nicht aus seinem Innern kamen, sondern von außen, von jemand, der sich aus nicht sofort klaren Gründen sichtlich um ihn interessierte und über dessen Charakter und Wesen er erst im Verlaufe (so scheint es nach Matthäus) mehr und mehr Licht bekam.

Wie gewaltig ernst es der Heiland nahm, sich auf den ihm so schnell gewordenen Beruf vorzubereiten, sehen wir daran, daß er sich die ganze Zeit über der Speise enthielt. Nachdem dies schon nahezu 40 Tage gedauert hatte, und der Hunger sein Recht in Anspruch zu nehmen begann, da trat ihm jener Unbekannte mit herzgewinnender Teilnahme an diesem seinem Hunger nahe und schlug ihm vor, kraft seiner Gotteskindschaft (woher weiß er dies, möchte Jesus fragen) „diese Steine in Brot zu verwandeln." Einen „Versuchenden" erkannte Jesus in ihm, also einen, dem es immerhin mit diesem Vorschlag nicht ernst sei, der wohl selbst das Unrichtige einsehe, aber der — vielleicht in aller Freundschaft — ihn auf die Probe stellen wolle. Es ist dies die ganze freundliche Art der Liebe, „die nichts zum Argen deutet". Aber war es denn unrichtig? konnte er nicht denken, seinem hohen Berufe zuliebe dürfte er sich ein wenig über die niedrigen Nöte dieser jetzigen Weltordnung emporheben und jetzt und fortan sich wenigstens die belästigendsten körperlichen Bedrängnisse des Mangels und der Entbehrung erlassen, wie ja allen, welche mit der Kraft ihres Geistes Massen zu leiten haben, höheren Offizieren u. dgl. jede körperliche Anstrengung so viel als möglich abgenommen wird? — konnte er nicht auf dieselbe Weise später auch da und dort die Not des Hungers heben und sich so als Wohltäter der Menschen erweisen? Nein! er will seines Vaters Ordnung nicht durchbrechen, am wenigsten will und darf er eine bevorzugte Ausnahmsstelle in solchen Nöten beanspruchen, denn dadurch würde ja auch das Band der Gemeinsamkeit, an welchem er seine Mitmenschen, sich nach, aus dem ganzen Zusammenhang aller Erdennot endlich heraus- und emporzieht, durchschnitten. Er weiß, daß auch in der jetzigen, harten Weltordnung Gott immer noch zu finden und seine Hilfe zu haben ist, und darum will er gerade in derselben stehen bleiben, von seinem Recht auf Gottes, des Allerhöchsten Hilfe Gebrauch machen und so allmählich diese Weltordnung lösen und ein Neues anbahnen. Freundlich eingehend antwortet er. In seiner Antwort liegt die Zustimmung dazu, daß es nun an der Zeit wäre, auf Stillung des Hungers Bedacht zu nehmen, aber wozu solches Wunder; bedarf Gott solcher Umwege? — wenn er ein Wort spricht, so bin ich satt. Letzteres — nicht etwa, daß nicht bloß der Leib, sondern auch die Seele Nahrung bedürfe — ist bekanntlich der wörtliche Sinn jenes Schriftworts: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von jeglichem Wort, das aus dem Munde Gottes kommt." Der Heiland fühlte sich wohl auch alsbald gesättigt.

Der Versucher erscheint wieder, diesmal auffällig kirchlich und bibelfreundlich gestimmt. Mit einem Mal sieht sich Jesus mit ihm, — wie? erzählt er uns nicht — auf die Zinne des Tempels an einen sonst unzugänglichen Ort gestellt; und auf die mißliche Frage, die sich wohl in seinem Herzen erhob, wie da herunterzukommen sei, gibt ihm dieser den Rat: „Vertrau auf Gottes jedem Frommen ausdrücklich verheißene Errettung aus der Gefahr! Wirf dich hinab! Gewißlich werden (laut Ps. 91) die Engel Befehl bekommen, dich auf den Händen zu tragen," und solch ein Wunder hätte ihn augenblicklich in den Augen Jerusalems als den Gesandten Gottes beglaubigt. Hat wohl der Ratgebende dies geglaubt, oder hat er gehofft, Gott werde seinen ungehorsam gewordenen Sohn im Stiche lassen? Aber wie manche ähnliche Einflüsterung kam wohl schon an manchen mit fast unwiderstehlicher Gewalt, und endigte ihm völlig unerwartet mit Tod, der ihm dann von uns Ueberlebenden als freiwilliger Selbstmord angerechnet wurde. Es gehört zu dem furchtbaren Ernste jenes Kampfes, daß an Jesus auf der schwindelnden Höhe seiner göttlichen Macht und Aufgabe ähnliche Versuchungen kamen, wie sie uns der Wahnsinn bringt. Die ganze Wundermacht Gottes, die ihm zur Verfügung stand, in vollster, demütigster Nüchternheit vor allem Phantastischen bewahren, — das war seine Aufgabe; — reichen sich doch zwei gänzlich entgegengesetzte Denkweisen einander im Wunderglauben die Hand: der kindliche, nüchterne Glaube an den lebendigen Gott einerseits, und die ungebundene, abergläubische, willkürliche Phantasie andererseits; das erstere aus der größten Zucht und Kraft des Denkens, das zweite aus einer Zerrüttung desselben und einer wirklichen Verzichtleistung auf das Denken erfolgend (im Keime schon Wahnsinn)!

Der Heiland erkannte sofort in dieser Zumutung eine Bosheit. Er bezeichnet den Urheber derselben als einen Diabolos, mit welchem Worte der Grieche namentlich den Verleumder benennt, oder den, der alles durcheinander wirft, der die Leute hintereinander bringt. Jesus vermutete wohl besonders die Absicht, ihn mit seinem Vater zu entzweien. Die Versuchung, Wunderhilfe Gottes mit Berufung einerseits auf Gottes Verheißung, andererseits scheinbar auf die solche Wunder erheischende Not durch gewagtes vermeintlich gläubiges Tun herausfordern und erzwingen zu wollen, diese Versuchung hat manches Blatt der Geschichte, namentlich auch der christlichen Kirche, mit trübem Inhalte gefüllt; daß die Not mehr Ausrede

ist, und Uebermut und Eitelkeit die verborgenen Triebfedern sind, verbirgt man sich, weil eigentlich nicht der lebendige Gott in seiner Majestät vor dem klaren Denken steht, sondern die abergläubische Phantasie.

Als einst Israel bald nach dem Durchgang durch's rote Meer durch völligen Mangel an Speise und Trank in ähnliche Notlage geriet, da begehrte das Volk stürmisch von Moses Hilfe in dem Sinne, als wolle es vom Eintreten derselben jedes weitere Vertrauen auf den Herrn abhängig machen; das nannte die Schrift: den Herrn „versuchen". Die Majestät des allmächtigen Gottes erheischt es, daß unser Vertrauen auf ihn ein unbedingtes sei; ihm jede Hilfe zutraue, aber keine einzige vorschreibe. Ein Versuchen, ein Probieren, ob Gott mit uns sei, ist uns verboten, ist eine Sünde, die möglicherweise mit scheinbarem Gelingen der Probe bestraft werden könnte. So mag der Heiland bescheidentlich genug, aber nicht ohne unsichtbare Hilfe der Engel Gottes, von seiner gefährlichen Höhe herabgekommen sein.

Der Finsternis ist jene Kindlichkeit, die aller göttlichen Gesinnung eignet, etwas Unbegreifliches, sie erscheint ihr immerfort als dumm. Wie mag es diesem Versucher gewesen sein, als dieses Kind alle die feinen Schlingen der Versuchung so scharf erkannte und so kurzer Hand zerriß, als er jeden Fechterstoß mit einem Gegenstoß erwiderte, der mitten ins Ziel traf, mitten ins Gewissen, wofern dort noch ein solches vorhanden war. Er versuchte es schließlich auf eine andere Weise, deren Lebenswahrheit uns entsetzt. Nach der Meinung der Finsternis hat bei dem Menschen jede Tugend ihre Grenzen, jedes Gewissen einen Preis, um den es feil ist, und die Höhe der angeblichen Tugendhaftigkeit bemißt sich ihr einfach nach der Höhe des Preises, der im Stand ist, sie zu Falle zu bringen.

So geht er denn, der Versucher, in seinem letzten Versuche mit schamloser Offenheit zu Werk; er enthüllt sich selbst in frecher Großsprecherei als den, dem Gewalt gegeben sei über alle Reiche auf Erden und deren Herrlichkeiten, und anerbietet ihm nicht etwa bloße Teilung der Herrschaft, sondern die ganze Gewalt, schwerlich ohne den Hintergedanken, sich, wenn Jesu sich der Bedingung gefügt haben sollte, über das Worthalten noch einmal zu besinnen, vielleicht aber auch nicht ohne Begeisterung für seine Idee und für die Aussicht, was durch vereintes Wirken zweier so bedeutender Geister aus der Welt gemacht werden könnte. Denn darin würden wir wohl sehr

irren, wenn wir uns unter jenem Feinde, den wir nun sofort kennen lernen, jene verzerrte Figur, die das Mittelalter aus ihm gemacht, denken wollten. Die Welt ist sein Stolz, und einen Glanz von scheinbarem Wohlbehagen, von Reichtum, aber auch von vermeintlichem Geist und blendender Bildung über sie zu werfen und sich als Weltbeglücker aufzuspielen, — die Absicht ist wohl seinem Wesen weit entsprechender als wir oft ahnen, und seine Art ist wohl viel geistreicher, vornehmer, großartiger als wir denken. Auch das Zugeständnis mag ihm nicht schwer geworden sein: dem Ganzen eine gewissermaßen religiöse Färbung zu geben, woferne nur er — nicht einmal in ausgesprochenen Sätzen, sondern nur insgeheim tatsächlich — der wäre, auf den schließlich (unter beliebigem Titel: Gottheit, oder Natur, oder Allvater) aller Kultus sich bezöge. Eine feine, wohlgebildete, anständige, glänzende Welt, aber ohne heiligen Abschluß ihrer Geschichte und darum ohne Erlösung der Seelen, feine *Hoffnungen* meinetwegen einer „seligen Unsterblichkeit," aber ohne *Erfüllung* derselben.

Innerhalb dieser Welt eine „christliche Ordnung" schnell und mühelos zu erzielen mittelst eines leisen Bundes mit dem diese Welt durch- und überwaltenden Geiste, — diese Aussicht war es wohl, was Jesum verlocken sollte, auf den Vorschlag einzugehen. Wie manche, mit innerweltlichen Mitteln erzielte „christliche" Parteierfolge mögen im Lichte Gottes *dieser* Rubrik angehören! Eine beständige, vermeintlich endlose, scheinbare Weltverklärung, die man dann etwa auch mit der Bezeichnung eines allmählichen geistigen „Kommens des Reiches Gottes" schmücken könnte, bei der aber eine tatsächliche Demütigung der Einzelnen unter Gott ewig ausbliebe, — das wäre das geplante Ergebnis dieses interessanten vorgeschlagenen Kompromisses. Das was Jesu sein innerstes Leben war, die kindliche, lebendige, persönliche Gemeinschaft mit dem Vater, des Vaters beständig fühlbarer Einfluß auf ihn, das wäre den Menschen ewig vorenthalten geblieben.

Der Entscheid war es wohl nicht, was Jesu hierin das Schwerste war, wohl aber die überaus schmerzliche Entdeckung, die er hier machte.

In dem eigentümlichen Jemand, der sich so augenfällig um ihn interessierte, entlarvte sich ihm zum ersten Mal jene Macht, die ihm fortan in seinem Wirken um das Heil der Menschen, später immer grauenhafter, feindseliger entgegentrat. Paulus nennt sie oft einfach die Finsternis; so kam sie

auch hier an den Tag. Heimlichkeit, Selbstverhüllung ist ihre Stärke, und je mächtiger sie herrscht, desto mehr gelingt es ihr, dem Beherrschten jede Ahnung von ihrem Dasein zu benehmen. Die erste Frucht jedes Sieges über sie ist teilweise Entlarvung derselben. Wie ja schon überhaupt der erste Lohn für das Niedertreten eines bösen Gelüstes, einer verkehrten Stimmung u. dergl., ein Klarwerden ist über die darin versteckte Torheit, Verkehrtheit und Schlechtigkeit, so erfuhr es hier im größten Maßstabe Jesus; seine Treue führte ihn von Sieg zu Sieg, von Licht zu Licht.

Wohl hatte Jesus gewiß an der gottentfremdeten Gesinnung seiner Mitmenschen etwas wie Geisteskrankheit gemerkt, eine krankhafte Dumpfheit und Dunkelheit in allen Beziehungen des Herzens und des Geistes zu Gott, auch — namentlich im Gebiete der Sinnlichkeit — eine krankhafte Freude am Eckelhaften und Widersinnigen, auch sonst allerlei unerklärliche Begeisterung für oder wider etwas; wohl mag ihm die Allgemeinheit der Erscheinung mehr als nur zu denken gemacht haben, aber an die Lösung dieses Rätsels, die jetzt sich ihm als Frucht seines Kampfes bot, hat er wohl bisher höchstens ahnungsweise und in schüchterner, kritisch nüchterner Vermutung gedacht. Denn auch die Bibel (A. T.) bot ihm hiefür nur spärlichen, gleichsam noch verhüllten Aufschluß. Ist doch überhaupt der Gedanke, daß ein mächtiges Geisteswesen, eine in gewissem Sinne große Persönlichkeit, von Gott sich unabhängig stellend, unsichtbar, verborgen auf uns Menschen Einfluß suche und finde, ist doch dieser Gedanke ein so schmerzlicher und niederdrückender, daß wir ihn in der Tat erst, seit wir in Jesu den Sieger kennen, zu ertragen im Stande sind, und daß es völlig begreiflich ist, wenn solche „Denker" diese „Ansicht" von vornherein verwerfen, die ihr Lehrsystem vom Reiche des Geistes nach ihrem „Belieben", nach dem, wie es am schönsten wäre, aufbauen.

Bei dem Sündenfall schon tritt allerdings in der Schlange uns eine Geistesmacht entgegen, die um den Menschen wirbt, um ihn als lebenden zu regieren und als gestorbenen zu besitzen, aber die Schilderung ist so schlicht gehalten, daß ein weiterhin fortgesetztes Arbeiten dieser Macht zwar der Schlußfolgerung nahe liegt, aber eben doch nicht ausdrücklich gesagt ist, — womit stimmt, daß wir einer Ahnung Israels von dem Vorhandensein einer solchen Macht erst später und immer nur in vereinzelten Fällen begegnen. Um ganz außerordentliche Er-

scheinungen in der Geschichte des Menschengeistes (so z. B.: daß der fromme David Israel zählen ließ), oder der göttlichen Weltregierung (daß es dem frommen Hiob so gar überaus übel ging), zu erklären, dazu taucht der Name: der „Gegner", der „Widerstehende", der „Feind" auf; so sieht ähnlich ein Prophet Micha (1. Könige 22, 21), als Ursache einer sonderbaren falschen „Ueberzeugungsbegeisterung" von 400 sogenannten Propheten „d e n Geist" (Luther ungenau „einen"), und der bekanntere Prophet Micha sieht 7, 8 und 10 im Geist eine namenlose, anonyme „Feindin" hohnlachen über die sittliche Zerrüttung Israels.

Aber das alles tritt auf wie vereinzeltes Wetterleuchten ohne einen inneren, ursächlich beleuchtenden Zusammenhang.

Und nun tritt eine Person vor Jesum und sagt ihm im Blick auf die ganze Welt mit schamloser Offenheit: „Dies alles ist mein!" Großsprecherei, und zwar berechnete, lag ja von vornherein in der Rede, und es geschieht gewiß in Erinnerung an seine persönlichen Erfahrungen aus dieser Versuchungszeit, wenn Jesus später (Joh. 8, 44) von ihm sagt: Wenn er die Lügen redet, so redet er von seinem eigenen, denn er ist ein Lügner und ein Vater desselben (des Lügners). Aber das mußte sich Jesus doch sagen: „bei der Versuchungskraft und dem Versuchungseifer, die ich nun an ihm kennen gelernt, ist mir klar, daß die Menschen, wie ich sie kenne, ihm nicht gewachsen sind." Und da wurde dem Heiland mit einem Male vieles klar über die verborgenen Fäden, durch welche oft der Menschengeist irregeleitet wird. Dieser mein Gegner wird später achtlosen Hörern meines Wortes das Wort aus dem Gedächtnis reißen (Matth. 13, 19); wer seiner Botmäßigkeit sich im Leben unterstellt hat, wird ihr auch im Tode nicht entrinnen, — er wird es sein, der über die Hölle, d. h. die Totenwelt (Hades) verfügt.

Was hier der Heiland entdeckte, mahnt gewissermaßen an eine Entdeckung, die etwa ein Fürst einmal machen kann. Der Fürst sah sich unter dem Einflusse „zufälliger" Erlebnisse, die alle „zufällig" nach der gleichen Richtung hin bestimmend auf ihn einwirkten. Zufällig begegnete ihm der und jener, sah er dieses, fiel jene Zeitung in seine Hände ꝛc. — und mit einem Male sieht er, daß in allem P l a n, und er das Opfer einer schlauen Berechnung, der Spielball vielleicht eines boshaften Schmeichlers war!

Wie unendlich viel schmerzlicher noch ist es für uns Menschen, wenn wir statt der scheinbar so großartigen Gesetze

des Geistes u. dergl. eine listige Hand nach wohldurchdachtem Plane ihr Spiel mit den Menschen treiben sehen! Wie schmerzlich und niederschlagend war es für den Heiland, die Lösung einer Menge ihm so peinlicher Rätsel unerwartetster Weise — in Gestalt einer Person vor sich zu sehen, einer Person von solcher Schlauheit, und deren Willenskraft wert war, einem edleren Grundsatz als dem der vollendeten Bosheit, wie sie ihm hier entgegentrat, zu dienen!

Das wußte der Heiland nun: der ist mein Gegner, über diesen zu siegen bin ich Mensch geboren. Er lernte diesen Gegner im Verlaufe immer mehr kennen und am Abend seines Erdenlebens (Joh. 16) stellt er ihm das Zeugnis aus, er sei der Beherrscher dieser Welt (dieses Kosmos)!

Sonntagszeit.

Wie aus dunkler Höhle treten wir nun mit dem Heiland wieder an's helle Sonnenlicht, wenn wir jetzt mit ihm von der Wüste her wieder zu den Menschen zurückkehren. Was wird er nun beginnen? Wird er sofort dem Johannes die Führung der Dinge abnehmen? Er tut es nicht. In der heiligen Geschichte war es noch nie vorgekommen, daß ein Späterer den Früheren (z. B. ein Josua den Moses, ein Elisa den Elias) bei dessen Lebzeiten abgelöst oder auch nur selbständig neben ihm gewirkt hätte. Es stand immer nur einer als der vorwiegend beglaubigte Knecht Gottes da. Obgleich nun Johannes ausdrücklich ihn als die Hauptperson und sich als nur seinen Vorläufer erklärt, so anerkannte doch Jesus auch für sich jene heilige Ordnung, immerhin mit dem Unterschiede, der in diesem Ausnahmefalle lag. Er stellte sich nicht unter, sondern eher neben Johannes, aber er hielt sich mehr oder weniger in der Stille, im Hintergrund, im öffentlichen Wirken dem Johannes die erste Stelle überlassend, und mit seinem eigenen, das sein besonderer Beruf ihm überband, noch zurückhaltend.

So hatte er eine Zeit der Muße, — Sonntagszeit nennen wir sie, weil Worte wie Muße, Ferien u. a. minder würdig wären, — eine Zeit, da seine Aufgabe war: zu sein, seine Persönlichkeit sich im Lichte seines Berufes stille, frei — auch von den Ansprüchen aller Art, die der eigentliche Berufskampf bringen wird, — entfalten zu lassen.

Der Apostel Johannes, der uns in seinem Evangelium eine Nachlese von manchem bietet, was die drei ersten Erzähler nicht gebracht, erzählt uns manches aus dieser Sonntagszeit, die dem eigentlichen öffentlichen Auftreten voranging, und deshalb von den andern Erzählern übergangen wurde. Es war auch des Erzählers Sonntagszeit in anderem Sinne, die Zeit, da ihm das Licht aufging, da ihm „das Leben, das ewig ist, das beim Vater war," erschien. Wir fühlen ihm das ab schon an der tagebuchähnlichen Sorgfalt der Zeichnung bis ins Einzelne. Nirgends auch ist uns der Heiland so überraschend treu nach seinen menschlichen Zügen gezeichnet. Seine unverhohlene Freude an den edeln Jünglingen, das ehrliche Lob, das er ihnen ins Angesicht spendet und das ein schwarzsichtiger Schriftgelehrter sonst wohl als unpädagogisch oder unvorsichtig anstreichen würde, und andererseits wieder die bürgerlich hausbackene, familiär kurz angebundene Sprache, die er zu seiner Mutter spricht (und von der die Mutter *nicht* überrascht ist), sowie auch sein rauhes, männliches Tun im Tempel, das und anderes bietet uns ein so helles Farbenbild, daß wir davon förmlich überrascht sind, wenn wir uns einmal erlaubt haben, es unbefangen als schlichte Lebensbeschreibung zu lesen. Wenn wir unheilige Leute uns einen absolut Heiligen vorstellen, so entweicht der Gestalt, die wir uns denken, leicht alle Lebenswärme und Lebensfrische; ihre Bewegungen sind so regelrecht und berechnet, als wäre deren bewegende Triebkraft nicht ein warmes Herz, sondern ein kaltes Prinzip. Aber in Ihm, in welchem „das Wort Fleisch geworden", sehen wir das Heilige in freier, urwüchsiger Weise, als edel, warm und wahr zu Tage treten, wir sehen einen Menschen, der lebt, ja der lebendiger lebt als wir alle.

Während Matthäus und Marcus zu dieser Einschiebung einer stilleren Zeit in Jesu Leben stimmen, sofern nach ihnen Jesus erst nach der Gefangensetzung des Täufers öffentlich auftrat, so scheint Lucas (4, 14 ff.) dem zu widerstreiten. Aber bekanntlich liebt es Lucas, oft große Zeiträume ohne bezügliche Andeutung zu überspringen, sowie auch manchmal seine Erzählungen nach anderen Gesichtspunkten als denen der *Zeitfolge* zu ordnen, und dies ist gerade hier offenbar der Fall.

Wir sehen nun den Heiland, innerlich seines Berufes gewiß, und öffentlich durch Johannes beglaubigt, in stiller aber keineswegs ängstlicher Zurückhaltung seinen Weg gehen, nur darin vorsichtig, ja ängstlich, daß er ja nicht bevor *seine*

Stunde kommt, eigenwillig hervortrete. Er läßt die Dinge an sich kommen, etwa nach dem Worte Samuels an Saul: „Tue was dir unter Händen kommt, denn der Herr ist mit dir!“ Schritt für Schritt geht er so dahin, wohin ihn die Umstände rufen: zu Johannes, an eine Hochzeit, nach Kapernaum, aufs Osterfest nach Jerusalem, an den Jordan, und endlich in die Stille zurück.

Bei Johannes.

Dorthin, an den Ort, wo wieder „heilige Geschichte“ lebte, wo der Knecht Gottes waltete, an den Sammelpunkt aller derer, die ein Höheres, Besseres erstrebten und ersehnten, dorthin gehörte er zunächst. Hier „wandelte“ Jesus stille und vorerst unerkannt unter den Ab- und Zugehenden, harrend der Dinge, die da kommen sollen. Hier sollte er nun vor allem das finden, was ihm für ein gedeihliches Wirken unentbehrlich war: Männer von heller, voller, kindlicher Empfänglichkeit für ihn und sein Werk, die fähig waren, ihn ganz zu verstehen. Was wäre der Heiland gewesen, wenn ihn niemand verstanden hätte! Die er hier fand, waren — wie er am Abend vor seinem Tode (Joh. 17, 6 ff.) dankbar bekennt — ein besonderes Geschenk seines Vaters an ihn. Er fand sie zunächst ungesucht. Er suchte nicht, er wurde gesucht.

Wir kommen hier auf jenen genauen Bericht des Apostels Johannes, in welchem er von Tag zu Tag fast eine ganze Woche uns schildert, jene Woche, die der Wendepunkt seines Lebens war, deren erste Hälfte er als Jünger des Täufers, und deren zweite als Jünger Jesu durchlebte.

Nehmen wir (willkürlich) an, es sei Sonntag (erster Werktag) gewesen, als jene abgesandten Priester und Leviten (Joh. 1, 19—51) zu Johannes kamen! Zu denen redet Johannes von Jesu als von einem, den er in der Nähe vermutet, aber nicht erblickt. Es wunderte ihn wohl während der 40 Tage der (dem Johannes unbekannten) Versuchungszeit, wo Jesus sei. Des folgenden Tages, es sei also Montags, erblickt er ihn von ferne und unterrichtet seine Jünger über das, was er von ihm weiß. Wie viel Mitleid, Ehrfurcht, Dankbarkeit liegt in den Worten: Siehe, das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt! Die Belehrung trägt das Gepräge: den Jüngern die feste, gleichsam amtliche Gewißheit klar zu geben, mit der er bezeugen könne, daß Jesus der sei, auf dessen Kommen seine Predigt immer hin-

gewiesen, und wie über und in ihm seine kühnsten Erwartungen übertroffen sind.

Ueber Nacht reift in zwei galiläischen Jünglingen der Entschluß, dem „Lamme Gottes" (dieser Name versprach wahrlich kein behagliches Leben) als Jünger anzugehören, und Mittwochs sieht Johannes Jesum wieder von ferne und weist auf ihn hin. Es gehört zur stillen Majestät der Geschichte, daß der Täufer sich nicht getraut, auf ihn zuzugehen und ihn zu begrüßen, und daß auch Jesus ihm nicht naht. Wunderzart ist nun geschildert, wie die zwei still ihren Meister verlassen, und stille Jesu auf Schritt und Tritt nachgehen, ohne den Mut zu gewinnen, ihn anzureden, bis er auf sie aufmerksam wird, und so in kürzestem Gespräch ein Bund sich schließt, der in die Ewigkeiten reicht.

Sie brachten den Abend bei ihm zu. Es scheint stille zugegangen zu sein. Das volle Herz bedarf nicht vieler Worte, weder um zu verstehen, noch um verstanden zu werden. Die Macht des ersten Eindrucks, allerdings mit aller Bereicherung der Erfahrung eines langen Lebens, klingt aus den Worten des Apostels wieder, die er im Alter niederschrieb (Joh. 1, 1 ff. und 1 Joh. 1, 1—4): „das da von Anfang war"; das war das lösende Wort für seine Eindrücke in dieser einleuchtenden Klarheit, Einfachheit und heiligen Helle. „Das ist das Ursprüngliche." So hätten wir sein, so hätte alles werden sollen, alles andere ist später, ist ein Mißgriff in unserer Geschichte. Es ist, als erinnerte sich in Johannes die Menschheit mit einem Male des Morgenglanzes ihres „Anfangs". Und dieses Ursprüngliche, es war bei Gott, und auf Gott zu *) (gerichtet). Dort war es daheim und dorthin ging sein Sinn, sein Streben; ja darin bestand sein Wesen, darum erfolgt dies ohne Kampf, ohne Zaudern, ohne Wählen, mühelos, von Herzen, „von Anfang." Man kann nicht heller das innerste Prinzip des Geisteslebens, die Liebe zu Gott, das Erfüllt- und Bestimmtsein von Gott als die Urheimat des Geistes, und alles Spätere als nebeneingeschlichene Unnatur schildern, als es diese zugleich so kindlich einfachen, aber von Licht und Wärme überströmenden Worte tun. Das ist das helle, fröhliche, wunderselige Licht von der Herrlichkeit dessen der „der Anfang, das A" ist, und der darum mit Notwendigkeit auch das O, das Ende sein

*) „Zu Gott hin" ist die möglichst buchstäbliche Uebersetzung. Johannes gibt hier (und 1, 18) den Beziehungen Jesu zu Gott den Charakter nicht der Ruhe, sondern der lebendigen Bewegung.

wird. „Leben war es" — sagt er ferner — „und das Leben war das Licht der Menschen." Heute leuchtet ein Todeslicht. Unsauberkeit und Frechheit gilt für genial, Geiz, Lüge und Betrug für gescheit, der Massentöter ist ein heller Stern am Himmel der Weltgeschichte, seine Kaltblütigkeit — eine Fülle von Tod — hat ihn so „groß" gemacht; das Mitleid, die Demut, die Sanftmut, die Unschuld — sie sind zu „kindlich," sie sind mit dem Makel gelinder Dummheit behaftet. Die Lust am eigenen Tode wie am Tode des andern im falschen Glanze des Hasses, des Stolzes, ja der Gemeinheit — das ist heute das Licht der Menschen — so mag sich Johannes gesagt haben, — aber nun sehe ich, daß es einmal anders war: das Leben war das Licht der Menschen, d. h. ihnen zum Lichte bestimmt.

Die folgenden Bilder sprechen zu lebendig zu uns, als daß wir sie näher zu beleuchten hätten, wie sie Jesu in Simon eine willkommene Beute bringen, wie Jesus nun selbst den schüchternen Philippus zur Nachfolge ruft, wie Philippus dem kritischen, vielleicht eben schon oft enttäuschten Nathanael ihre große, selige, Entdeckung mitteilt, und auf dessen vernichtende Gelehrsamkeit (die aber, ohne daß es Philippus ahnt, auf dem Irrwege ist, da Jesus doch vom Hause Davids und in Bethlehem geboren war) mit dem einzigen Worte Jesu, dem ersten, das sie von ihm gehört: „Komm und sieh!" antwortet, als bildete dies Wort ihr ganzes Gedankenkapital (wie es ja auch in der Tat das Wesentlichste ihrer Erfahrung ausdrückt). Nur diesen Nathanael kann ich nicht nicht ganz übergehen. „Ein echter Israelit" ist eigentlich ein echter „Hoffensmann;" „in dessen Geist keine List ist," heißt, dessen Hoffen nicht durch listige Nebenwünsche getrübt oder gar gesteigert ist, der rein auf das rein Göttliche hofft. Es ist rührend, wie Nathanael sich in dieser Beschreibung Jesu offenbar getroffen, richtig gezeichnet findet, aber Zweifeln an der Echtheit Jesu hält er wohl jetzt erst recht für Pflicht; denn konnte dieses Wort nicht wie schlecht verhüllte Schmeichelei aussehen? „Woher kennest du mich?" „Ehe dich Philippus rief, da du unter den (ὑπὸ τὴν σ.) Feigenbaum (gegangen) warst, sah ich dich." Das war des Heilands heiliger Geist, der aus dem Innern dieses Laubberges hervor ein sehnendes Beten verspürte. Aber wie mag es dem Nathanael gewesen sein, sich so in dem wohl heiligsten und — wie er meinte — verborgensten Momente seines Lebens, in seinen innersten und edelsten Gefühlen entdeckt zu sehen, — und vom wem! Das war ein Lichtblitz, wie vom ewigen Himmel-

reiche her, ein Vorschmack dessen, wie es einst beim Vater sein wird.

Nathanael erkennt in ihm den, um welchen er wohl unter dem Feigenbaum geseufzt. Welche Erhörung! Die Namen, die er Jesu gibt, bekunden den echten — auch sehr bibelbewanderten — Israeliten. „Du bist der König Israels, du bist der Sohn Gottes." Letzteres Wort muß man schwerlich aus der ganzen Höhe der Erfüllung, sondern aus dem vorchristlich israelitischen Denken heraus verstehen, etwa nach jenem Worte Gottes an David über seinen Nachkommen: „Ich will sein Vater sein und er soll Mein Sohn sein (2. Samuelis 7, 14)," das ja geradezu einen solchen voraussetzt, der ursprünglich nicht Gottes Sohn ist. Es ist auch noch damit überschwänglich viel gesagt. Die Gottessohnschaft Jesu blitzte dann und wann ahnungsvoll in den Jüngern auf, aber sie schien doch gar zu sehr alle Grenzen des Möglichen zu übersteigen, als daß sie — bis zur Bestätigung durch Jesum (Matth. 16, 17), — in ihnen klare, beständige Ueberzeugung werden konnte.

So war nun der Heiland von 5 oder vielleicht 6 Jünglingen umgeben. Es könnte auffallen oder als ein Beweis gegen unsere Anschauung von einer „Sonntagszeit" angesehen werden, daß Jesus schon jetzt sich mit Jüngern umgibt. Aber der Heiland war ein Freund von Menschen, von Zusammensein und Zusammenleben. Nichts ist ihm ferner als ein monologisches Christentum, eine Frömmigkeit, die ihr eigener Gegenstand ist, deren ganzes Tun gleichsam darin aufgeht, sich beständig den Puls zu fühlen. Der Heiland wollte im Plural leben.

Hochzeit zu Kana.

So hatte nun der Heiland statt seines früheren natürlichen Familienkreises eine neue geistliche Familie um sich, die — ähnlich wie der Täufer — wunderbar von der Erde abgelöst, vom Irdischen frei, ihr Fundament im Göttlichen, ihre Ziele in dem großen heiligen Vorwärts hatte, das, obwohl noch nicht deutlich umschrieben, doch in der Person Jesu verbürgt war. In der harten Schule bei Johannes waren die Jünger schon zu solcher Loslösung vorbereitet, und der Name „Lamm Gottes für die Sünde der Welt," den er Jesu gegeben, — dieser Name forderte vollends zu gänzlichem Verzicht auf alles Erden-

behagen auf. Aber gewaltiger als diese Vorschule wirkte der himmlische Glanz der Persönlichkeit Jesu. Von ihm strahlte eine Freiheit vom Irdischen aus, nicht — wie es bei dem Täufer noch sein mußte — halb ängstlicher, knechtischer Art, nein: eine Freiheit des Königs, des Siegers, dessen, der eine neue Ordnung der Dinge, das Himmelreich, in sich birgt. Des Johannes Weltflucht anerkannte in der Welt den Stärkeren, vor dem man sich zurückzieht. Jesus weiß sich als den Stärkeren, er will die Welt erobern. Dieser Unterschied zeigte sich sofort.

Eine größere Ueberraschung für diese weltentsagenden Jünger (wohl meist vorher Johannesjünger) läßt sich kaum denken, als daß es nun hieß: „Wir gehen an eine Hochzeit!" Es war der letzte Tag (nach unserer willkürlichen Annahme der Freitag) jener denkwürdigen Woche, und dem Apostel Johannes ist offenbar dieses Datum, d. h. die Raschheit des Umschwungs in ihrer Lebens- und Denkweise, unvergeßlich. Ist doch die Hochzeit so recht der Höhe- und Sammelpunkt des natürlich menschlichen Lebens, wo die Vergangenheit zweier Familien sich die Hand reicht zu einer gemeinsamen Zukunft, eine Feier, die dem reinsten Erdenglück, dem Familienglück, Dank und Ehre zollt.

Von all den echt menschlichen Zügen in Jesu, die begreiflicherweise in dieser „Sonntagszeit" noch am deutlichsten hervortreten, finden wir hier die reichste Lese, und der überraschendste derselben ist wohl die eigentümliche Verlegenheit, die sich bei dieser (offenbar nicht gerade armen) Hochzeit einstellt, nämlich: daß es anfing, an Wein zu gebrechen. Mochte man allerdings nicht auf so viele Begleiter Jesu gerechnet, oder von diesen Johannesjüngern eine fast vollständige Enthaltung erwartet haben, immerhin kam es nicht so, wie wir es etwa erwartet hätten, nämlich, daß die Majestät, die von Jesu ausging, den Gästen kaum mehr als zu nippen erlaubt hätte. Es kam anders; es war ein heiliger, aber traulich geselliger Verkehr, bei dem Jesu Wort: „Wie können die Hochzeitsleute fasten?" sich erfüllte.

Das Mutterauge entdeckte die Verlegenheit der Bewirtenden und ist wohl längst gewöhnt, in allen kleinen und größeren Nöten und Verlegenheiten des Lebens an Jesu eine beratende und helfende Stütze zu haben, und fühlt wohl auch, daß Jesus mittelbar, indirekt die Ursache der Verlegenheit sein dürfte. Schroff klingt die Antwort Jesu auf die leise Andeutung der

Mutter, obwohl in der wörtlichen Ueberſetzung minder ſchroff, als in derjenigen Luthers. „Was mir und dir (gemeinſam), Frau?“ Es liegt nichts Geringſchätziges und namentlich wohl auch kein Gegenſatz gegen den Muttertitel in dem Wort „Frau;“ er will nur den Unterſchied des Geſchlechts betonen, und ſteht abſichtlich am Schluſſe der Rede, nicht eigentlich als Anrede, ſondern um das vorher Geſprochene damit zu begründen. „Unſer beider Sorgen ſind verſchieden, du biſt ja eine Frau. Das ſind Frauenſachen, zu ſorgen, was auf den Tiſch kommt.“ Es klingt in dem ſchroffen Ton zweierlei durch, einmal der ſchlichte Familienſtil zwiſchen einfachen Leuten, der gerade dadurch, daß man nie übertrieben ſüß, immer ſachlich und wahr ſpricht, eine ſolide Herzlichkeit und Friedlichkeit gewährleiſtet; — und dann allerdings eine faſt reizbare Angſt davor, nicht „Gott zu verſuchen,“ ſich nicht verlocken zu laſſen, mit ſeinem Beſonderen, Göttlichen zwecklos hervorzutreten. Es war jene „Weisheit von oben“ (Jacobus 3, 17), die „auf's erſte keuſch“ iſt, ferne davon, ſich vordrängen und geltend machen zu wollen. Daß er dabei mit Bewußtſein auch vor der Mutter auf der Hut war (ähnlich der Forderung des Segens Moſis [5. Moſ. 33, 9 ff.] an den rechten Prieſter, „wer zu ſeinem Vater und zu ſeiner Mutter ſagt: ich ſehe ihn nicht“ ꝛc.), das läßt ſich begreifen.

Die Mutter iſt nicht ſehr abgeſchreckt, ſie macht die Diener auf ein Handeln ihres Sohnes gefaßt; — und ſie täuſcht ſich nicht. Es geht hier zu, wie es z. B. oft in einer vernünftigen Ehe zugeht, wenn aus zweier Willen vereint eine richtige Tat herausgeboren werden ſoll. Das Weib denkt raſch und iſt ſchnell entſchloſſen, iſt es ja doch nicht verantwortlich! Es wirft die Idee dem Manne hin, der Mann wehrt ſich für ſeine Selbſtändigkeit, — er muß ja, iſt er doch verantwortlich, und hat er doch die Pflicht und Aufgabe, ſich ſeine Ueberzeugung zu bilden. So iſt er oft kurz angebunden, abwehrend. Aber die Frau kennt das und — verrechnet ſich nicht, der Mann macht's und macht's beſſer und völliger als ſie's gedacht.

„Noch kommt meine Stunde nicht.“ In dieſem Worte ſpricht ſich jene Angſt aus vor verfrühtem Inanſpruchnehmen ſeiner höheren Kraft. Aber was ſoll er nun tun. Wenn er unter irgend einem Vorwande aufbräche, ſo wäre die Verlegenheit gehoben. Aber das darf er nicht, das Leben iſt mehr als die Speiſe, er und die Seinen ſind der Geſellſchaft mehr wert, als der Wein.

Eins lag sehr nahe, nämlich die Sache als eine sinnige Fügung anzusehen und zu verwerten. Er konnte sagen: „Wir haben jetzt der menschlich weltlichen Sitte, vergnügt beisammen zu sein, ihren Tribut gezollt, es ziemt sich jetzt, unserer Gemeinschaft ein geistlicheres Gepräge zu geben."

Die Unterhaltung war gewiß immerfort eine gerade in ihrer Freiheit in höchstem Grade „erbauliche" gewesen, aber ferne von jeder geflissentlichen Absicht. Konnte nicht solcher Unterhaltung zum Schlusse mit einiger Feierlichkeit ein auch ausgesprochen absichtlich erbauliches Gepräge gegeben werden, und war nicht das Ausgehen des Weines ein erwünschter Anlaß dazu?

Der Heiland verstand gar wohl jenes ernste herbe Bestreben, sich gegen die Genüsse dieser Welt, auch die sichtlich unschuldigen, auf strengsten Kriegsfuß zu setzen, und sich mit Gewalt und Kunst, fast Zwang, in eine geistliche Haltung zu versetzen. Ueber diese Welt, wie sie ist, hat etwas Macht gewonnen, das nicht vom Vater ist, und das unserem edleren Selbst widerspricht, und diese schlimme Macht erstreckt sich auch auf unsere Glieder und ihre Triebe. Jenes Streben ist ein wohlgemeinter Versuch, sich dieser Macht zu erwehren. Aber so konnte, wollte und durfte der Heiland sich nicht gegen diese Macht stellen. Er erkannte sie nicht an, weder wenn sie ihn versuchen wollte, noch auch, wenn sich der Anspruch erhob, in oben geschilderter Weise, kriegsmäßig ihr Rechnung zu tragen. Stammten doch die Gaben, die er genoß, in Speise und Trank, nicht von jener Macht, sondern vom Schöpfer von seinem himmlischen Vater, und diese Freundlichkeit des Schöpfers und des Vaters gegen seine Menschenkinder wollte er sich nicht verkümmern lassen. Er hielt seine Rechtsstellung als Sohn, als Kind, fest und aufrecht; und das auch jenem Streben gegenüber, um so mehr, als dasselbe immer zu Gezwungenheit, und damit auch zu innerer Unwahrheit führt. Er wußte, wie unter dem Zwange solcher künstlich gewollten und gemachten Stimmung die Wahrheit der Seele und damit auch ihr innerstes Leben, ihre Gestaltungs- und Aenderungsfähigkeit erstickt. Insofern konnte er nun doch auch in dieser kleinen Verlegenheit „seine Stunde für gekommen" erachten, um seinen Freunden gleichsam ein Loch zu brechen in die Kerkerdecke dieser Weltmacht, durch das ihnen ein Licht der Freundlichkeit aus der Höhe käme, aus dem Lande der Wahrheit, von Gott selbst her, damit sie ahnen möchten, wie schön eigentlich der Mensch zu

stehen berufen sei, und wie, was allen gehöre und allen noch zu Teil werden solle, in und an ihm, dem Heilande, schon in Wirklichkeit getreten sei.

Zu der Hilfe selbst stellte er sich eigentümlich. Er wollte sie mit erleben, nicht selbst in's Dasein rufen. „Mein Vater sieht die Verlegenheit, und daß *ich* daran Schuld bin, daß es meine Ehrenpflicht ist, Hilfe zu schaffen." So schickt er dem Speisemeister Wasser, und das Uebrige überläßt er dem Vater, oder — so könnte man auch sagen — jenen Engeln, von denen er zu Nathanael geredet: „Die werden's dem Vater schon berichtet und dort wieder die erforderlichen Aufträge erhalten haben." Die Begeisterung der Dienerschaft für den wundersamen Gast und für Vollstreckung seiner Befehle hat dann wohl auch noch mehr Wasser herbeigeschafft, als der Heiland gerade ausdrücklich im Sinne hatte, und so dem Hochzeitspaar noch zu einem reichen, heiligen Andenken an diesen Tag verholfen.

Welch eine heilige, selige Ehrfurcht mag sich der Versammlung bemächtigt haben, als das Geheimnis von Ohr zu Ohr ging, *woher* dieser neue Wein stamme, daß er ein unmittelbares Geschenk des himmlischen Vaters sei! Darüber zu *reden* getraute man sich schwerlich, aber mit welchen Ahnungen, was man alles von ihm zu hoffen habe, schaute man auf Jesus hin! Daß Jesus das sinnliche Behagen begünstigen werde, das kam gewiß von ferne niemanden zu Sinn, sondern umgekehrt, es wurde auch der sinnliche Genuß, den Gottes Güte uns in der Nahrung bietet, in heilige Obhut genommen. Er war ihnen auch fortan eine stete Erinnerung an jene heilige Stunde und an Gott, den Schöpfer, den Erbarmer, an den, der *da ist* und der *da war* und der *da kommt*.

„Damit machte Jesus — so erzählt Johannes (2, 11) — den Anfang seiner Zeichen und offenbarte seine Herrlichkeit." Für wen ist eigentlich jenes Wohlschmeckende, das die Pflanze, gleichsam in zarter Mutterliebe, ihrem Samen in seiner Umhüllung (wie Traube, Birne, Kirsche 2c.) mit auf die Reise gibt? Für den Samen ist es nicht, für ihn wäre gerade dieser Wohlgeschmack sinnlose Verschwendung; für ihn, ja auch das Lebende, das diese Frucht genießt, wäre mit dem bloßen Nährstoff ausreichend gedient. Diese tausendstimmige Musik des Wohlgeschmacks, die aus den Früchten der Pflanzenwelt heraustönt, gehört zu der durch die Schöpfung gehenden Sprache der Freundlichkeit des Schöpfers an seine Kinder, ist eine in die Schöpfung gesenkte Gotteskraft. Darin, daß auch diese Kräfte

dem Heiland so freudig dienten, sah Johannes seine Herrlichkeit, sah er wohl, wie er seinem innersten ursprünglichen Wesen nach (1, 3) das Urprinzip aller dieser Gotteskräfte ist. „Wir sahen (1, 14) seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als eines Eingebornen von einem Vater her," d. h. wie sie ein Vater gibt, und wie er sie nur einem Eingebornen gibt, dem er nichts zu Gunsten anderer Brüder vorzuenthalten hat. Die Natur, die Schöpfung, ist nicht etwa des Heilands älterer Bruder, der das Körperliche geerbt und dem jüngern Bruder nur die andere Seite im göttlichen Wesen, das Geistige, übrig gelassen, sondern den Heiland hat Gott als ein Vater mit aller Herrlichkeit ausgestattet, — wir sollen es merken, daß der, dessen volle Freundlichkeit in ihm uns entgegentritt, der Schöpfer, der Allherr ist.

Tempelreinigung.

Der Heiland siedelte mit seinen beiden Familien, der natürlichen und der geistlichen, auf kurze Zeit nach Kapernaum über. Gewiß tat diesen beiden Familien diese vorübergehende Verschmelzung in eine wohl; seinen Brüdern die Fühlung mit den heilig begeisterten Jüngern, die das Irdische hinter sich hatten und in Jesu (der von seinen Brüdern noch nicht gewürdigt war) den von Johannes verheißenen, ja noch weit mehr als sich in Worte fassen ließ, erkannt hatten; den Jüngern aber die Fühlung mit einem heilig natürlichen Leben in Jesu Familie, namentlich wohl auch das mütterliche Walten der Maria, das die Rauhheit, die sie von Johannes dem Täufer her mitgebracht, wieder in sanfte, obwohl nichtsdestominder heilige Menschlichkeit gewandelt haben mag. Im Uebrigen reicht die kurze Notiz des Textes nicht hin, uns über Zweck, Bedeutung, Erfolg dieser vorübergehenden Uebersiedlung aufzuklären. Es scheint, er wollte sich, da doch Johannes so sehr auf ihn aufmerksam macht, zeigen und zwar als den, der sich nicht — wie sein Vorgänger — aus dem allgemeinen Menschenleben zurückziehen wolle, er wollte sich anmelden als einen künftigen Bestandteil des galiläischen Volkslebens. Aber hervortreten, auftreten wollte er — um Johannes willen — nicht.

Bald rief ihn das Osterfest nach Jerusalem. In grellem Gegensatze zu dem eben erlebten freundlichen Eingehen auf geistig begründete Sitten des Menschenlebens, geriet er hier in schroffen Widerspruch zu einer bösen Sitte, eine Protestation,

die er sich gerade deshalb, weil er sich ins volle Menschenleben hinabbegibt, nicht erlassen kann. Jener Vieh- und Münzenhandel in den Vorhöfen war wahrscheinlich aus Höflichkeit gegen die Scharen kaufmännischer Juden geduldet, die vom Auslande herbeiströmten und nicht nur den Opferkultus, sondern auch Jerusalem selbst in neuen Flor brachten, wodurch wider ihren Willen der Opferkultus zu einem Erwerbszweig für ganz Jerusalem geworden. „Der (nicht das) Verdienst" (wie wir Schweizer für „Erwerbsquelle" sagen) war wie heute vielfach wieder die oberste Gottheit geworden, deren Machtspruche sich alles zu beugen hatte.

Mir ist, das Verfahren Jesu verliere von seinem frischen Glanze der Unmittelbarkeit und Unwillkürlichkeit, wenn wir annehmen, er habe hier sich „als Messias" kundgeben und gebaren wollen. Es war das Kind in ihm, das sich empörte über die seinem Vater angetane Schmach, es war auch der allgemeine Israelit, der in ihm sich in seinem heiligen Rechte verletzt fühlte, und der deshalb dieselben, im Zorne über die Gott angetane Schmach, rücksichtslos geltend machte. So betrachtete er den heiligen Boden des Vorhofes als frei und nur für das anbetende Volk bestimmt; Geldtischchen, die im Wege standen, behandelte er als ständen sie gar nicht da; für das Vieh hatte er eine Peitsche gefertigt, um ihm in der demselben allein verständlichen Sprache („denn eines Fremden Stimme verstehen sie nicht") anzudeuten, daß es sich fort und anderswohin zu bewegen hätte. Daß er dieses Werkzeug — wenn auch nur andeutungsweise — auch an Menschen angewandt, liegt nicht in der Erzählung.

„Traget das von dannen," sagte er zu den Taubenkrämern, „machet nicht meines Vaters Haus zum Kaufhaus!" Verbergen will er's ja freilich nicht, wie nahe ihm der steht, dessen Ehre hier mit Füßen getreten wird, und ein leiser Vorwurf, daß sie kein Kindesgefühl für Gott haben, mag auch in dem Worte „meines Vaters" gelegen haben.

Die hohe Achtung, die seine Person schon genoß, die bei aller Bestimmtheit ruhige Art, womit er das alles vollbrachte, und ein Gefühl, daß er im Rechte sei, bewirkte, daß ihm niemand widerstand, sondern jedermann willig Folge leistete, mit Beschämung und — wer weiß, manche edler Gesinnte vielleicht auch mit stillem Dank. Von dem Manne, auf welchen der hochverehrte, fast gefürchtete Täufer mit solcher Ehrfurcht hingewiesen, mußte man sich schon etwas gefallen lassen. Aber

ein Zeichen, ein Wunder sei er ihnen — so dachten sie — hiemit doch schuldig geworden. Die beiden Männer Johannes und Jesus gebaren sich, als wären in ihnen die alten heiligen Zeiten großer Gottes-Männer und großer Gottes-Taten wieder aufgelebt, aber die letzteren, die Wunder, waren bei Johannes ausgeblieben, und blieben sie auch bei Jesu aus, so konnte ein plumpes Auge ihr Tun für bloße Anmaßung, für willkürliche Kopie ansehen. Der Herr antwortete ihnen (wörtlich) „Löset diesen Tempel auf und in dreien Tagen will ich ihn auferwecken." Drei Entwicklungsstufen sehen wir in diesem Satze den Begriff, um den es sich handelt, durchmachen. Zuerst ist es „dieser Tempel", über dessen Ehrenrettung er sich ja rechtfertigen soll. Aber dieser Tempel hat ja seine ganze Heiligkeit nur durch den Zweck, dem er dient, und die Idee, die er darstellt, — was verletzt wurde, ist die heilige Verfassung, der Bund, die Gottesdienstordnung: die „löset ihr auf!" Aber auch diese nicht buchstäblich, die Form laßt ihr stehen, aber den Geist treibt ihr aus, daß diese Ordnung nur noch wie ein mechanisch bewegter Leichnam arbeitet. Fahrt nur so fort! Ich will sie wieder auferwecken.

Verweilen wir einen Augenblick bei diesem denkwürdigen Worte, in welchem uns hier schon im Anfang — obwohl vielleicht leiser, als man sonst annimmt — eine Todesahnung begegnet! Das Wort reizt zum Denken auf dadurch, daß es zwei Tätigkeiten auf den Tempel anwenden läßt, die buchstäblich eigentlich nicht auf ihn passen: „lösen" und „auferwecken". (Luther hat hier eine erklärende Uebersetzung [„brechen," „aufrichten"] einer wörtlichen vorgezogen.) Dem Heiland kommt beim Anblick dieses Verfalles der heiligen Sitte und dieser reißenden Verarmung an heiligem Geist eine Klage des Propheten Hosea (6, 1 ff.) in Erinnerung, der den damaligen Verfall Israels und vornehmlich seiner Hirten, der Priester und Oberen beklagend, in der Zukunft einen Bußruf ertönen läßt: „Kommt, wir wollen wieder zum Herrn, denn er hat uns zerrissen, er wird uns auch heilen, er hat uns zerschlagen, er wird uns auch verbinden. Er wird uns lebendig machen in zwei Tagen, am dritten Tage wird er uns auferwecken, daß wir leben vor Seinem Angesicht."

Das Siechtum ist dem Auge des Propheten schließlich bis zum Tode, bis zu völliger Erstorbenheit vorgeschritten, so daß statt des Heilens ein Lebendigmachen und Auferwecken eintreten muß. Soweit läßt es Gott kommen. Er will nicht mehr an

das Alte anknüpfen, das Alte soll sich ableben und ersterben, eine Zeitfrist muß zwischen dem Alten und dem Neuen zwischen inne liegen, damit das Alte als tot, das Neue als Neues und als Gottestat konstatiert sei. Aber eine allerkürzeste Zeitfrist: denn zu Seinem Tun braucht dann Gott keine Zeit. Dies ist die Bedeutung des „in zweien Tagen" und „am dritten Tage."

Der Heiland ahnt und sieht, daß auch dieses Prophetenwort in ihm sich erfüllen wird. „Mein Versuch (durch die Tempelreinigung, wie auch durch all mein weiteres kräftiges Rufen und Locken) zu heilen, wird erfolglos sein, die Dinge werden ihren Verlauf nehmen, die Zersetzung wird erst enden, wenn sie ihr Werk getan und die Auflösung eine völlige ist. Aber macht nur zu! Es ist zu spät, um erfolgreich, endgültig zu ruinieren; denn ich bin da, ich mache alles wieder gut, ich werde diesem altersfiechen Religionstreiben, wenn nur erst sein Lebenslichtlein völlig ausgelöscht ist, neues Leben einhauchen." In erster Linie dachte er nicht, daß er der Auferweckte, sondern daß er der Auferwecker sein werde. Er dachte wirklich an „diesen Tempel," und so konnten es auch die Juden allein verstehen.

Dieses gewaltige Wort hat gewiß auch die Jünger stutzig gemacht. Aber nachdem sie die Kreuzigung, die Auferstehung Jesu und seinen Siegesgang durch die Welt hinter sich hatten, da sahen sie, wie genau einerseits Jesu Voraussicht sich bestätigt, und wie herrlich und genau er sein großes Wort — eben in seiner Auferstehung — gehalten. Das faßt Johannes kurz in die Worte zusammen: „Er aber redete von dem Tempel seines Leibes." Gewiß hat auch der Heiland daran gedacht, aber vielleicht vorerst mehr in unbestimmter Ahnung. Ihm war schon der örtliche Tempel nicht mehr Bedürfnis, der Ort, wo er die Ruhe Gottes fühlte, war in ihm, war — wie er nun bald der Samariterin sagt — sein Geist, ja noch mehr: was mit diesem Steinbau göttlich bezweckt war — eine Stätte, da Gott segenspendend dem Menschen nahe wäre, das war nun er selbst, er war ein wandelnder Segensquell, ein wandelnder Tempel Gottes. „Und dieser Stumpfsinn gegen das Heilige, der hier das Sinnbild, den Tempel entweiht, er wird, wenn der Heilige im vollen Glanze seiner Wesenheit strahlt, sich (man erlaube das Wort) in Profanatismus, in Entweihungswut steigern und nicht ruhen, bis dieser wahre Tempel Gottes zerstört wird. Aber nur vorübergehend. Wenn diese Scheinfrömmigkeit sich selbst völlig gerichtet hat, dann wird Gott gnadenvoll einschreiten."

Der Heiland hatte noch ein anderes Licht, das seine Gedanken auf diese Spur bringen konnte. Er mußte sich sagen: „Das Israel, das noch sterben kann, d. h. das wirklich noch lebt, bin ich. Hoseas Wort gilt von mir. Ich muß sterben, muß einmal tot und begraben sein. Mich wird der Vater dann am dritten Tage auferwecken." Aber in voller Klarheit kamen ihm solche Gedanken wohl erst im späteren Verlauf der Dinge, je tiefere Erfahrung er einerseits von der Größe der Verstockung machte, der Israel verfallen war, und andererseits — von dem Ernste des Zornes Gottes gegen dieses Tun der Menschen, das lauter Gericht über sie herausfordert. Denn dieses Gottesgericht, das sie über sich herausfordern, wird sich — so will er's ihnen zuliebe — als Gericht über ihn entladen.

Nikodemus.

Der Boden schien in Jerusalem für Jesum äußerst günstig. Das sonst alleinherrschende Ansehen der Pharisäer war für den Augenblick erschüttert, ihr rauher Gegner, der Täufer, beherrschte im Stillen die Gemüter, und er gerade hatte ja dem Volke das Größte von Jesu versprochen. Hiezu kamen (Joh. 2, 23) „die Zeichen die er tat". Sie geschahen wohl mehr im Stillen, sonst hätte man ja nicht von ihm noch ausdrücklich ein Zeichen (zur Rechtfertigung seines Tuns im Tempel) verlangt; er legte es auch wohl in dieser seiner stillen Zeit kaum darauf an, Zeichen zu tun, aber bei seiner Liebe, seinem Mitleid konnte er nicht mit Menschen umgehen, ohne daß wie unwillkürlich seine Herrlichkeit allerlei Heil und Segen von ihm ausstrahlte.

Machte dieser günstige Boden es Jesu nicht geradezu zur Pflicht, hier „sein Licht leuchten zu lassen" und als Lehrer zu wirken? „Viele glaubten an ihn." Sollte er sich diesen nicht widmen? Es stand allerdings mit ihnen nicht wie es sollte, aber gab dies ihm ein Recht, sich ihnen zu entziehen, oder nicht vielmehr die Pflicht zum Gegenteil? Jesus erkannte das Recht dieser Zumutung nicht an. Er „vertraute sich ihnen nicht an." Er hatte einen Schatz zu hüten, nämlich sich selbst, seine Person, als eine Gabe Gottes an alle; ihr mußte er die volle Freiheit der Entfaltung, die Allgemeinheit des Wirkens wahren.

Diese Kinder der altgläubigen geistlichen Kirchen-Hauptstadt dünkten sich wohl im Vollbesitz des Richtigen zu sein. Jesus sollte selbst wohl nicht mehr viel bieten, höchstens etwa, wie wir zu sagen pflegen, das Pünktlein auf's I. Ihr Glaube an ihn war wohl mehr das beifällige Urteil des Sachkenners, als das vertrauende Verlangen des Hilfs- und Lernbegierigen. Sie hatten ihn nach sich modeln, für sich pachten wollen; in den Gedankenfärgen ihrer Rubriken wäre er nutzlos begraben geblieben. Darum vertraute er „sich" ihnen nicht an, er sparte sich auf für ein größeres, weiteres Wirkungsfeld, er wahrte sich die Freiheit, er selbst zu sein. Weil er wußte, was im Menschen war, kannte er sie alle.

Aber siehe, aus den Kreisen der Gegner, von den Pharisäern, nahte sich ihm einer, und zwar vielleicht einer der höchsten, „der (nicht „ein") Meister in Israel (3, 10)"! Es ist äußerst spannend zu sehen, wie Jesus nun diese Burg eingebildeten geistlichen Wissens liebreich, aber ohne sichtbaren Erfolg zu erobern versucht. Er verhält sich wie ablehnend, als verspräche er sich von vorneherein wenig Frucht von solchem Gespräche, aber im Ablehnen gibt er doch nach seiner Weise stetsfort etwas, und zwar immer etwas, das mitten in's Gewissen trifft. Vorwürfe sind's, die Nikodemus sich mit seinen zähen Fragen erringt, und je dringlicher er wird, desto wärmer, herzlicher, einschneidender werden diese Vorwürfe. Nikodemus sieht mit jeder Antwort, die er vom Heiland erhält, alle seine Gedanken auf den Kopf gestellt, er blieb „wissensbegierig," aber die Pfeile, die auf den M e n s c h e n in ihm, auf sein Gewissen zielen, die scheint er nicht zu spüren, er bleibt hartnäckig bei seiner „wissenschaftlichen" Art, so daß in der Tat das Gespräch vor der Hand für ihn ohne Frucht verlaufen zu sein scheint.

Es ist eben etwas Eigentümliches um Parteidenken, Klubgesinnung, Vereinsgeist, zumal wenn es ins religiöse Gebiet streift. Das System ist wie ein selbständiger Geist für sich, es denkt als Gesamtgeist für alle und der Einzelne getraut sich oft kaum, daneben noch seinem eigenen Ich Luft und Licht der Freiheit zu lassen, und andererseits lebt oft der Systemsgedanke nur in der Allgemeinheit, im Einzelnen aber nicht. „Wir wissen," sagt Nikodemus — „daß du bist ein Lehrer von Gott gekommen," — aber (dies fühlt man durch) wir getrauen uns kaum, es einander zu sagen, denn das System weiß nichts davon, ist es ja doch gar nicht darauf eingerichtet, etwas Neues, etwas aus der Gegenwart zu wissen. Die Partei hat ihren

Schwerpunkt darin, daß sie für Gott wirken will, und jetzt stellt sie sich mit vollem Bewußtsein dem von Gott gekommenen Lehrer ferne!

Der Heiland geht über diesen Widerspruch hinweg. Dieses „Wissen" überhaupt, das diesen Gelehrten fast die Stelle der Religion vertritt, hat ihm keinen Wert. „Ihr wißt im Göttlichen überhaupt nichts. Um das zu erkennen, worauf es jetzt für das Reich Gottes ankommt, dazu fehlt euch das Organ, Auge, Ohr und Herz." „Wenn einer nicht von neuem geboren wird, so kann er das Reich Gottes nicht sehen." Was heißt dies: „Reich Gottes?" „Das Königreich — das Königswalten Gottes" — das wird Jesus, wenn er (nach Johannes Gefangennahme) öffentlich auftritt, als etwas, das sich der ganzen sichtbaren Wirklichkeit bemächtigen wird, verkünden; — hier aber, in diesem Evangelium, das immer nur von Jesu Bedeutung für den Menschen an und für sich spricht, haben wir wohl das Wort vorwiegend als Bezeichnung eines innerlichen Waltens zu verstehen. „In mir, durch mich, um mich herum waltet Gott, und das merkt ihr nicht. Ihr meint alles zu verstehen, lobt das eine, tadelt das andere, und neben euch steht etwa einer, an dem waltet in demselben Augenblicke Gott. Dasselbe, was auch ihr sehet und höret, öffnet ihm im Herzen die Türe für den Vater im Himmel, — ihn hat es gerettet, — auch mehr oder minder interessant unterhalten. Und das kann man euch nicht verargen, ihr könnt nicht anders, ihr müßtet — um anders zu können — geradezu von neuem geboren werden."

Die Gegenfrage des Pharisäers auf diese starke Antwort führt den Heiland tiefer in das Wesen dieses „Reiches Gottes". Was ist es um das Reich Gottes im Menschen? „Das, was Gott einst verheißen hatte: „Ich will unter ihnen wohnen, und will ihr Gott sein und sie sollen mein Volk sein," — das — so konnte sich der Heiland sagen — ist in mir erfüllt. In mir wohnst du, ich bin dein Herrschaftssitz und wiederum du bist meines Geistes Heimat. Und so sein, das heißt allein: Mensch sein, dazu sind wir Menschen bestimmt." Warum er so war, und daß er allein so war, das wußte er nun. Er war es nicht durch eine Leistung, er war es eben, durch seine Abstammung. Uns andern hilft es minder als nichts, uns selbständig ebenfalls in dieses Kindesbewußtsein hinaufsteigern zu wollen, zu beschließen und zu „glauben," wir seien nun Kinder Gottes, mit dem besten Vorsatz, uns dann darnach zu benehmen, — wir sind's eben nicht, wir sind eben vor der

HOLBROOK LIBRARY PACIFIC SCHOOL OF RELIGION

Hand Fleisch, Natur, etwas das äußerlich hoher Entwicklung und Verfeinerung fähig ist, das Blüten treiben kann, die aussehen wie Geist, aber nur solche, die verwelken. Zum Kinde Gottes wird man geboren. „Aber *ich bin* — so sagte sich Jesus — und das kann keinen andern Zweck haben und hat keinen andern, als daß alle Menschen werden sollen wie ich. Das Kind, das in ihnen gleichsam vor der Geburt erstorben war, — in, mit mir ist es für alle wieder geboren." Wenn er von der Wiedergeburt aus Wasser und Geist redet, hören wir da nicht Erinnerungen aus *seinem* Leben? Für sein ganzes Geschlecht war er vor Johannes gestanden, und was ihm dort vom Vater her durch das Wasser vermittelt und in dem Geiste gegeben worden, das war ihm zu Handen seiner *Brüder* geworden, — für sie war hier vom Vater eine Möglichkeit aufgetan, in ihm, dem Sohne, Kinder Gottes zu werden; dazu war Johannes gesandt, dazu der Sohn in die Welt gegeben.

So tritt uns hier das, was Gott mit der Sendung Jesu will und ausrichten wird, ganz besonders helle und umfassend entgegen. Fleisch, d. h. also der Mensch, wie er von Natur, als Teil dieses Naturganzen ist, wird es nie zu etwas bringen, das eine Befriedigung in sich selbst, ein Recht, ewig zu sein, eine lebendige Beziehung zu Gott hätte. Fleisch bedarf der Nahrung von außen, das grobe in allerlei Nervenreiz, das feinere in den Genüssen des Beifalls, Ruhms, der Macht, der Rache ꝛc. So ist es für sein Existieren auf Zerstörung angewiesen und trägt sein Urteil, vergehen zu müssen, an der Stirne. Die Allgemeinheit dieses Gesetzes tritt uns gerade an Nikodemus entgegen, der uns das Fleisch in seiner höchsten Verfeinerung, in religiösem Schmucke, darstellt. Auch was Jesus bringt, ist ihm Nahrung für sein Steckenpferd, ist ihm „interessant," weiter kommt er vorderhand nicht.

Aber seit Jesus ins Fleisch gekommen und im Fleische emporwuchs, hat Gott innerhalb des Fleischesgebietes ein Herrschaftsgebiet gewonnen, das sich als Sein Reich endlich über alles Fleisch ausdehnen soll. Da ist der Mensch nicht mehr, wie im Fleisch, gleichsam ein selbständiges Staatswesen, das etwa immerhin Gott als dem Oberherrn den pflichtigen Tribut an notdürftigem Gehorsam und Vertrauen zollt, dabei aber seinen Sonderinteressen lebt; sondern durch die Wiedergeburt in Jesum einverleibt, *seiner* Stellung in Gott teilhaftig, ist er Gottes Kind, ist er *aus* Gott, Gott ist ihm wesentlich Vater und Mutter, und endlich wird Gott in ihm alles sein (1. Cor. 15, 28).

War das Fleischesgebiet ein Haufe sich widerstreitender Willensmittelpunkte, eine Verwesungsmasse, so ist Gottes Herrschaftsgebiet ein Reich, ein gegliedertes Ganzes, von einem Geiste, dem Seinen beseelt. Es hat sein Recht, ewig zu sein, in sich selbst, sein Beruf zu siegen und dem Fleische allen Boden abzugewinnen, liegt in seinem Wesen.

Die Siegesmacht dieses Reichs (zu unsern Gunsten) beruht darin, daß es für sein Siegen auf Mitarbeit des Fleisches nicht rechnet: — was vom Fleische geboren ist, ist Fleisch, also kann man von demselben auch nichts erwarten. Es ist ein großes, ja das größte, gewaltigste Tun Gottes. Die große Urtat ist die Sendung Jesu. Der Heiland berührt sie erst im Verlaufe der Rede; hier — im Zusammenhange mit der Wiedergeburt — erwähnt er sie nicht; sein Zuhörer hätte dies nicht verstanden, es würde ihm anmaßlich erschienen sein. Auch die Seite der Wiedergeburt, daß sie eine Wiedergeburt aus Gott dem Vater sei, übergeht er, wohl aus ähnlichen Gründen. Desto heller redet der Erzähler an anderem Orte, aus eigener Erfahrung und gewiß auch aus dem Unterrichte seines Meisters darüber, in seinem ersten Briefe (1. Joh. 1, 3 ff.).

Aber von der Machtwirkung des Geistes redet der Heiland. Wie der Wind nur in seinen Wirkungen wahrgenommen wird, so der Geist. Der aus Gott Geborene spürt's und weiß es, daß an ihm gewirkt worden und was an ihm bewirkt wurde, und kann daraus merken, was an ihm gewirkt hat. So ferne ist Fleisch davon entfernt, für das Wirken des Geistes irgend eine treibende Kraft zu sein; so selbstherrlich und darum auch unwiderstehlich, erfolgreich wirkt der Geist. Der Geist Gottes ist nicht eine Stimmung, wie auch das Fleisch sie hat, oder die wir hervorrufen könnten; er ist lebendig, eine persönliche Kraft Gottes, eine beständige Wohltat Gottes in und an uns.

Aber etwas bleibt dem Menschen, der im Fleische ist, doch zu tun übrig. Ist er doch nicht nur Fleisch, ist doch auch in ihm noch ein Gottesfunke. Deshalb kann der Mensch sich seines ganzen Fleischeswesens schämen, kann der Gottentleerung, des Todes, der demselben anhaftet, inne werden und dafür die Hilfe annehmen, die Gott uns gesendet hat. Dies ist die Bedeutung des Wassers.

Das Wasser, als erstes Erfordernis der Wiedergeburt, erinnert an ein äußerliches, in die sichtbare Wirklichkeit eintretendes Tun des Hilfesuchenden. Die Wiedergeburt kann und

soll sich nicht als ein bloßer innerlicher Hergang, als ein bloßer Wechsel der Ansichten und Gesinnungen vollziehen, sonst ist und bleibt sie eine Blume der Einbildung d. h. des Fleisches. Ich muß meine Lebensgeschichte einreihen lassen in die große, unscheinbare, aber öffentliche Geschichte Gottes auf Erden, — nur im Zusammenhang dieser heiligen Geschichte läßt der Gott des Heils Sich finden. Dies ist das erste, was in Jesu Wort vom Wasser liegt, dasjenige was sich auf unsere Leistung bezieht.

Damit hängt auch das andere zusammen, die Gottestat, die sich damals in der Johannestaufe vollzog. Das Fleischeswesen ist mit einem bloßen Meinungswechsel nicht abgetan, es muß gesühnt werden; dieser ganze Totengeruch muß von meinem Wesen durch einen Gottesspruch abgetan werden. Das war ja das Große, was Gott durch Johannes in die Welt gesendet hat.

Der Zeit gemäß, in welcher Jesus noch n e b e n Johannes steht und ihm die erste Stelle überläßt, bewegt er sich hier noch ganz und ausschließlich in dem ihnen beiden gemeinsamen Gedanken. Er betrachtet sich und ihn als e i n e Doppelperson, zu einer gemeinsamen Aufgabe berufen, an deren Lösung jeder in besonderer Weise arbeitet. In ihnen und durch sie waltet Gott königlich, daß die Menschen wiedergeboren und so seine Kinder werden. Dazu tauft Johannes mit Wasser, dazu wird e r mit dem Geiste taufen. Es liegt in Jesu Worten (von „Wasser und Geist") ein zart gekleideter Vorwurf gegen Nikodemus zu Handen der Pharisäer, darüber daß sie glaubten, ohne Johannes und neben ihm Gott gefallen zu können. „Um Johannes herum geht kein Weg in Gottes Reich," wollen die Worte dem Nikodemus sagen. Das, was heute an den Menschen geschehen soll, ist eine T a t G o t t e s und nicht ein bloßes E r z e u g n i s d e r E i n b i l d u n g s k r a f t, und will als Gottes Tun offenbar und feierlich in die Menschheitsgeschichte eintreten; darum vollzieht es sich nicht tausendmal wieder unvermittelt, unmittelbar vom Himmel in der Stille des Herzens, sondern es ist an die sichtbare Person seines Knechtes und Boten geknüpft. „Wasser" bedeutete damals eine einigermaßen ö f f e n t l i c h e A b b i t t e v o r G o t t, ein mit Tatsachen belegtes Bekenntnis der eignen Verwerflichkeit vor dem Knechte Gottes, ein Tun, von welchem die innerliche, heimliche Abbitte, der sich kaum e i n Pharisäer mag entzogen haben, wesentlich verschieden war.

Nur zart deutete Jesus dies an, und in der Tat, Nikodemus läßt sich hiedurch nicht in seinem Untersuchungseifer

stören. Er verlangt Aufschluß über das Wie? Da ist aber auch der Heiland — wie es scheint — nahezu am Ende seiner Mittel für Nikodemus angelangt. „So seid ihr Gelehrte, die ihr meint (im Geistesgebiete) die Dinge so lange zurecht rücken zu können, bis sie euch einleuchten und gefallen. Wir (Johannes und ich) haben es nicht so, wir sind an Tatsachen gebunden: was wir wissen, das reden wir, und was wir gesehen haben, das bezeugen wir. Aber das kann ich nur behaupten, beweisen kann ich es nicht, denn hiezu müßte ich euch von himmlischen Dingen reden, und da käme ich vollends schön an, da würde ich erst recht niederkritisiert." Ein weiteres Wort, fast wie alles in einen Schlußgedanken zusammenfassend, reiht sich daran an: „Ihr vermögt weder mit euern Spekulationen, noch mit euern Tugendleistungen den Himmel zu erklettern, da ist aller Erfolg lauter Schein. Es handelt sich auch nicht darum, sondern das ist euer Heil, daß ich aus dem Himmel zu euch gekommen bin, und ich habe auch in jene Heimat, von der ich stamme, Zugang und könnte euch deshalb von himmlischen Dingen reden."

„Ich" sagte er nicht, sondern „des Menschen Sohn". Dieser Bezeichnung bedient sich Jesus, um von sich in der dritten Person, als von einem andern, reden zu können. Eine wundersam demütige Hochachtung vor sich selbst spricht sich in diesem Bedürfnis aus. Bald blickt er mit hoher Ehrfurcht zu sich als dem Menschensohne empor, bald redet er mit Mitgefühl von des Menschen Sohn (der nicht hat, da er sein Haupt hinlege), aber immer spricht sich darin jene Selbstverleugnung aus, die er auch uns einschärft.

Wo ist in Jesu Rede der Grenzpunkt zu finden, bis wohin Nikodemus Zuhörer war und von wo an Jesus seine weiteren Eindrücke über dieses Gespräch wiedergibt? Wir wissen es nicht und bedürfen es nicht zu wissen. Möglicherweise ist das Folgende noch zu Nikodemus gesprochen, vielleicht aber auch nicht.

Der Heiland ersieht aus dem Verlauf des Gespräches, wie schwer es für Viele sein werde, die (so sehr!) hervorragende Bedeutung seiner Person zu merken, zu verstehen, sich darein zu schicken und ihr Heil schließlich allein in gläubigem Vertrauen zu ihm zu finden. Er wird — das wird ihm klar — irgendwie (3, 14 u. 15) aus der Masse der Menschen emporgehoben, in aller Menschen Gesichtskreis als etwas besonderes kenntlich gemacht werden müssen. Ob dies in Herrlichkeit und Macht,

oder zuerst in Schmach und Pein erfolgen werde, das lassen seine Worte unentschieden. Vielleicht schwebte ihm das Letztere erst als Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit vor der Seele. Aber offenbar muß es allen Menschen werden, was er ist und was er für sie ist. Es ist mächtig erhebend, wie der Heiland hier die Liebe seines Vaters zur Welt darin, daß er — der Sohn Gottes — ist, in neuer Helle erschaut. „Warum bin ich? Daß ich bin, das ist ein Beweis der Liebe des Vaters zur Welt." Ich bin gesandt, die Welt zu retten, — daß sie gerichtet werde, dazu wäre ich nicht von nöten. Aber daß in mir das Licht in die Welt gekommen ist, das ist das Gericht, denn das wollen die Menschen nicht. Vergebung, Gnade: all das wäre ihnen recht, — nur nicht Licht, das ist zu helle, man sieht ihre Werke zu gut, da ist ihnen die bisherige Finsternis lieber, wo man sich das Religiöse nach Belieben ausmalen kann.

Die Samariterin.

Von Jerusalem aus ging der Heiland an den Jordan, um neben Johannes, aber weil es noch des Johannes „Stunde" war, nur im Sinne und in der Weise des Johannes zu wirken. „Er selbst freilich (Joh. 4, 2) taufte nicht, sondern seine Jünger;" denn da Johannes ihn als den bezeichnet hatte, der mit dem heiligen Geiste taufen wird, so hätte ein von ihm Getaufter erwarten können, durch diese Taufe heiligen Geist zu erlangen. Das war aber einerseits zu der Zeit überhaupt noch nicht möglich und wäre andererseits eine viel zu buchstäbliche Erklärung der Worte des Johannes, eine Umdeutung des künftigen großen Tuns Jesu gleichsam in's Mechanische gewesen.

Daß dieser neue Wüstenprediger die Leute noch mächtiger anzog, als Johannes, überrascht uns nicht, zumal dieser selbst mit seinem Hinweis auf ihn beständig dazu beitrug, und in der Tat, wenn wir auch noch von der Ahnung absehen, die das Volk von der Größe Jesu haben mochte, so begreifen wir auch sonst, welch' ein gewaltiges Zutrauen er, der ebenso freundliche als heilige, — unter dem Volke aufgewachsen und mit allen seinen Sorgen und Versuchungen aus Erfahrung bekannt — sich unwillkürlich erobern mußte. So wurde Jesu Stellung,

als eines in zweiter Linie stehenden, je länger je mehr unhaltbar. Erst bemühte es die Jünger des Johannes und dann, was noch mißlicher war, „kam es vor die Pharisäer, daß Jesus mehr Jünger machte, als Johannes." Vielleicht fühlten diese einige Schadenfreude, jedenfalls aber bedeutende Erleichterung darüber, daß derjenige, der sie schonungslos gezeichnet, nun von einem helleren Lichte überstrahlt und in der Verehrung seitens des Volkes von einem andern überholt wurde, von dessen Leutseligkeit und Milde sie vielleicht ein günstigeres Urteil über sie erwarteten.

Was tat der Heiland? Er (Joh. 4, 3) verließ das Land Judäa und zog wieder nach Galiläa und zwar (Vers 44), „weil ein Prophet daheim nichts gilt". Unsere ganze Idee von einer sogenannten Sonntagszeit beruht auf der Art, wie wir diese Stelle verstehen. Wollte Jesus seine Heimat darum, weil in ihr ein Prophet nichts gelte, *verlassen* oder *aufsuchen*? Einem Propheten wird offenbar nicht da, wo er zufällig geboren, sondern da, wo er aufgewachsen ist, diese Nichtachtung widerfahren, somit ist als Heimat Jesu Galiläa zu nennen, es hat ihn also der Wunsch, nichts zu gelten, nach Galiläa geführt. In der Tat blieb dem Heiland nichts anderes übrig, wenn er Johannes nicht hindern wollte, „seinen Tag" voll auszunützen. Haben wir hier richtig vermutet, so dient uns zur Bestätigung die Angabe der Evangelien, daß Jesus erst nach der Gefangennahme des Johannes öffentlich aufgetreten, sowie auch die Art, wie er dann nach Gefangennahme des Johannes eine Anzahl Jünger, offenbar als alte Bekannte, von den Netzen wegruft, und wie sie ihm auch alsbald Folge leisten.

Matthäus (4, 12—16) *scheint* mit Johannes hier im Widerspruch zu sein, indem derselbe sowohl als Zeitpunkt, wie auch als Beweggrund für Jesu Rückzug nach Galiläa die Kunde von des Täufers Verhaftung bezeichnet. Der Schein entsteht durch des Matthäus eigentümliche Art, Geschichte zu schreiben. Er behandelt die äußere Geschichte nebensächlich, nur als Rahmen für geistig bedeutenden Inhalt, weshalb er z. B. oft Geschichten (Hauptmann zu Kapernaum, 8, 5 ff., Gergesener, 8, 28 ff., Gichtbrüchiger, 9, 2 ff.) in einer Weise abkürzt, daß wir erst aus den anderen Evangelien ihr volles Verständnis gewinnen. So schildert er uns auch den äußeren Gang des Lebens Jesu weniger im Blick auf die zeitliche Reihenfolge, als im Blick auf die innere Bedeutung. Er schreibt für den jüdischen Leser, dem das Leben Jesu überhaupt, und vollends der äußere

Gang desselben im Großen schon bekannt, dem aber gerade dieser ein mächtiger Anstoß war, ein Hindernis, zu glauben, daß das Leben des Messias einen solchen unscheinbaren, vermeintlich den Verheißungen widersprechenden Verlauf habe nehmen können. Jedesmal, wo wieder ein solches Stadium der Niedrigkeit in Jesu Leben eintritt, gibt Matthäus einerseits die geschichtliche Veranlassung an, warum es so kam und weist er andererseits auf Worte der Weissagung hin, aus denen hervorgeht, daß es dennoch recht gegangen ist (dieses „dennoch" klingt in vielen seiner „auf daß erfüllet würde 2c." durch). So auch hier. Wenn er sagt, er zog sich zurück, als . . . so heißt das in seiner oft eigentümlich abkürzenden Sprache: „daß er sich zurückzog, das hatte folgenden Grund." So rechtfertigt hier Matthäus dasjenige, was den Juden am allermeisten (vrgl. Joh. 1, 46 u. 7, 52) Anstoß gab und Zweifel, ob Jesus der Messias sei, nämlich: daß er nicht der judäischen, sondern einer galiläischen Geschichte anzugehören schien. Daß Jesus als Wirkungskreis das fromme Judäa aufgab, auf das doch er, der Messias, der Sohn Davids, zunächst angewiesen war, und das religiös verwilderte, verachtete Galiläa erwählte, dazu bestimmte ihn das Schicksal, das den Täufer in eben jenem Judäa ereilte, und damit erfüllte sich erst recht die Weissagung.

Die Beweggründe, die dabei den Heiland leiteten, denkt sich Matthäus schwerlich politischer Art, als wollte Jesus etwa eine Gegend aufsuchen, wo er weniger das Auge des Gewalthabers auf sich zöge, sondern höherer Natur: in der ganzen Art, wie des Johannes Wirken in Judäa plötzlich und fast vorzeitig abgeschnitten wurde, sah er einen göttlichen Wink, daß Judäa nicht die geeignete und von Gott zubereitete Stätte sei, in der die Anfänge seines Reichs sich entfalten sollten.

Daß Jesus schon vor des Täufers Verhaftung sich nach Galiläa zurückgezogen, das übergeht Matthäus als nebensächlich, da jener Rückzug noch keine Wahl des Wirkungskreises bedeutete. Diese Wahl vollzog sich vielmehr endgültig mit seiner Niederlassung in Kapernaum; damit erklärte er Judäa als vorderhand aufgegeben.

In den Sätzen: „Jesus zog nach Galiläa; Nazareth verlassend, siedelte er nach Kapernaum über, auf daß erfüllet würde" faßt also Matthäus den Zeitraum zwischen Jesu Versuchung und seinem öffentlichen Auftreten nach des Täufers Verhaftung unter den einen Gesichtspunkt: Verlegung des Wirkungskreises nach Galiläa, zusammen.

Wenn diese Annahme richtig ist und wir auch den Bericht des Evangelisten Johannes recht verstanden haben, so stehen wir hier vor einer stillen Heldentat Jesu ohnegleichen. Wie einst Moses in der Blüte seiner Jahre unfreiwillig zu einer vierzigjährigen Stille, dem Ansehen nach aber zu völligem Verzicht auf ein Wirken zum Heil seines Volkes genötigt war, so entschließt sich hier Jesus freiwillig, trotz des Bewußtseins seines Berufs, oder vielmehr kraft desselben zu einem Rückzug in die Stille und Unbedeutendheit auf eine Zeit von völlig unbestimmter, dem Ansehen nach (denn Johannes war ja sein Altersgenosse) sehr langer Dauer.

Auf dieser Heimreise findet der Heiland die Samariterin. Was ist es, das ihm gegenüber diesem Weibe das Herz so aufgehen läßt, das er den Vielen in Jerusalem, die an ihn glaubten, verschlossen, und sogar einem Nikodemus nur langsam geöffnet hatte? Es ist wohl vor allem die Einfachheit ihrer Art, — sie denkt kindlich, und auch kein Bewußtsein vermeintlicher Frömmigkeit steht in ihr dem Heiland als Hindernis entgegen. Glauben wir nicht, der Heiland habe sich zu solchen „Kindern am Geiste" mehr als etwa zu einem Nikodemus „herablassen" müssen! Umgekehrt, hier fand er viel verwandtere Anschauungsweise, als bei uns „Gebildeten," bei welchen er oft auf ein Gestrüppe künstlicher Begriffe stößt, mit denen er nichts anfangen kann. Des Heilands Weisheit und Klarheit ist die des Kindes, das noch das ungetrübte Licht des Lebens hat, während über unser künstliches Denken sich Todesschatten lagern. Das Kind z. B. hat nicht diese Fertigkeit, Leib und Seele zu unterscheiden, wie wir es vielleicht im Uebermaß, über die Wahrheit hinaus, von den Griechen gelernt haben. So ist ihm auch diese Art, verächtlich vom Leibe zu denken, fern, — so scharf er andererseits Fleisch als Irdisches und Sündliches, und Geist als Himmlisches einander entgegenstellt. Vielleicht ist es seine Keuschheit, die sein Denken also von dem unsern unterscheidet; vielleicht rührt jene verächtliche Anschauung des Leibeslebens von einem beide entehrenden und unreinen Zwiegespräche zwischen Leib und Seele, Wollust genannt, her.

So ist auch dem Heilande das Sterben eine Unnatur, über die er nicht so leicht, so von vorneherein, durch Annahme der Unsterblichkeit der Seele hinwegkommt. Unsere Zuversicht, daß die Seele nach dem Tode unter allen Umständen vom Lose des Leibes unberührt bleibe, teilt er z. B. (Matth. 5, 29) nicht. „Daß ihr sterben müßt, ihr Menschen, das ist das Schwere, oder viel-

mehr, daß ihr nicht l e b t" — den Gedanken hören wir immer wieder im Ev. Joh.; und dem gegenüber sagt er: Wer an mich glaubt, der hat (eben damit, also von Stund an) „ewiges Leben". Luther hat dies geändert in „das ewige Leben," was ohne Schaden geschah, wofern es nur nicht den Schein erweckte, als dächte sich der Heiland hinzu: „nach dem Tode". Das wäre freilich ein ganz anderer, dem Heilande fremder Gedanke, als ob dann mit dem Tode etwas Gutes in uns würde, das vorher nicht in uns vorhanden war. Ewiges Leben, das wir schon im Leibesleben lebten, das überdauert den Tod. War keins da, so wird's nicht durch den Tod. Aber dieses „ewige Leben" ist nicht so wie so eine Eigenschaft der Seele, sondern es ist das Leben Jesu, die Frucht der Wiedergeburt, und es ist etwas Leib und Seele Durchdringendes. An der Fleischlichkeit nimmt gar nicht nur der Leib Teil, sondern eben erst recht die Seele. Unser ganzes Leben soll aus dem Fleischlichen emporgehoben werden dadurch, daß es als Ganzes von göttlichen Einflüssen durchdrungen wird.

Solche Gedanken kommen uns beim Lesen des Evang. Johannes, und besonders auch unserer Stelle. Die göttliche Gabe, die er als eine Leib und Seele erquickende dem Weibe in Aussicht stellt, sie beweist ja gerade hier auch an ihm selbst diese Wirkung, denn körperlich hungrig und durstig ist er im Anfang, und am Schlusse ist Hunger und Durst befriedigt ohne Speise und Trank, nur dadurch, daß es ihm gegeben war — dem Auftrage des Vaters gemäß — ein Verlorenes zu suchen und zu finden.

Der Heiland sieht dieses lebhafte, zerstreuungsbedürftige, abwechslungslustige und dadurch sich und andere verderbende Weib, (daß sie in der Mittagshitze Wasser holen muß, ist wohl auch ein Symptom ihres ungeordneten, zerstreuten Wesens) und sieht in der Tiefe als Urquell dieser Unruhe ein Bedürfnis, für das nur Gott selbst die rechte Befriedigung ist. Mitleid bewegt ihn über diese sinn- und nahrungslosen Ersatzmittel, die der verirrte Mensch seiner Seele bietet. Er vergleicht im Geiste ihren Durst mit seinem Durst, seine Erquickung mit der ihrigen. Er hat eine Erquickung auch für sie, jene Erquickung, welche ihm, gleichsam als allgemeinen Menschen, in der Taufe auch für sie geworden ist durch das Wasser der Sündenvergebung, die Zusage, daß, was er hat, alle empfangen sollen, die an ihn glauben. „Das, wonach die Menschen sich unbewußt sehnen, ist in mir ihnen geworden, die Vergebung der Sünden und

die Gabe des heiligen Geistes." Diese Friedens- und Lebensgemeinschaft mit dem Vater ist ein selbständiger Quell der Erquickung, die auch Leib und Blut heiligend, befreiend, befriedigend durchströmt. Diese Gabe Gottes ist nur für die Menschen da, ich habe sie, ich bin sie. Wie ist doch der Heiland davon so voll, daß er, so groß wie er ist, eine ernstgemeinte Gabe Gottes an jeden Menschen ist, der sie nehmen will! „Wüßtest du die Gabe Gottes und wer der ist, der mit dir redet, — du hättest ihn (schon) gebeten, und er hätte dir lebendiges Wasser gegeben." So spricht er zu dieſem Weibe.

Das Weib versteht ihn freilich zu massiv, aber er korrigiert sie nicht, — ein Beweis, daß es ihm gar nicht unlieb ist, wenn sie die Gabe sich nur recht tatsächlich denkt. Aber mit einem fremden Weibe über ein ihr zu gebendes Geschenk (zumal wenn sie's so massiv versteht) in Abwesenheit ihres Mannes weiter verhandeln, das stimmte nicht zu den Geboten des Vaters und nichts war ihm ferner, als „aus höheren Interessen" sich über dieses Gebot hinwegzusetzen. Und wie oft doch klärt ein solcher Gehorsam, gerade wie hier, mit einem Schlage die ganze Lage der Dinge! Ohne des Heilands Wort: „Rufe deinen Mann!" hätte das Weib noch lange gemütlich und interessant sich belehren lassen können, ohne an sich, an ihrer Seele, etwas zu erleben. Dieses Wort aber stellt sie mit einem Male in's Licht der Wirklichkeit und stellte die eine große, entscheidende Frage an sie: „Wer bist du?" Der Heiland deckt ihr kurz und bündig ihre Vergangenheit auf, ohne Verschleierung, aber auch ohne die leiseste Beigabe von Urteil darüber, von Tadel oder Vorwurf. Dessen bedarf die Sünde nicht, — sie trägt ihr Urteil an der Stirne, es genügt, daß sie an's Licht gebracht ist. Da steht das Weib nun vor dem Herrn, wie sie ist — im Licht. Das ist ein entscheidender Wendepunkt für eine Seele, wenn ein solches Strafwort, nicht allgemeinen, sondern besonderen, persönlich sie betreffenden Inhalts sie mitten in's Gewissen getroffen hat. Wird sie das ertragen? Wird sie sich diese vernichtende Strafe gefallen lassen? Oder wird sie, empört über diese angebliche „Taktlosigkeit" sich abwenden? Sie hat das Vertrauen des Herrn gerechtfertigt. In der schlichten Antwort: „Herr, ich sehe, daß du ein Prophet bist" liegt ein einfaches, aber unumwundenes Sündenbekenntnis.

Wie königlich siegreich dem Heiland die Gabe Gottes an die Menschen vor der Seele steht, so daß es bei ihnen rein auf

gar nichts anders mehr ankommt, als daß ihnen diese Gabe werde, das sieht man daran, wie er dem Weibe, sobald sie aufrichtig „an's Licht gekommen," ihre ganze, nun „vom Lichte bestrafte" Vergangenheit rein vergißt, ihr an heiligem Wollen und an Verständnis das Allerhöchste zutraut, und mit einer Vertraulichkeit zu ihr spricht, die wir ihn auch später selten wieder jemand erweisen sehen.

Das Wasser hat seinen Dienst getan, es hat ihr Seelenleben gereinigt und in ihrem Herzen die Türe zum Vater eröffnet. Geschlagen im Gewissen, ist das Weib sofort zu dem äußersten Schritt bereit, der ihrem Geiste vorschweben konnte, zu dem, was wir heute Konfessionswechsel nennen würden. Unter die Wahrheit, wie sie ihr in Jesu entgegentritt, will sie sich beugen. Der Heiland hebt sie, allerdings nicht ohne das Fehlerhafte des verschwommenen Samariterglaubens zu zeichnen und den Glauben an den Gott, der sich geoffenbart hat, als das allein Richtige zu betonen, dennoch hoch empor über ihre Frage nach dem richtigen Orte der Anbetung. Derselbe Tempel, in welchem und über welchem er einst als Knabe alles andere vergessen, derselbe Tempel, für dessen Heiligkeit er sich vor Kurzem so eingreifend gewehrt, er ist ihm hier, wo eine Seele heilsbegierig den Weg wissen will, auf dem man zu Gott gelange, Nebensache. Er redet ihr jetzt vom Geiste, dem ewigen, dem Tempel, in den sie sich über alles irdische Seelenleben emporschwingen kann, um da Gott, den Vater zu finden, der Geist ist. Der Geist hat kein Bedürfnis nach Erde, sondern nur nach Gott und Göttlichem, er ist selbst Lebensquell. „Gott ist Geist," und ist der Urheber von allem, was ist und wird, die Quelle alles Geisteslebens, so daß, wer ihn im Geist anbetet, Licht, Kraft und Erquickung nicht mehr aus zweiten Quellen suchen muß und mag, sondern unmittelbar bei, in, an ihm findet und hat. „Ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten," damit tun wir nicht nur uns einen Dienst, sondern auch ihm, denn auch der Vater sucht solche, die ihn also anbeten. Der Vater sucht unter den Tausenden, die beten, aber ohne Aufrichtigkeit, ohne Sinn und Geist, ohne Glauben, — nach solchen, die einfach als Kinder zum Vater reden, das ist wohl auch damit gesagt.

Es wird dem Weibe so heilig und so wohl zu Mute, daß ihr der Gedanke aufblitzt: so wird's sein, wenn der Christus kommt, — und in herzlicher Vertraulichkeit sagt sie ihm das. Damit traf sie den Heiland so mitten in's Herz, daß sie ihm sein

innerstes Geheimnis entlockte. Was er noch später in tiefes Geheimnis gehüllt wissen wollte — ihr muß er es sagen, sie hat sich's erobert: „Ich bin's."

Was hat doch dieses Weib in einer Viertelstunde erlebt! Aus dem Sumpfe ihres fleischlichen Sinnes ist sie herausgezogen und emporgehoben in die Region des Geistes bis zum Vater im Himmel, und jetzt steht mit einem Male — wie eine plötzliche Himmelserscheinung, aber leibhaftig — der vor ihr, auf den alles Hoffen ging — der Christus, der Heiland der Welt! Und ihr ist's sofort klar, daß er's ist, sie hat ihn erlebt und erfahren, bevor sie ihn als Christus kannte.

Es ist ein rührend natürlicher Zug, wie das Weib nun alles vergißt, sowohl wie viel sie nun erst recht von diesem Christus erfragen könnte, als auch namentlich, daß er ja Durst hat, und sie um Wasser gebeten hatte. Sie „läßt den Krug stehen" und eilt in die Stadt, um die große Neuigkeit zu verkündigen. Es bezeichnet auch die Umwandlung, die mit ihr vorgegangen, ihren schlicht bußfertigen Sinn, wie sie dem „Mann da draußen" das rührende Zeugnis gibt: „Er hat mir alles gesagt, was ich getan habe." „Ist ein solcher nicht der Christus?" sagt sie. Sollen sie hinausgehen? es ist doch gefährlich. „Wie, wenn er's uns auch so macht, und jedem alles sagt, was er getan hat?" Aber sie gingen doch und baten ihn, bei ihnen zu bleiben, und es müssen dies zwei schöne Tage gewesen sein, die Jesus bei ihnen zubrachte; schon daß er so lange blieb, beweist uns dies, aber ebenso auch, was sie nun als Endergebnis ihres Umgangs mit Jesu dem Weibe bezeugen. „Wir haben selbst (es von ihm) gehört und wissen, daß dieser wirklich der Retter der Welt ist." „So wie es dir ging, und so wie es uns ging, so kann und muß es der ganzen Welt gehen; was wir erlebten, ist so groß, daß es Bedeutung haben muß für die ganze Welt. Denn wenn wir gerettet wurden, so wird auch die ganze Welt gerettet." So schlußfolgern diese Männer — offenbar von Jesu Geist angeweht — groß, weit, kühn, — und doch nicht zu kühn. Schließt doch auch ein Chemiker von wenigen Gramm Queckfilber, die er untersucht, auf alles Queckfilber der Welt; — warum sollen wir, wo einerseits das Verderben so laut um Hilfe schreit, und andererseits so allmächtige Hilfe erfahren wird, nicht ähnlich schließen dürfen?

Spätere Abschreiber haben leider diese Stelle (Joh. 4, 42) in bester Meinung — verderbt, indem sie das Wort „der Christus" einschoben, und heilige Scheu verbot später — wie

das oft der Fall — dieses Einschiebsel zu streichen. Der Sinn der Worte wird aber durch dieses Einschiebsel geändert und geschwächt, seiner Frische beraubt. Das hat diese Samariter vielleicht weniger interessiert, ob er der „Christus" sei, auf den doch mehr die Juden hofften; sie griffen nicht nach Ausdrücken und Begriffen, die das Altertum bot, um dann Jesus darauf anzusehen, ob er diesen Begriffen entspreche, sondern ihre Eindrücke kamen frisch aus der Gegenwart, aus dem Leben. „Dieser Mann, wie wir ihn kennen lernten und wie er zu uns redete, ist das, was die Welt nötig hat, er hat im Sinne und ist im Stande, die Welt zu retten; und es wird ihm gelingen.

Es ist herzbeweglich, wie uns Johannes noch (V. 31 ff.) die Wirkungen erzählt, welche die Bekehrung des Weibes auf den Heiland ausgeübt. Erstens war er von Hunger und Durst befreit. Er hatte vom Vater den Auftrag, das Verlorene zu suchen und zu retten, dem lag er beständig ob, aber, wie uns die früheren Geschichten gezeigt, mit wechselndem, oft lange spärlichem Erfolge. Hier aber war es ihm vergönnt gewesen, diesen Auftrag ganz und völlig zu vollziehen. Dies ging ihm tatsächlich für Speise und Trank. Gereicht doch auch uns die Rettung einer Seele, zu welcher wir etwa das Werkzeug sein durften, zu einer wunderbaren Bereicherung unseres eigenen Wesens. Zweitens aber zog er aus dieser Einzelerfahrung einen großen Schluß aufs Ganze und Allgemeine. Eine Frucht, die dem äußeren Anscheine nach so unzeitig als möglich war, war ihm als überreif in den Schoß gefallen. Laßt euch durch den äußeren Anschein nicht entmutigen! sagt er zu seinen Jüngern. „Führt ihr nicht das Sprichwort: noch vier Monate sinds, so kommt die Ernte, d. h. die Ernte hat ihre bestimmte Zeit, auf die man warten muß. Und siehe ich sage euch: Erhebet eure Augen und schauet die Gegenden an, — sie sind weiß zur Ernte. Schon nimmt der Schnitter Lohn und sammelt Frucht zu ewigem Leben, damit der Säer zugleich sich freue und der Schnitter." Eine Warnung fügt er hinzu an seine Jünger, daß sie nie in der Erntefreude den Reichtum ihres Ertrages sich als Verdienst zuschreiben, und der Vorarbeit derer, die — scheinbar ohne Erfolg — gesäet haben, vergessen möchten.

Der Königische.

Wir gelangen zum Schlusse der von mir so genannten „Sonntagszeit." Wäre es für ein bloß von mir erfundenes, in den Evangelien nicht vorhandenes Wort nicht zu anmaßend, so hätte ich dieser ganzen Reihe von Bildern, die nach und seit der Versuchung Jesu an uns vorübergingen, diese Generalüberschrift gegeben. Den Schluß bildet ein eigentümliches Anliegen, das wohl dem Heiland ein weissagendes Licht warf auf das, was dereinst in seinem öffentlichen Wirken seiner warten werde. Ein Beamter des Herodes Antipas kommt von Kapernaum nach Kana zu Jesu mit der Bitte, mit ihm heim zu gehen, um seinen todkranken Sohn gesund zu machen. Das ist das erste Gesuch an Jesum um Hilfe gegen Krankheit, das uns erzählt ist, das erste jedenfalls, das in Galiläa an ihn erging.

Hier naht also vielleicht zum ersten Male dem Heiland die körperliche Seite des menschlichen Elendes, mit der Frage: Hast du auch Hilfe für mich? Das war eine Frage von weittragender Bedeutung. Soll der Heiland sich auf dieses Gebiet einlassen? Wir fühlen ihm an, daß es ihm schwer fällt. Es ist ihm wohl ähnlich zu Mute, wie einem Feldherrn, den man bittet, Menschenleben zu schonen; er sieht sich wie vor einen großen Umweg gestellt. „Wenn ich euch gesund mache, — ist euch denn dann *geholfen*?" Der Heiland ist da, damit wir durch ihn und in ihm in dieselbe Kindesstellung zum Vater versetzt werden, die *er* hat, — ist das erreicht, wenn wir gesund sind? Das Neue, Ewige, das Reich Gottes will sich anbahnen, wir sollen aus dem Irdischen empor in den Geist, in's Himmlische versetzt werden, ewiges Leben gewinnen, — wird dies wohl dadurch gefördert, daß wir irdisch möglichst angenehm gebettet werden?

Solche Fragen mochten des Heilandes Herz bewegen. „O, daß die Menschen ohne solche Hilfsmittel glauben könnten, daß wir mit *einem* Schwung des Geistes rasch zum Ziele kämen!" so mochte er geseufzt haben. Aber da zeigte sich die andere Seite: Wären Zeichen und Wunder um der bloßen *Hilfe* willen entbehrlich, so sind sie unentbehrlich um des *Glaubens* willen. „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder seht, so *glaubet* ihr nicht." sagt der Heiland mit großer Wehmut. Hing doch und hängt die ganze Frucht der Tat Gottes in der Sendung Jesu davon ab, daß wir an ihn *glauben*. Insofern ist er in unsre Hand gegeben; so viel er auch ist — *uns* kann er nur

so viel sein, als wir von ihm halten und glauben, was wir ihm nicht zutrauen, das ist oder hat er gleichsam für uns nicht. Das war des Heilands Schwierigkeit auf Erden — weit mehr gewiß, als wir es uns heute vorstellen — sich Glauben an ihn zu verschaffen. „Ich bin etwas, was ihr nicht seid, und ich habe etwas, was ihr nicht habt, und ich bin es und habe es für euch" — das wußte er, — aber es zu sagen, das klang so undemütig, das lief beständig Gefahr als Anmaßung, als Selbstüberschätzung beurteilt zu werden, ja, das weckte Verstimmung, Erbitterung und zuletzt tödlichen Haß. Eine neue Ansicht, eine neue Lehre oder Theorie, ja — wofern es sich in den Schranken des bisher von der Bibel Erzählten bewegt hätte — sogar eine neue Offenbarung hätte man als etwas, worüber sich reden lasse, angenommen. Aber Ansichten helfen uns nichts, und das Große, daß er eine Tatsache ist und bringt, die Tatsache einer alles Denken übersteigenden Liebe Gottes zur Welt, daß er, der Sohn, uns geschenkt ist, uns zu retten,—wie sollen die Menschen das glauben lernen? Ohne Zeichen und Wunder glauben sie's nicht. Wer's unter uns ohne Zeichen und Wunder zu glauben vermeint, bei dem ist gewöhnlich schon die Tatsache zu einer Theorie, einem Lehrsystem oder Lehrsatze verblaßt. Gottes, des lebendigen, Vaterfreundlichkeit zu spüren und zu glauben, dazu kommt auch unser Sinn meist erst dann, wenn er irgendwie durch Zeichen und Wunder aus dem Traumleben der Gewöhnlichkeit erweckt ist, die dem lieben Gott kaum mehr zu tun überläßt, als „ohne Ihn auch sonst geschähe."

So entschließt sich der Heiland zur Hilfe. So beschränkt der Wert der Hebung des Uebels ist, so hoch und hehr ist der Wert des Wunders als einer Tatensprache Gottes. Der Beamte z. B. hätte des Heilands Verkündigung einer neuen, über alles Ahnen großen Freundlichkeit Gottes nicht verstanden und nie mehr geglaubt, wenn ihm der Heiland seine Bitte abgeschlagen hätte. „Seinen Tischgenossen Wasser in Wein verwandeln und meinen Sohn hinsterben lassen, — daß das von Gott sei, das glaube wer will, ich nicht," — so hätte es vielleicht bei ihm getönt.

So sieht sich der Heiland — um dem Manne (und andern) zum Glauben zu helfen — genötigt, dieses Gebiet der Gotteshilfe gegen körperliche Not zu betreten, und traut es seinem Vater zu, daß er um dieses Zweckes willen ihn hiefür erhöre. Hingehen, wie der Mann wünscht, will er nicht. Das

Aufsehen eines solchen Besuchs und des Erfolges desselben hätte ihm sofort neue Anliegen ähnlicher Art zugeführt und ihn damit unwiderstehlich in eine Tätigkeit hineingerissen, die seine Absicht, sich in die Stille zurückzuziehen, vereitelt hätte. So spricht er also — im Vertrauen zu seinem Vater: — „Gehe hin, dein Sohn lebt!“ Und es war also. Welch ein wunderbar helles Licht von der Freundlichkeit Gottes in Jesu hiemit dem Beamten und seinem ganzen Hause aufging, das können wir uns wohl kaum lebendig genug vorstellen, bevor wir selbst Aehnliches erlebt haben. Von hier an verliert sich uns die Spur Jesu gänzlich, vielleicht einen Festbesuch in Jerusalem ausgenommen, für einen schwer bestimmbaren Zeitraum, nämlich bis auf die Zeit, wo Johannes verhaftet wurde. So sehr ist dem Heiland sein Vornehmen, sich in die Stille zurückzuziehen, gelungen.

II.

Bis zum Bekenntnis des Petrus.

„Gottes Reich ist genaht!“

Die Schreckenskunde: „Johannes ist verhaftet“ ging durch das Land. Eine große Entmutigung, ein Gefühl schmerzlicher Enttäuschung mag sich der Gemüter bemächtigt haben. Mit gespannter Erwartung hatte man sich den großen Hoffnungen, die Johannes erweckt, hingegeben, — und nun dieser rauhe, schroffe, gewaltsame Abschluß! Es schien wieder einmal alles aus zu sein.

Auch für Jesus war die Kunde überraschend. Er hatte sich wohl auf langes, langes Warten in der Stille gefaßt gemacht und eingerichtet, und nun kam in schmerzlicher Weise unerwartet der Wink an ihn: „D e i n e Stunde ist g e k o m m e n.“

Wie er vorher verstanden hatte stille zu sein, so sehen wir ihn nun umgekehrt in einer wunderbar heldenmütigen Rastlosigkeit zu Werke gehen, Schlag auf Schlag, wie ein sieghafter Feldherr, neue Stellungen gewinnend, neue Aufgaben in Angriff nehmend.

Markus, oder vielleicht Petrus, dessen Erzählungen uns Markus nach glaubwürdiger Aussage wiedergibt, schildert uns mit den Farben des Augenzeugen jene gewaltige Zeit des ersten Auftretens.

Er verließ Nazareth (Matth. 4, 13) und ließ sich in Kapernaum nieder, durchwanderte die Dörfer am Gestade des Sees und rief: „Das Himmelreich ist herangenaht!“

Welch ein fröhlicher Siegesmut liegt doch in diesem Rufen! Sehen wir im Geiste ihn, wie er so durch die Dörfer zieht, sein Herz ist voll von der Freudenkunde, die er zu bringen hat, sein Mund bricht aus in den Ruf: „Die Stunde hat geschlagen, jetzt ist's da, es kommt, was wir gehofft — das Reich Gottes naht!“ „Evangelium“ heißt bekanntlich einfach „Freudenbotschaft,“ etwa z. B. die Botschaft von einem soeben erfochtenen Siege. Es ist an diesem Worte d a s wesentlich, daß es nicht eine L e h r e, sondern eine N a c h r i c h t ist, daß

es eine neue Tatsache verkündet. Fast ist es schade, daß Luther überall im Neuen Testament und so auch hier ein Wort, das eigentlich „ausrufen" heißt, mit dem Worte „predigen" wiedergibt. Das Wort ist dem Lateinischen (praedicare) entlehnt und bezeichnet dort ursprünglich allerdings das Tun des Heroldes, ganz wie das griechische Wort, das es übersetzen will; im Deutschen aber ist es eben ein der Kirchensprache einverleibtes Fremdwort, ein Kunstausdrck für die erbauliche Rede im kirchlichen Gottesdienst, und erinnert sofort an Kirche, Kanzel und Pfarrer, an eine in hergebrachte Ordnungen eingegrenzte, und vom allgemeinen Leben mehr oder minder abgesonderte Redeleistung. Hier aber (ja auch später bei den Aposteln) handelt es sich um das Tun des Ausrufers, des Herolds der Nachrichten oder Erlasse bekannt zu geben hat, der mitten auf den Markt des Lebens tritt und dem es nicht einmal wohl anstünde, seiner amtlichen Kundgabe noch seinerseits Betrachtungen, Ermahnungen u. dgl. anzufügen. Der Heiland trat mit solchem Tun so zu sagen nicht als ein Prediger auf, sondern als ein Mann aus dem vollen Leben. Unter „Reich Gottes" verstand der Heiland auch nicht etwa eine neue „vollkommenere" Art von Gottesverehrung, ja er verstand keineswegs nur das darunter, was seither eingetreten ist, sondern etwas, worauf wir heute noch hoffen, — jene von Gott verheißene Zeit der reinen Herrschaft Gottes, — jene Ordnung der Dinge, da Gott (1. Kor. 15, 28) „alles in allem" sein wird. Darum sagt er auch: es ist herangenaht („herbeigekommen" würde fast mehr sagen als er sagte).

Der Sieg, den er errungen hatte über Satan, das Wort, das ihm der Vater gegeben, daß durch ihn Sein Ratschluß solle in Erfüllung gehen, — das war der dem Gegner erklärte Krieg, der zum Siege führen muß; und damit ist auch dem Heilande (und den Menschen) seine große Aufgabe, die verlorenen Kinder alle zum Vater zurückzubringen, in siegverheißender Weise erleichtert. „Kommet her zum Vater, Er naht Sich euch in mir!" Das war der innerste Sinn des Rufs: „Tut Buße und glaubet der Freudennachricht, dem Evangelium!"

Es ist bezeichnend für ihn (wie schon für Johannes den Täufer), daß wir von ihm den Ruf der Propheten: „Bekehrt euch!" nie hören, sondern immer den Ruf „Tut Buße!" d. h. ändert euern Sinn, euer ganzes Geistesleben in Denken, Fühlen und Wollen! „Bekehre dich!" gilt dem, der das Recht gewußt, aber nicht danach gehandelt hat; es ist eine Forderung an seinen

Willen, nicht mehr länger im Widerspruch mit seinem Wissen zu stehen. Aber das, was der Heiland will, geht viel weiter. Er verkündet eine neue Tatsache, eine neue Stellung des himmlischen Vaters zu uns, eine bevorstehende neue Ordnung der Dinge; wer ihm das glaubt, bei dem bewirkt es ohne weiteres eine völlige Umwälzung seines ganzen Geisteslebens, die gleichsam der Abglanz ist von der Umwälzung im Großen, die kommen soll. Man kann nicht seiner Botschaft glauben, ohne sofort groß zu achten, was man vorher klein, und klein, was man vorher groß geachtet hat.

Mit diesem Worte „Tut Buße!" d. h. mit der Forderung einer Umwälzung der Denkweise, bekennt Jesus, daß seine Predigt der Denkweise der laufenden Weltordnung widerspricht, und warnt davor, mittelst Aenderung des Sinnes seiner Worte eine Versöhnung beider Denkweisen zu versuchen. Versucht sein wird man dazu, denn die Ueberlegenheit, die Helle, Größe und Schönheit der Gedanken Jesu leuchtet doch jedermann ein, und verlockt, sie wenigstens in irgend einer Weise ins eigene Denken hineinzuverarbeiten. So hat man denn auch z. B. dem Begriff „Reich Gottes" schon allen möglichen „Sinn" unterlegt. Die Begriffe „Gott" und „Herrschen" oder „Reich" verlangen einander zu gebieterisch, als daß nicht jedermann von der Zusammengehörigkeit dieser Worte überzeugt und von der Richtigkeit und Bedeutsamkeit dieser Zusammensetzung „Reich Gottes" überrascht ist. Mit dem Worte „Reich Gottes" hat Jesus das lösende Wort gefunden für die Frage: „Was ist das Ziel, auf welches die Geschichte der Menschheit angelegt ist, das Ideal, nach welchem die Menschheit zu streben hat?" Die Menschheit ist mit einem Male um einen Begriff bereichert, der an heller, einleuchtender Kraft und weittragender Bedeutung alles übertrifft. Sie kann diesen Begriff „Reich Gottes" nicht mehr vergessen, sie mag wollen oder nicht.

Aber so groß von Gott und damit auch von seinem Reich zu denken, wie Jesus, das fällt uns Menschen schwer, und darum versuchen wir immer, um auf diesen Begriff „Reich Gottes" nicht verzichten zu müssen, den Sinn desselben zu ändern oder dem Heiland selber einen anderen Sinn davon, als er wirklich hatte, in den Mund zu legen.

Haben wir mit unserer Auslegung den Heiland richtig verstanden? Das näher zu untersuchen sind wir um so mehr verpflichtet, als die heute verbreiteten Auffassungen teilweise andere zu sein scheinen.

Das Wort „Reich Gottes," oder eigentlich „Königsherrschaft Gottes" (Aera oder Herrschaftszeit Gottes würde man heute sagen) hat Jesus nahezu (mit Ausnahme Johannes des Täufers) zuerst an die Spitze der göttlichen Gedanken, als Gesamtausdruck für Gottes Pläne, gestellt. Im Alten Testament erscheint dieser Gedanke seit Moses (2. Mose 15, 18) hin und wieder, aber immer eher im Hintergrund und immer im Blick auf die Zukunft.

Der Heiland kam vielleicht dazu durch den Zwiespalt, unter dessen Druck er aufgewachsen war. Er sah außer sich alles anders, als in sich; in sich lauter Harmonie, seinerseits lauter Untertansein unter den Vater; vom Vater her lauter Freundlichkeit, außer sich lauter Abfall, Schuld, Fluch, Verderben, — etwas wie es der Vater eigentlich n i c h t will. „Wie i c h bin — so will der Vater die ganze Welt haben. Ich bin der Anfang der Herrschaft Gottes, einer neuen Weltzeit, da Sünde und Tod überwunden sein wird. Dem Vater seine verirrten und verlorenen Kinder zurückzubringen, das ist meine Aufgabe, und wenn sie gelöst ist, dann wird auch das Neue da sein." Daß dies eine Sache der Entwicklung, der Arbeit, des Kampfes sei, das war ihm unverborgen, deswegen konnte er sagen, das „Reich Gottes" hat — in mir — im Keime, als werdendes schon begonnen, und so antwortet er auch (Lucas 17, 21) den Pharisäern auf ihre Frage „wann kommt es" zwar nicht unmittelbar „es ist schon d a," sondern „es kommt," aber nicht so, daß man dies Kommen gleichsam amtlich beobachten und konstatieren könne, fügt aber dann hinzu „siehe es ist unter euch" d. h. es waltet schon mitten unter euch, oder vielleicht (wie Luther übersetzt): „es ist inwendig in euch," d. h. es ist als werdendes schon in den Herzen vorhanden, und wer heute noch, wie ihr, nach seinem Kommen fragen kann, ist selbst Schuld, daß er noch so fragen muß. Aber diese einstweilige Zeit des Werdens und der Entwicklung, — sie ist es n i c h t, was der Heiland unter der Königsherrschaft Gottes versteht. Daß Einzelne durch ihn sittlich gebessert werden, und nach dem Tode ein besseres Los zu erwarten haben, — dieser jetzige Zustand der Dinge ist's nicht, was er das Reich Gottes nennt, er gehört noch (Röm. 5, 17) zur Aera — zur Regierungszeit des T o d e s, denn noch sind wir ja keine Stunde vor diesem sicher. Immerhin hat seine Macht schon eine große Einschränkung durch Jesum erlitten, denn es sind ja, ohne daß er es wehren kann, nun Kräfte einer kommenden Weltzeit tätig, ein Neues

anzubahnen, und seine Herrschaft über uns ist, wenn wir des Heilands sind, insofern nur noch eine scheinbare, als wir in Ihm ein Ewiges erlangt haben, über das er, der Tod, keine Macht hat. Wenn wir noch sterben, so geschieht es nach einem Ratschlusse Gottes, der in Kraft bleibt vom Sündenfalle an bis zu der Zeit, da er sein Reich beginnt. Daß für diese Zwischenzeit, wo das Reich Gottes mitten im Gebiete eines andern Reiches um den Sieg ringt, daß da sein Vater für die Seinen einstweilen sorgen und sie nicht im Tode lassen werde, darüber war der Heiland gewiß ganz getrost, aber sein Blick ging auf das große Ziel, auf den vollen Sieg, wo es dem Vater nicht mehr zu Sinne kommen wird, Seine Kinder hinwürgen zu lassen. Das wußte der Heiland als Sohn. Um bloß innerhalb des Rahmens der Todesherrschaft Einzelnen ein besseres Los zu verschaffen, dazu hätte vielleicht auch sonst ein Gesendeter hingereicht. Aber dem, daß Jesus der Sohn Gottes ist, entspricht nur eine ganze, volle, über alle Maßen herrliche Wendung der Dinge zu unsern Gunsten. Darum sehen wir auch den Heiland (in der von uns sogenannten Sonntagszeit) immer den Hoffnungsblick auf das Große, Ganze richten. „Gott hat die Welt geliebet. Die Welt zu retten, bin ich gesandt," und daß er ein „Retter der Welt" sei, haben die Samariter sicherlich von ihm.

Damit stimmt denn auch, daß seine Apostel bei allergrößter Dankbarkeit für das schon Geschehene und Erreichte keineswegs ihr Gemüt daran sonnen, daß man jetzt selig sterben könne; sondern gedrückt von Sehnsucht und hoffnungsgetrost verlangt ihre Seele nach dem endlichen Siege. „Zeiten der Erquickung" erhofft Petrus (Apostelgeschichte 3, 19 u. 20) erst von der Wiederkunft des Herrn. „Die Nacht ist vorgeschritten, der Tag herangenaht" schreibt Paulus (Römer 13, 12), was Luther leider in „die Nacht ist vergangen, der Tag ist herbeigekommen" verwandelt hat; und Johannes schreibt (1. Joh. 2, 8): „Ein neu Gebot schreibe ich euch, nämlich: Die Finsternis vergehet, ist im Weichen, und das wahrhaftige Licht scheint schon (gleichsam: „man sieht schon Morgenrot" Luther irrig: „Die Finsternis ist vergangen, das ewige Licht scheinet jetzt.") Von den vielen Stellen, die ich anführen könnte, habe ich mich absichtlich fast nur auf diejenigen beschränkt, die dem des Griechischen Unkundigen nicht zugänglich sind.

Erst im Lichte dieses beständigen Blickes auf den endlichen

vollen Sieg bekommen auch die Wunder, die der Heiland tut und die nach seiner Verheißung seine Nachfolger tun werden, einen Geist, Herz und Verstand befriedigenden Sinn. Gesetze höherer Ordnung sehen wir hier einwirken, einerseits um Jesum in helles Licht zu stellen, andererseits offenbar, um die Härten der Gesetze dieser jetzigen Weltordnung in einzelnen Fällen ausnahmsweise zu mildern. Hörte dies mit Jesu und der Apostel Wirken auf, so war das Licht, in das er dadurch gestellt ist, nahezu ein irreführendes, denn es scheint etwas zu versprechen, was nachher nicht gehalten wird. Höre es aber auf oder nicht, gibt es ein beständiges oder auch zeitweiliges Eingreifen einer höheren, offenbar weit schöneren Ordnung der Dinge in die Gesetze dieser jetzigen hinein, so kann man den Sinn davon vollends kaum finden. Wozu dieses Nebeneinandergehen zweier einander nahezu widersprechender Gesetzesordnungen? Ist die höhere schöner, warum tritt sie nicht in volle Kraft? Die einzige vernünftige Antwort ist: Eben das will sie, darnach strebt sie, und dieses zweierlei des Geschehens ist das Ringen zweier Weltordnungen, einer jetzigen und einer künftigen, um die Herrschaft, um den Sieg. Die Wunder sind die Vorhut der künftigen Zeit. Sie sind aber eigentlich nicht die treibenden Kräfte, sondern Wirkungen derselben, nicht die Ursachen, sondern die Folgen erfochtener Siege, denn das eigentliche Schlachtfeld ist der Mensch, seine Seele, und der Kämpfer ist der Geist.

Der Heiland rief diese große Kunde im Glauben in das Volk hinein, mit dem Gehorsam und der Treue eines Zeugen, das Wie und Wann in vollem Vertrauen seinem Vater überlassend, und dessen gewiß: „In mir ist das Reich Gottes schon da, und zwar um zu siegen."

Erstes Wirken.

Wenn der Leser von Marc. 1, 14 ff. überall, wo ihm das Wort „bald" begegnet, dafür die genauere Uebersetzung „alsobald, sofort" einsetzt, so sieht er das sichtliche Bestreben des Erzählers, uns einen lebendigen Eindruck davon wiederzugeben, mit welch Staunen erregender Energie nun der Heiland sein Werk an die Hand nahm.

Zuvörderst rief er seine alten Jünger wieder zu sich, die er sichtlich als alte Bekannte begrüßt, und deren sofortiges Folgen uns durch unsere Vermutung über Jesu Rückzug in die Stille begreiflicher wird. Wie mögen sie des Augenblicks — namentlich seit Johannes Gefangensetzung — geharrt haben! Und sie gehen gen Kapernaum, in den israelitischen Mittelpunkt des Verkehrslebens am Gestade des See's Genezareth, „und alsobald an den Sabbathen ging er in die Synagoge und lehrte." Das tat er also erst jetzt. „Und sie entsetzten sich, denn er lehrte sie (eigentlich „er war sie belehrend") als einer der Vollmacht hat, und nicht wie die Schriftgelehrten." Die Sprache eines jeden, der Macht hat, sei's als Feldherr oder als Beamter oder als Geschäftsmann, unterscheidet sich wesentlich (und meist vorteilhaft) von dem „Redner" von Beruf. Die Sprache ist zuversichtlich, bündig, wirksam, spricht sie doch lauter Taten. Das war etwas Gewaltiges, als hier im geistigen Gebiete, in der Region des Vermutlichen und Beliebigen ein Mann auftrat und sie belehrte, nicht etwa nur als „Sachkundiger," sondern als „Einer vom Hause des Gebieters." Wie wohl tat diese Bestimmtheit, sichtliche Zuverlässigkeit, ruhige Kraft! Es war das Wort des Herolds, des Zeugen, des Kämpfers, ja des Siegers — nicht bloß des Lehrers. Und diese „Vollmacht" war des Vollmachtgebers gemäß. Wir kennen alle diese Kraft, die den Worten Jesu, — so schlicht und ruhig sie dahingleiten — inne wohnt, und die er selbst gar wohl kennt, wenn er (Matth. 7) sagt: „Jeder, der diese meine Rede höret, baut." Sofort liegen lassen kann sie niemand, man glaubt sie, man liebt sie, man ist das, was er damit will, für den Augenblick wie gewordeu, man fühlt sich veredelt, verklärt.

Solches erlebte auch „ein Mensch in einem unreinen Geiste," der unter den Zuhörern war. War dies sein Gebrechen wohl vorher schon bekannt? Ich zweifle. Vielleicht war er zerstreut, nachlässig, launisch, willensschwach, melancholisch, und im Stillen stark von unsauberen Gedanken heimgesucht. Vielleicht! Wir wissen es nicht. Das Unreine in ihm und er selbst fanden an einander Gefallen, und so blieb die Einheit des Bewußtseins ungestört. Aber jetzt leuchtet ihm eine andere Sonne, ein anderer Himmel glänzt über ihm, es ist der seiner Heimat, wo der Vater wohnt, und beschämtes, seliges Heimweh nach oben erwacht in seiner Brust. Da war's aus mit der „Einheit des Bewußtseins". Hätte die Szene, die nun erfolgte, nicht rasch ein so schönes Ende gefunden, so hätte man

mit einigem Scheine von Recht sagen können, des Heilands Predigt mache die Leute verrückt. Mit einem Gemisch von Wut, Frechheit und schlauer Schmeichelei entfahren ihm die Worte: „Was uns und dir (gemeinsam), Jesu du von Nazareth? Ich weiß, wer du bist, der Heilige Gottes."

Welche Störung! Waren dem Heilande solche Zustände schon bekannt? Ich möchte es bezweifeln. Er wird solchen unheimlichen Sonderbarkeiten, wo er etwa gerüchtweise davon hörte, wie wir, aus dem Wege gegangen sein, zumal er in der hl. Schrift so gut wie nichts an ähnlichen Fällen, die ihm darüber hätten Licht geben können, vorfand; denn was von Saul erzählt ist, das war in so direkte Beziehung zu Gott gestellt, daß es wenig Belehrung bot für solche wild wachsende, allen Zusammenhangs mit göttlichen Ordnungen spottende Erscheinungen einer uns im übrigen fremden Welt. Aber jetzt sah er sich plötzlich einer peinlichen, unheimlichen Wirklichkeit gegenüber, die der hl. Geist in ihm gewiß ihm als Wirklichkeit bezeugte, und ein Schauer mag ihn durchrieselt haben bei dieser neuen Erklärung zu dem Worte seines Gegners: „Dies alles ist mein." Was soll er tun? Die Wahl, ob er handeln wolle oder nicht, ist ihm genommen, denn schon hat die Stimme, nicht ohne List, begonnen, Religionsunterricht zu erteilen; enthüllte sie doch der Menge Jesum als den Sohn Gottes, und zwar in einer für Jesum schmeichelhaften, verlockenden Weise, und — wie gespannt lauschen die Menschen solchen außergewöhnlichen Stimmen! Die Stimme ist offenbar im besten Zuge und will fortfahren. Sokrates*) hatte einst ein ähnliches, eleganteres,

*) Ueber die Dämonen (Luther „Teufel," ein Wort, das Jesus nie in der Mehrzahl anwendet) und die „Beeinflussung" von Menschen durch sie (Luthers „Besessenheit" sagt fast etwas mehr als das Urwort) — möchte ich mich nicht weiter einlassen. Nur so viel sei gesagt: Das „Dämonium" oder der „Genius" war ein im ganzen Altertum bekannter Begriff und nicht nur dort, sondern fast bei allen Heiden (so bei den Rothäuten Amerikas, in Afrika, in Indien). Jede Stadt fast, ja jede Heilquelle 2c. sollte ihren, und mancher Mensch (so auch Sokrates) wollte seinen genius, sein Dämonium haben, nur dachten sie sich die Sache rätselhafterweise völlig harmlos. Es war dies der Rückschlag ihrer Entfernung von Gott dem Allerhöchsten. Nun, darin lag die maßlose Uebertriebenheit einer abergläubischen Phantasie, und zumal, nachdem das Mittelalter an den Ueberlieferungen unserer heidnischen Vorfahren krankend, hierin in so schauerliche Verirrungen geriet, da war es weitaus das mindere Uebel, ja ein Akt der Notwehr, daß die Zeit der „Aufklärung" dies alles mit einander „kraft ihres höhern Wissens" ins Reich des Nichts, der Täuschung verwiesen hat. Wollte sie aber den Bogen dieses „höheren Wissens" allzu straff spannen, und absolut jedes

aber nicht minder apokryphisches Zeugnis mit großer Wichtigkeit angenommen. Der Heiland fällt ihm mit einem Machtwort in die Rede: „Schweig und fahr' aus!" So sprach er zu dem Geiste, als wär's ein gewöhnlicher Mensch, zu dem er redet. „Magst du sein, wer du willst, das dulde ich nicht." Menschen gegenüber sprach Jesus nie so gebieterisch. Weil sie, vom Schleier der Sichtbarkeit umhüllt, ihn vorerst nur als ihresgleichen erschauen, und erst im Lichte des Glaubens zur Erkenntnis seines göttlichen Wesens gelangen, so nimmt er ihnen gegenüber nie mehr Recht zu gebieten in Anspruch, als sie ihm selbst freiwillig zuerkennen. Erst wenn diese Hülle von ihnen gefallen sein wird, dann wird des Menschen Sohn auch ihnen als König gegenübertreten. Aber diesen Geistwesen aus der unsichtbaren Welt fehlt jene Hülle, sie erkennen in ihm — ob sie wollen oder nicht — den Sohn Gottes, und darum gebietet er ihnen, nicht als Mensch, sondern als Gottes Sohn. Um doch nicht ganz gehorsam zu sein, erlaubte sich jener noch einen unartikulierten Schrei, verzerrte den Menschen, und warf ihn hin, und — der Mensch war gesund. Wie wohl mag es ihm gewesen sein! Den Juden waren sogenannte Exorzismen, Teufelaustreibungen, nichts Unbekanntes. Sie geschahen (wie auch heute noch bei manchen Heiden) mit viel Hokuspokus und abenteuerlichen Zeremonien. Aber was sie hier staunen machte, das war das Umgekehrte, die urnatürliche, Licht und Leben atmende, königliche Art, die ohne alle Umstände dem Unfug zu weichen gebietet, — das war nicht Dämmerlicht des Aberglaubens, das war heller Tag, das war die Macht Gottes.

So hatte sich dem Heiland wider seinen Willen ein neues Gebiet seines Wirkens aufgetan, ein Gebiet, das seinem Rufe bei den Gebildeten äußerst nachteilig war, so sehr, daß sie ihn ja später selbst für eine Art Zauberer erklärten, ein Gebiet aber, dem er selbst im Verlauf seiner Erfahrungen große Bedeutung zuzuschreiben sich genötigt sah.

Auch zu der folgenden Tat, der Heilung der Schwiegermutter des Petrus, war er besonders veranlaßt, denn ihr durfte er schon etwas Besonderes tun; mag es ihr doch schwer

derartige Vorkommen „verbieten," so dürfte sie vielleicht damit doch dem eigentlichen, wirklichen Wissen einen schlechten Dienst erweisen. Was wissen wir? Unsere Psychologie hat es trotz der staunenswertesten Bemühung doch wohl kaum über den Rang „höherer Belletristik" gebracht, sofern sie eben gerade in den wichtigsten Punkten auf Vermutung angewiesen ist.

genug geworden sein, sich in die „neue Frömmigkeit" zu finden, kraft deren ihr Schwiegersohn Weib und Kind, — ihre Tochter und ihre Enkel — im Stiche läßt! „Er beschalt das Fieber." Auch eine merkwürdige Auffassung, die uns zu denken gibt.

Die Leute in Kapernaum waren von Ueberraschungen überschüttet: „Eine neue Lehre! Mit Vollmacht befiehlt er den unreinen Geistern, und — sie gehorchen ihm!" Jesus war das Gespräch des Tages.

Die Folge davon zeigte sich in rührender Weise bei Anbruch der Dunkelheit. Wer nur an sich oder an einem Angehörigen ein Gebrechen wußte, hatte den Gedanken gefaßt: „Er kann mir auch helfen. Aber was werden die anderen sagen? So wie ich hat ihn doch niemand verstanden, so tiefen Eindruck hat er auf niemanden gemacht. Die anderen würden mich auslachen, ihnen ist's noch zu groß, zu kühn." So ging dieser „Einzige" im Schutze der Dunkelheit zum Hause Jesu, — aber siehe, er traf die andern alle und wurde von allen andern angetroffen! Das war ein rührendes Zusammentreffen, wo die Menschen einander alle gestehen mußten, daß sie im Innersten ihres Herzens besser sind, als sie einander zugetraut.

„Und er heilte Viele, die an mancherlei Krankheiten litten, und viele Dämonen trieb er aus, und er ließ nicht zu, daß die Dämonen redeten, weil sie ihn kannten."

Früh vor Tag entwich er heimlich vom Lager, um in einsamer Natur zu *beten*. Es ist uns — diesen Fall eingeschlossen — von dreien Malen erzählt, daß der Heiland die Nacht (hier nur teilweise) im Gebete zugebracht; bei jedem Male drängt sich eine besondere Veranlassung unserer Vermutung auf. Ob er dies auch sonst noch öfter getan, wissen wir nicht. Jedenfalls erfahren wir daraus, daß Jesus manchmal das Bedürfnis hatte, laut, d. h. sich selbst vernehmlich, aber allein und unbemerkt mit dem Vater zu reden. Solches Beten war gewiß sehr sachlicher Art, ohne „viel Worte machen" (Matth. 6, 7), und nur die Fülle und der Ernst des Stoffes war es, was so viel Zeit in Anspruch nahm. Und gerade die Fülle des Stoffes trieb ihn wohl hier mit solchem Ernst zum Vater. Hatte doch zum ersten Male das menschliche Elend in solcher Masse, in solch bunter Vertretung sich um Hilfe flehend an ihn gewandt; und wenn er auch vor jenem ersten vereinzelten Anlasse (Bitte des Königischen) einen Augenblick zögernd stille gestanden, so gab er sich doch jetzt mit der ganzen Macht seines Gemüts dieser Aufgabe hin. Wird doch — und das wußte er auch —

nichts Großes plötzlich „im Allgemeinen," sondern es wird durch stetes Arbeiten im Einzelnen zu Stande gebracht. „Der Faule stirbt über seinen Wünschen (Sprüche 21, 25)." Er hofft immer Allgemeines, Großes, und verachtet das Einzelne. So war der Heiland nicht. Darum wandte er sich den Menschen auch in dem von ganzem Herzen zu, worin er ihnen vorderhand am verständlichsten und willkommensten war: in ihren körperlichen Nöten und seelischen Verwirrungen, oder: er trat vor den Vater für sie in diesen ihren Anliegen. Denn daß er die Wunder nur so leichter Hand hingestreut hätte, das anzunehmen, wäre Aberglaube oder Phantasie. „Der Sohn kann nichts von ihm selber tun, denn was er sieht den Vater tun," sagt er (Joh. 5, 19); und daß der Vater t u n möge, das war der Gegenstand seines Flehens. Hinter diesen Kranken standen vor seinem Geiste die Tausende ihrer Leidensgenossen, die unter der gleichen Not aussichtslos seufzten. Da galt es zu tun, was er uns später selbst zu tun empfiehlt: Bitten, Suchen, Anklopfen. In dem betreffenden Rate (Matth. 7, 7—11 und Luc. 11, 9—14) liegt eine väterliche, aber merkwürdig — fast möchte ich sagen — vornehme, mit staatsmännischer Vorsicht und Genauigkeit abgemessene Zusage, die aber gerade darin das Vertrauen zu ihrer Zuverlässigkeit erweckt. Es heißt nicht (wie es nach manchen „Glaubenstraktaten" scheinen möchte: „Es wird dir sozusagen auf dem Teller dargeboten," nicht: „Hole nur!", nicht: „Alle Türen stehen dir offen, oder wo nicht, so tu' sie nur auf!" Von alledem nichts. Es heißt: Bitte! Suche! Klopfe an! — das Weitere wird sich finden. Umsonst wirst du's nicht tun. Laß deine Beziehungen zu Gott in den Sorgen um sein Reich ein Stück Lebensgeschichte werden, da ist viel deinem Tun, deiner Entwicklung, deinem eigenen Suchen anheimgegeben. Liegt doch an und für sich schon wunderbar viel, ein hoher Adel für uns in der Gewähr, daß wir nie ohne irgend einen Erfolg bitten, suchen, anklopfen werden.

Auf diese Mittel war denn auch Jesus, der Sohn Gottes, zur Vollführung seiner Aufgabe angewiesen. „Gott sieht die Person nicht an," das ist ein Grundgesetz, das immer wieder in der Bibel sich ausspricht. Die Gesinnung, die sittliche Beschaffenheit (die „Werke") — die sieht Gott gar sehr an, das gehört nicht zur Person (persona, das Aeußere eines Menschen, ursprünglich eigentlich die Maske eines Schauspielers im Theater), zum „Angesicht" (vergl. Apostelg. 10, 34 u. 35); aber Würde, Titel irgend welcher Art sieht Er nicht an. Wollte

Jesus vom Vater Hilfe für die Menschen, so mußte er als einfacher Mensch vor Gott treten, dazu war er ja Mensch geworden. Nur so konnte den Menschen auf dem Wege der Gerechtigkeit geholfen werden. Wir verkennen völlig die Größe und Schwere der Aufgabe Jesu, wenn wir dies vergessen und meinen, er habe da immer wieder seine Gottheit in Anspruch nehmen können.

So legte sich Jesus als einfacher Mensch — denn nur als solcher konnte er für die Menschen vor den Vater treten, aufs Bitten, Suchen, Anklopfen. Da fand er wohl vielfach Riegel, die seit Jahrtausenden eingerostet waren, Riegel alten Fluchs, die ihm nicht sofort aufgetan wurden, bis zu jenen letzten Riegeln, die endlich nur um den Preis seines Lebens aufgehen wollten.

Da kam er denn wohl auch zu jenem Tun, das er seinen Knechten ebenfalls (Luc. 11, 5—8) empfiehlt, daß er sich namens der Menschheit vorkam als einer, der in später Mitternacht seinen Vater aus dem Schlafe erwecken will. Der Vater schläft — ein Bild dafür, daß sein Reich noch nicht da ist, — er ist gleichsam eingeschlafen für die Menschheit, weil dieselbe schon lange nicht mehr nach ihm fragt und nichts Nennenswertes von ihm begehrt. Jetzt kommt sie in ihren Abgeordneten, in dem lieben Elende, hungrig zum Heiland und bittet um Brot. Er hat auch keines, er muß zum Vater. Muß er aber den Vater zu so später Stunde stören, so will er gleich genügende, ausreichende Hilfe (im Gleichnisse: so viel als der Anstand gegen den Gast verlangt, nämlich drei Brötchen, eins für den Gast, eins für den Wirt und eins für die Ehre). So pocht er „um Mitternacht" an der Türe des Vaters. „Seine Kindlein," die Engel alle, sind in Gefahr zu erwachen ob diesen so ungewohnten und unerhörten und doch so bestimmten Begehren, die mit einem Male „von der Erde drunten" herauf zum Himmel gelangen. „Ja willst du's wirklich, geht dir der Aufruhr, den du machst, nicht zu Herzen?" „Nein, ich will." So schildert der Heiland hier fast mit Humor, wie er sich als Glied des Menschengeschlechtes des Unerhörten seines Unterfangens, nach Jahrtausenden ein völlig Neues zu begehren, in voller Klarheit bewußt war. Er war kühn, bis zur „Unverschämtheit" (V. 8) kühn, aber er blieb dabei: er wollte und will alles; und er wußte, daß er doch darin schließlich den vollen Beifall des Vaters habe.

Wenn ich annehme, der Heiland habe die beiden Räte

Luc. 11, 5—13 den Jüngern aus seiner eignen Erfahrung erteilt, so hat er uns damit auch sein Geheimnis mitgeteilt, wie es ihm gelungen sei, bis zum Urquell des Geschehens hinauf zu gelangen und Aenderungen im Geschehen zu bewirken, — eine Erklärung seiner Wunder. Der Erzähler Lucas faßt — so scheint mir's — die Sache ebenso auf, denn er fügt dieser Erklärung in erhabenem Bewußtsein der Ueberlegenheit unmittelbar die Hypothese an, welche die Pharisäer herausgebracht hatten, um sich Jesu Wunder zu erklären, jene boshafte, abergläubische Erklärung, daß er „Geheimmittel" besitze und in zauberischer Weise seine Erfolge erziele.

So ungefähr mag die heilige Arbeit Jesu in jenen Nächten beschaffen gewesen sein.

Des Morgens suchte man ihn und wollte ihn zurückbringen, da „jedermann ihn suche". Wie schön wäre es jetzt nach den Ereignissen des Sabbaths und vollends des Abends dort zu reden gewesen! Aber der Heiland eilt weiter! Dem Erzähler ist offenbar diese militärisch gegen sich und andere strenge Art, dieses Vorwärtseilen in lebendiger Erinnerung.

Wir schließen die Schilderung des ersten Wirkens mit der Geschichte vom Gichtbrüchigen. Es mag dieselbe zwar in erheblich spätere Zeit fallen, aber mit Grund hat Marcus dieses Bild seinem Gemälde vom ersten Wirken eingefügt; denn kaum ein anderes Bild bietet uns so wie dieses einen Gesamteindruck von Jesu Erscheinung in jener Zeit. Was wir später einzeln über Jesu Verhalten zu Kranken, zu Sündern, über den Eindruck, den er Andersgesinnten machte, betrachten werden, das findet sich hier alles im Kleinen beisammen.

Wir sehen ihn da in einer jener Hütten stehen, die weiter nichts als eben ein Zimmer sind; und das Volk drängt sich zu ihm. Das Volk ist schwerhörig für das Theoretische, für neue Lehren, aber es hat ein feines Gefühl für Tatsachen und findet sich schnell in neue tatsächliche Verhältnisse, wenn sie ihm einleuchten und ihm günstig sind. So hat es bald herausgemerkt, daß Jesus ein „Beamter", ein „Bevollmächtigter", Gottes ist und macht in aller Einfalt, in schlichtester Weise Gebrauch davon. Sie nahen sich ihm mit ihren Anliegen als vor Gott, klagen ihm dieselben als zu Handen Gottes, aber in der Voraussetzung, daß er wie jeder Beamte Vieles von sich aus im Namen seines Herrn erledigen könne. Er „lehrete sie" (Luc. 5) oder (Marc. 2) „sagte ihnen das Wort," wohl kaum in förmlichem Vortrage, sondern gesprächsweise anknüpfend,

bald wie zu dem Gichtbrüchigen: dem Einzelnen allein, bald, wenn der Fall etwas allgemein Beherzigenswertes bot: zu allen sich wendend. Sind doch die Krankheiten vielfach so deutlich in Zusammenhang mit Torheit, Unarten, Sünden und Lastern, eigenen oder fremden, („des Mannes Weisheit ist des Weibes Gesundheit," sagt z. B. ein Arzt), daß Klagen, wie solche Leute sie brachten, von selbst zu allerlei Rat, Trost, Strafe veranlassen und nötigen, und der Heiland hatte gewiß bei all seiner Sanftmut oft ein scharfes, zweischneidiges Schwert in seinem Munde.

„Und", so sagt Lucas schön, „er war eine Kraft des Herrn, sie zu heilen." Das waren feierliche Stunden, wo einer um den andern gebrochen, in demütig gespannter Erwartung zu ihm als vor Gott trat, auch etwa ein Strafwort mürbe hinnahm und jeder eine Freundlichkeit von Gott her empfand und auch an sich erfuhr.

Doch Jesus war mit dem Volk nicht allein in der Stube und es ist Zeit, daß wir uns die andern Gäste ansehen. Des Heilands Wirken hatte schon Aufsehen gemacht, man wurde in weiten Kreisen auf ihn aufmerksam, er war eine Neuigkeit, eine „interessante Erscheinung auf religiösem Gebiet." Man reiste, um ihn zu studieren. So waren aus weitem Umkreise, sogar von Jerusalem, Pharisäer und Gesetzeslehrer — (heute würde man etwa sagen: „Fromme" und „Theologen") hergekommen und saßen beobachtend da — wir denken uns — an den Wänden herum. Sie sahen wohl nicht alle Wunder, die geschahen, teils schon wegen des Gedränges, teils weil viele Leiden, oft die schwersten, äußerlich nicht sichtbar sind, so daß vorerst nur der Leidende selbst die Hilfe inne ward, und sah man ihm auch die Freude an, so blieb doch der Kritik ein weiter Raum.

Plötzliche Störung! Die (nach Landesbrauch sehr großen) Ziegel der Zimmer- oder Hüttendecke werden aufgerissen, Männer sind da droben, die das Dach abdecken, — und ein Feldbett schwebt hernieder auf die Häupter der dicht gedrängten Versammlung. Es wird gern oder ungern Platz gemacht, und — ein Gichtbrüchiger liegt zu den Füßen des Heilandes. Die Verstimmung, die Entrüstung der Versammlung über diese denn doch an Originalität alles übertreffende Unverschämtheit mag groß gewesen sein, und man mag ein ernstes Zornes- und Strafwort Jesu erwartet haben über ein Verfahren, welches fortan es jedem Hausbesitzer wird bedenklich erscheinen lassen, ihm seine Türe zu öffnen.

Aber auf dem uns gewohnten Pfade finden wir in solchen Dingen den Heiland selten oder nie (man denke an die Sünderin u. a.). Er hat eine ganz andere Art, uns Menschen zu beurteilen, ja eine — ich finde kein besseres Wort — merkwürdig liberale Art; er geht immer aufs Zentrum, auf den innersten Ausgangspunkt der Gedanken und hat nach seinem Zartgefühl und seiner wunderbaren Liebe eine merkwürdige „Gewandtheit" möchte ich sagen, Gutes, Edles, Lauteres, wofern es nur vorhanden ist, sofort auch unter der sonderbarsten Umhüllung zu entdecken.

Der Heiland hat offenbar seine helle Freude an dem Tun dieser Männer. In diesem rüstigen, alle gewöhnlichen Rücksichten überfliegenden Eifer sieht er G l a u b e n. Und mehr will er nicht! Hierin liegt doch, wie wenig Hilfe er sich für uns von allen unseren sonstigen geistigen Mitteln, Anstrengungen, Eigenschaften verspricht, und andererseits eine absolute Hochwertung s e i n e r Person als unseres einzigen und vollen Heiles. Unsere Frömmigkeit verfügt ja über eine schöne Zahl anerkennenswerter Bestandteile: Selbstprüfung, Vorsatz, Ergebung, Inbrunst, Andacht und andere mehr. Sie sind alle von hohem Werte als F r ü c h t e des Glaubens. Aber oft ist darunter der Glaube der winzigste Bestandteil, und dann sind jene anderen Bestandteile meist nicht Früchte, sondern vermeintliche Ersatzmittel des Glaubens, oder fast Ersatzmittel Jesu; sie sind eine Kraft neben Jesu, sie sind aus uns selbst, ohne wesentlichen Lebenszusammenhang mit Jesu entstanden. Der Heiland ist gewiß ferne davon, solches zu verwerfen, aber aus seinem Tun gegen den Gichtbrüchigen geht hervor, daß er sich von jenen obgenannten Leistungen allen für uns nichts verspricht; denn sonst würde er doch neben jenem Glaubensbeweis noch nach irgend etwas von jenen Bestandteilen der Frömmigkeit sich umsehen. „Was vom Fleisch geboren ist, ist Fleisch, ihr könnt euch nicht helfen, I c h helfe, I c h bin euer Heil." „N u r Glaube hilft euch; und nur Glaube, sonst nichts, ist erforderlich, das heißt: Nur Ich helfe, und Ich helfe ganz."

Gewiß hatten diese Männer eine noch sehr beschränkte Einsicht in das Wesen Jesu, aber auch das ficht ihn nicht an. Die tatkräftige, volle Wendung zu ihm, als dem Knechte Gottes, wohl auch als zu dem über alle bisherigen hoch erhabenen, diese Wendung zu ihm und durch ihn zu Gott, im Vertrauen, daß Gott der Lebendige, erbarmend und mächtig nahe sei, diese große Wendung ihres Geistes auf Gott hin genügte ihm. War

er doch die Offenbarung des lebendigen Gottes, und war er doch dieses Licht, das die Männer, obwohl noch ohne „gelehrtes" Verständnis, so mächtig ergriffen hatte, daß sie alle Kräfte, über die sie geboten, in Bewegung gesetzt, um zu dieser Quelle des Heils zu gelangen.

Bei uns Kindern der Nachwelt, ich meine bei uns Christen, läßt sich oft eine eigentümliche Zweispurigkeit unseres Denkens und Fühlens bemerken. Ueber Religiöses reden wir feierlich, gedämpften Tones, über Aeußerliches, wie Politik, Geschäft, Wissenschaft, laut, mit ganzer Kraft, frisch und frei, als wäre jetzt erst der ganze Mensch erwacht. Das Erfrischende an jenen Männern ist, daß bei ihnen jener zweite Mensch in ganzer voller Bewegung auf Jesum hin begriffen war. Das nannte der Heiland G l a u b e n.

Gewiß und sichtlich hat denn auch dieser Glaube alle jene Früchte, von denen wir sprachen, schnell und voll gezeitigt: Selbstprüfung, auch Reue, und als die Vergebung ausgesprochen war, eine Ergebung, der es kaum noch zu Sinne kam, daß im Körperlichen die Not ungebrochen fortdauerte.

Es wird uns heute nicht so leicht, uns jenen persönlichen Glauben an ihn, den sichtbaren Menschen, den er damals verlangte, richtig vorzustellen, zumal man heute unter „Glauben" alles Mögliche versteht, wie ja unlängst ein geistreicher, heidnischer Hindu das einfache „Ich glaube" ganz abgesehen vom Gegenstand oder Inhalt des Glaubens als Allerweltsreligionsglaubensartikel hat vorschlagen wollen. Auch unter uns kann es der Fall sein, daß mit unserm „Glauben" der Heiland selbst nur sehr lose zusammenhängt. Ich „glaube, daß mir die Sünden vergeben sind, daß ich selig werde," etwa nach dem (in seinem Zusammenhang mit Jesu richtigen) Grundsatz der „Rechtfertigung durch den Glauben". Diese Formel — dies „ich glaube" — soll mit solcher Sicherheit arbeiten, daß eigentlich der Heiland persönlich nicht weiter belästigt wird, nichts mehr in meinen Sachen zu tun hat, — mein Glaube übernimmt alles. Hat wohl, als Jesus zu dem Manne sprach: „Deine Sünden sind dir vergeben" — einer der Anwesenden gedacht: „Das will ich jetzt auch recht fest für mich glauben!" Und was hätte der Heiland dazu gesagt?

Wenn wir hier diesen Spezialfall krankhafter Entartung unseres guten evangelischen Glaubens erwähnten, so geschah es nicht, um diesen Punkt erschöpfend zu behandeln — dies läge unserem Gegenstand ferne —, sondern um unsere Vorstellungen

zu klären behufs richtiger Auffassung des Glaubens, den Jesus damals den Menschen wünschte. Damals war es klar, daß der Heiland sich auch dem Glauben gegenüber das letzte Wort vorbehält. Er hat auch offenbar vorher keinem der vielen Hilfesuchenden dieses Wort gesprochen und bei manchem derselben fiel es ihm gewiß schwer aufs Herz, daß er einstweilen noch damit warten mußte, weil noch nicht einmal ein Bedürfnis dafür, oder doch kein Vertrauen, daß er auch darin helfen könne, sich kund gab.

Hier bei diesem Gichtbrüchigen wurde es ihm wohl, dem konnte er endlich das geben, was in seinen Augen allein wirklichen Wert hatte: Vergebung der Sünden. Das Bedürfnis darnach stand gewiß dem Armen ins Antlitz geschrieben, sonst hätte er ihm nicht so warm gesagt: „Mensch, mein Sohn, sei getrost, deine Sünden sind dir vergeben." Im Volke sind auch Sünden oft massiv und stehen dann dem Sünder furchtbar leserlich im Gewissen geschrieben, und der Arme, der so auf künstliche Weise plötzlich vor das Auge des Heilandes gelegt war, mag sich furchtbar geschämt und mit Angst in des Heilands Augen geblickt haben.

„Deine Sünden sind dir vergeben" — „ich weiß es" — dieser Zusatz klingt durch. Der Heiland will nicht als der dastehen, der selbst zu vergeben hat, sondern als Vertreter dessen, an dem gesündigt wurde, und der deshalb allein vergeben kann, als Vertreter Gottes.

Er weiß es, denn in dem, daß Er ist, ist Gottes Liebe zur Welt, Gottes Bereitwilligkeit zu verzeihen, ausgesprochen; er weiß, daß es dem Vater genügt, wenn ein Mensch nur rückhaltlos und mit vollem Vertrauen sich seinem, Jesu, Urteil untergibt; er weiß es aber auch wohl innerlich durch ein Licht vom Vater für diesen besonderen Fall, ähnlich wie der Vater bei den Wundern „ihm alles zeigt, was Er tut."

Welch ein Vorgang zwischen dem Vater und mir, wenn Er mir eine Sünde vergibt, oder vollends, wenn Er mir alle meine Sünden vergibt! Wie war es dem Manne zu Mute! Daß er sein Kranksein, das Anliegen, das ihn hergeführt, vergaß, begreifen wir. Jesus schien von demselben gar keine Notiz zu nehmen, und dem Kranken war dies, so scheint es, ganz natürlich. Unfaßbar, unglaublich, unmöglich mag's ihm vorgekommen sein, daß ihm seine Sünden wirklich verziehen seien, und doch fühlte er andererseits gewiß mit zweifelloser Gewißheit, daß dem so war. Wenn wir Menschen im

allgemeinen wieder helleren Blick in diese Gnade Gottes in Jesu gewinnen — wie wird's werden? Wie Viele, die es sich jetzt von ferne nicht zutrauen, daß sie dessen bedürftig seien, oder aber daß es ihnen gegeben werde, werden kommen?!

Aber nun wurde es unruhig auf den Sitzen der Beobachter. „Die Pharisäer und Schriftgelehrten" — sagt Lucas (nicht ohne Absicht) „fingen an zu d e n k e n." Das Volk freilich hatte schon längst zu denken angefangen. Aus dem Volksmunde wohl hat Lucas das Wort: „Und er war eine Kraft des Herrn, sie zu heilen." Sie, diese Kinder des Volks, hatten die heilige, freundliche Nähe des lebendigen Gottes gespürt und erfahren. Aber das hatte diese Theologen von Beruf oder von Liebhaberei noch wenig angefochten. „Das läßt man lieber liegen, man weiß doch nicht recht, was man daraus machen soll; zu dem ist dies „theologisch" oder „religiös" ohne große Bedeutung. Aber als er sprach: „Dir sind deine Sünden vergeben" — da hatte er in ihr Fach eingegriffen und zwar in verblüffend fehlerhafter, ja, wie es ihnen scheinen mochte, in unverantwortlich anmaßlicher, unbesonnener, ja lästerlicher Weise. Und in der Tat — fingen sie erst jetzt an zu denken, so begreifen wir ihren Schreck. War doch hiefür in der ganzen hl. Schrift, die sie besaßen, mit Ausnahme des Vorganges zwischen David und Nathan, kein Beispiel zu finden von solchem Tun, und Nathans Verzeihungswort an David erschien doch weit eingehender begründet.

Fast malerisch steht es hier vor uns, wie schwer es der Heiland hatte, mit dem, was seines Wesens innerste Bedeutung war, mit seinem Göttlichen, bei den Menschen anzukommen, und — gestehen wir's uns — wie schwer es teilweise auch die Menschen seiner Zeit hatten, namentlich solche, die aus irgend welchen Gründen in religiöser Beziehung ihrer Sache schon gewiß zu sein glaubten, — sich in das Neue, Große, Göttliche in ihm zu finden.

Dem Heiland waren diese gelehrten Bedenken nicht unwillkommen. Es gab ihm Anlaß, all sein bisheriges Helfen und so auch die nun noch folgende Tat an dem Gichtbrüchigen, gleichsam als Tatsachentext zu behandeln und demselben nun die Auslegung, den Sinn, den Zweck dieser Tatsachen in gewichtiger Weise folgen zu lassen.

Welches ist leichter zu sagen: „Dir sind deine Sünden vergeben?" oder: „Stehe auf und wandle?" Mit diesem Fragenpaare trifft er scharf den Punkt, wo das Unrecht sitzt, mit dem

sie den wahren Satz: „Wer kann Sünden vergeben, als allein Gott" gegen ihn anwenden zu können meinen. Was ist leichter? Wenn es wahr sein soll, dann jedenfalls das letztere; leichter, weit leichter ist's in den körperlichen Zuständen eines Menschen, als in seiner Rechtslage vor Gott eine Aenderung zu erwirken. Aber als bloßes Sagen ist das erstere leichter. „Dir sind deine Sünden vergeben," das kann jeder sagen, es sieht ja innerhalb dieser Sichtbarkeit niemand, ob es wahr sei oder nicht; von einer Enttäuschung im Jenseits kommt keine Kunde zu uns, das Jenseits ist verschwiegen. Deshalb gipfelt auch die Leistung aller bloß menschlichen Religion darin, daß einer dem andern, oder etwa auch sich selbst diesen Satz: „Dir sind deine Sünden vergeben," zuspricht.

Deshalb betont er, der Heiland selbst, mit dieser seiner Doppelfrage, daß, wer in Wahrheit so soll sprechen können, einer Beglaubigung bedarf, und wirft zugleich ein helles Licht auf sein Wundertun, in welchem er ja gerade begriffen war: daß alle diese Wunder, die er tat, Winke Gottes seien, ihm auch die Sorge für die Not des Gewissens anzuvertrauen, sofern ihn Gott dadurch als den beglaubige, der Macht habe Vergebung zu erteilen. „Auf daß ihr wisset, daß des Menschen Sohn Macht habe, auf Erden Sünden zu vergeben," sprach er — wie gespannt horchten die bösen Gewissen alle auf dieses große Gnadenwort! und wie gespannt harreten sie des weiteren! Und er fuhr fort: „Stehe auf, nimm dein Bett und gehe heim!" Und er tat es. Wie mächtig schlug das ein! Mancher wohl dachte: „Ich muß noch einmal kommen. Ich Tor bin nur wegen meiner Krankheit gekommen, das nächste Mal komme ich wegen etwas ganz anderem."

„Entsetzen erfaßte sie alle," (Lucas 5, 26) wohl auch die Schriftgelehrten und Pharisäer, „und sie fürchteten sich." Wer würde nicht so empfinden, wo Gott der Schöpfer so gewaltig sprach! Sie priesen Gott, der Lahmgewesene zuerst, und wie herzlich, warm und fröhlich mag er gerufen haben: Aber Gott — wie bist du! Wie groß, wie nahe, wie freundlich! Daß niemand Jesum pries, war fast das schönste, es fiel auch gewiß niemandem ein.

„Sie priesen Gott, der solche Macht den Menschen gegeben hat." Sie sahen also immer noch nur den Menschen in ihm, aber desto unmittelbarer fühlten sie Gott und waren von Seiner Güte gerührt und ergriffen, der „den Menschen (dachten sie bei dieser Mehrzahl vielleicht an den Täufer?) solche

Macht gegeben." Es war ja bei jeder wunderbaren Heilung ein Erbarmen, also auch teilweise ein Verzeihen Gottes zu spüren; aber daß Jesus eines Menschen böse Vergangenheit mit einem Worte gut machen, ihm die Sünden vergeben dürfe, — diese Wohltat, nach der jedes böse Gewissen lechzt, war ihnen jetzt an diesem Beispiele offenbar geworden, und die gewaltige Beglaubigung sagte es jedem laut ins Herz: „Wem er vergibt, dem ist vergeben." So fühlte oder sah der Schuldbeladene hier ihm von Gott selbst eine Tür aufgetan für seine Rückkehr zu Ihm.

So war nun das große Gnadenwort: „Vergebung der Sünden, Begnadigung," das Wort, das alle verirrten Kinder zum Vater zurückbringen will, hoch und hell auf den Leuchter gestellt.

Andersgesinnte.

Den Stoff, den uns die Evangelien bieten, liefert uns neben dem, was Jesus den Kranken und den Sündern war und was er lehrte, großenteils noch eine höchst auffallende und für Jesum teilweise sehr schmerzliche Seite seiner Erlebnisse, die nämlich, daß er gerade bei denen, die nicht ohne Grund für die ernster Gesinnten galten, bei den Frommen seiner Zeit, bei den Pharisäern und Schriftgelehrten, weder Verständnis noch Würdigung fand, sondern Befremden, Anstoß, Aerger, ja endlich tödlichen Haß erregte. Zu letzterem kam es allerdings erst in der Folgezeit, als einerseits sie seinem Wirken und Lehren bewußten Widerstand leisteten, und andererseits dann er ihrer vermeintlichen oder angeblichen Frömmigkeit zu Vieler Erstaunen und Erleichterung nicht, wie es sonst wohl geschah, im Namen des Weltsinns — sondern im Namen der Frömmigkeit, aus Frömmigkeit entgegentrat.

Es war das allgemeine Menschsein, die Natürlichkeit im guten Sinne, wofür er gleichsam als für ein heiliges Recht der Menschen sich wehrte, und auf dessen Kosten er unsere Art weder in „fromme Formen" (die es ja nicht gibt) noch in von frommen Menschen eingeführte und eingehaltene Sitten (in denen er gefährliche Nebenbuhler der Gottesgebote erblickte) einzwängen, noch auch seine allgemeine Menschenliebe auf einzelne bevorzugte Schichten einschränken oder nach Schichten abstufen ließ.

In dieser Art, die Frömmigkeit auszuprägen, sah er so viel Gefahr der „Heuchelei," daß man nach manchen seiner Worte glauben möchte, diese Art, wenigstens wenn sie selbstbewußt auftritt, sei nach seiner Auffassung mit bloßem Auge von wirklicher Heuchelei kaum zu unterscheiden; wobei wir uns unter Heuchelei nicht sofort die höchste Stufe derselben, die bewußte, berechnende Verstellung und Lüge zu denken haben. Das griechische Wort ist dem Theater entlehnt und ist verwandt mit unserm „Darstellungstalent", „Darstellungskunst", aber allerdings mit dem bestimmten Nebensinn, daß es einem nur oder doch wesentlich um die Darstellung, hier um die „geistliche Präsentation," die „Erweckung eines erbaulichen Eindrucks" zu tun ist, allerdings sogar bis zum Begriffe der Verstellung; es zeichnet das mit Erfolg begleitete Bestreben, das Ideal eines Menschen, wie es uns vorschwebt, wenigstens äußerlich darzustellen. Das Wort in den Evangelien, das wir mit „Heuchler" wiedergeben, heißt im Griechischen eigentlich geradezu „Schauspieler." Vor dieser Art, durch welche die innerste Tätigkeit des Geistes und alle Kraft und Lust des Werdens aus dem Zentrum, dem Herzen, in die Peripherie, in das Wachen über die äußere Erscheinung sich verschiebt, diese Art fürchtet der Heiland für uns wie einen Tod, und hat, wie wir wissen, die schärfsten Worte für sie.

Die erste Gesinnungsweise, die wir unempfänglich, ja schließlich feindselig Jesu gegenübertreten sehen, ist aber nicht die eben beschriebene, ist sehr niederer Natur, es ist die einfache „Gewöhnlichkeit," der „eitle Wandel, der uns von den Vätern überliefert ist (1. Petri 1, 18)." Das Beste und Schönste, was in der Menschheit ein Geschlecht dem andern überliefert, kann dem Einzelnen zur Schablone werden, zu einem Rahmen, innerhalb dessen sein Geist mühelos und gedankenlos, aber gefangen sich bewegt. So traf der Heiland überall schon feste Rubriken und Begriffe an, in die er und sein Werk sollte untergebracht werden, und er war doch der Einzige, das Einzige, etwas für das es keine Rubrik gab. Alle die Rubriken, gerade in der Religion, in denen man ihn unterbringen wollte, waren ihm gewiß oft ein schwerer Druck, so „Religion, Predigt, Rabbi," ja in gewissem Sinne auch „Frömmigkeit." „Ich bin," „nehmt mich, wie ich bin, als den Menschen, der vor euch steht, und spürt doch einmal, daß Gott mich vom Himmel zu euch gesandt hat!" so hätte er sagen mögen.

Diesen schweren Boden der Gewöhnlichkeit traf er in

Nazareth. Nach längerem, immer stärker das Land bewegendem Wirken war er seinem Heimatorte einen Besuch schuldig. Er scheint ohne seine Jünger oder doch nur mit wenigen dorthin gegangen zu sein, wohl um allen Schein zu vermeiden, als wolle er hier „als der berühmte Rabbi" auftreten. In Nazareth hatte man ihn in seiner Jugend (Luc. 2, 52) und wohl auch später noch geliebt, aber schwerlich viel aus ihm gemacht.

Der stille, demütige, sanftmütige Zimmermann war ihnen ein lieber, aber unbedeutender Mensch, der es nie weit bringen wird, zumal ein volles Ernstmachen mit dem Glauben an Gott den Lebendigen den Menschen fast unbewußt und unwillkürlich den Schein von Beschränktheit erweckt. So mochten sie sich anfangs verwundert haben, daß man „draußen" so viel Wesens aus „dem Jesus" mache. Aber mittlerweile, als er eine Berühmtheit wurde, sonnten sie sich an seinem Ruhme, an dem jeder sich Mitbesitzer dünkte. So kam er als ein mit freudiger, stolzer Spannung Erwarteter. Der Boden war wieder einmal vor Menschenaugen „günstig."

Da saßen sie in der Kirche, auf einen „geistigen Hochgenuß" gefaßt, zur Bewunderung entschlossen. Wie verschieden kann es doch in unseren Gottesdiensten sein! Es kann sein, daß man die Nähe Gottes fühlt, daß es ist, als walteten Engel Gottes an den Seelen, als fühlte man ein Wehen des heiligen Geistes. Es kann aber auch, beim Einzelnen oder bei Mehreren, wie eine Fieberluft künstlich gesteigerter Stimmung walten, — das wahre, wirkliche Ich ist abwesend — es wartet draußen vor der Tür, man ist jetzt in der sich künstlich auferlegten „Predigtstimmung," die man als eine Leistung an und für sich ansieht; man ist für den Moment auf der andern Spur der zweispurigen Lebensbahn. Gerade so war die Stimmung hier zwar nicht, aber doch nicht eine solche, die irgend einen Erfolg für das Heil der Seelen versprach.

Der Heiland wollte offenbar gerade hier, unter den Seinen recht herzlich, traulich, einfach, nicht als „Redner", sondern als Freund und Bekannter weilen. Deshalb wohl setzte er sich geflissentlich über die Formen der Gewöhnlichkeit (die er sonst schonend zu ehren pflegte) hinweg, wohl um diese „gemachte" Stimmung zu durchbrechen. Neu war, — glaube ich — daß er nicht an den vorgeschriebenen Text sich band, sondern eine ihm passende Stelle aufsuchte, neu auch, daß er auch diese Stelle (Jesaias 61, 1 ff.) nicht wörtlich las, sondern teils kürzte, teils aus Jesaias 58 ergänzte; das aller

Ungewohnteste aber war wohl (meiner Vermutung nach) das, was nun folgte. Der Rabbi pflegte sonst stehend den Abschnitt zu lesen, und indem er seine Bemerkungen je zwischen einschob, stand er während der ganzen Rede, die Schrift in der Hand. Der Heiland rollte, nachdem er gelesen hatte, die Schrift zu, gab sie dem Diener und setzte sich.

„Aller Augen, die in der Synagoge waren, sahen auf ihn." Da sieht er ihnen allen ins Auge, seinen lieben alten Bekannten und Jugendgenossen, jeder vielleicht ist ein Stück seiner Lebensgeschichte, seines Liebens, Glaubens, Hoffens um ihn, seiner Tränen für ihn vor dem Vater, — und jetzt möchte er ihnen die große, selige Neuigkeit verkünden vom Reiche Gottes, und sie — wollen eine „Predigt," und zwar natürlich ein „Meisterstück!" Sein Geist liegt im Kampfe mit ihren Geistern, wer wird gewinnen? Er will nicht „predigen," er möchte zu ihnen „wie sonst" als im Leben, aus dem Leben, ins Leben hinein reden, gemütlich, herzlich, vertraulich; was er zu sagen hat, das ist nicht nur „predigtweise" wahr und wichtig, es ist überhaupt wahr und wichtig.

Aber ihre Geister sind stark; sie sind aufgelegt, alles „ausgezeichnet" zu finden, und sie finden es auch.

„Daß einmal den ‚zerbrochenen Herzen,' denen in Finsternis, denen im Gefängnis, also allen Verkommenen, Schadhaften, Aufgegebenen unter den Menschen von Gott her eine Hilfe werden soll," das durfte einst Jesaias verkünden, und diese Verkündigung hatte ihnen Jesus — gleichsam als Text — vorgelesen. Seine ganze Predigt darüber lautete:

„Heute ist diese Schrift in euern Ohren erfüllt."

„Und sie stimmten ihm alle bei." Das war wohl dem Heiland immer das Allerschmerzlichste, das Zeichen, hoffnungslos mißverstanden zu sein, wenn ihm einer, dem er die Freudenkunde von der nun anbrechenden Freundlichkeit Gottes mitteilte, zur Antwort gab: „Du hast Recht, der „Ansicht" bin ich auch!"

„Und sie verwunderten sich der holdseligen Worte, die aus seinem Munde kamen." Das ging offenbar nicht nur auf die wenigen Worte, die er aus sich selbst geredet, und für deren Sinn sie offenbar noch gar kein Verständnis hatten, sondern auch auf den Text. Die Holdseligkeit bezieht sich also wohl besonders auf das, was daran sein eigen war — auf die Art des Vortrags. Und in dem, wie jene hohen Verheißungen Gottes, die dem Jesaias geworden, — aus seinem Munde

tönten, war gewiß etwas Göttliches, dessen Eindruck sich auch die abgestumpfteste Gewöhnlichkeit nicht ganz entziehen konnte. Es war der Vater in ihm, Er, der einst durch Jesaias solches geoffenbart, Er war es selbst, dessen ganze väterliche Barmherzigkeit aus Jesu heraus zu spüren, zu vernehmen war.

So steht Jesus da, scheinbar Sieger, eigentlich geschlagen. Er hat in der Tat nichts erzielt als Beifall und Bewunderung. Geht das denn an, daß er einmal nicht siegt? Ja, er erinnert sich hier wieder eines Gesetzes, daß ihm wohl einst schon in der Jugend aus der Geschichte Israels klar geworden, und das wir schon einmal von ihm vernommen: „Kein Prophet wird anerkannt in seinem Vaterlande." Bewundert als Mensch, als Größe, als Held, als Genie, — warum nicht? das ist gar wohl möglich. Aber, daß ein Mensch in seinem Jugendkameraden oder Ortsgenossen oder dergleichen später einen Propheten, einen, durch welchen nun in besonderer Weise Gott auch zu ihm rede, anerkennen könne, das ist nicht zu erwarten.

Es ist merkwürdig zu sehen, wie oft der Heiland sich je dem ganzen vollen Eindruck des Augenblicks und der gegenwärtigen Lage hingab, und sich von derselben leiten ließ. So auch hier. Er will irgendwie siegen; *so will er nicht* scheiden, er will und muß die Lage klären. Er sieht diese armen „zerbrochenen" Herzen, die von diesen Brüchen ihres Herzens keine Ahnung haben, diese Gefangenen und Dunkeln; und *der* Täuschung, als ob ihre „Bewunderung" einen Wert vor Gott habe, will er sie nicht überlassen. Und dazu bedient er sich geradeswegs des Mittels, daß er jenes Gesetz, das er jetzt an ihnen sich erfüllen sah, ihnen nennt, und zwar mit dem Belege aus jenen Beispielen, aus denen er dasselbe wohl schon in seiner Jugend entnommen hatte, das Gesetz, daß ein Prophet nichts gelte in seinem Vaterlande. Diese Beispiele, von der Witwe zu Zarpath, die dem Elias Rettung vom Hungertode, und von dem Syrer Naeman, der dem Elisa Heilung vom Aussatze verdankte, sie gaben zu ahnen, wie sehr das Wirken dieser Propheten, noch weit mehr aber des Volkes Heil dadurch verkürzt wurde, daß diese Männer Gottes im eigenen Lande nicht nach dem Maße ihrer Bedeutung gewürdigt wurden. Aber diese Beispiele hatten ihm wohl von früher an noch eine ganz andere Bedeutung: sie entflammten und bestärkten seine Hoffnung für die *Heiden*, als deren Repräsentant ihm in beiden Beispielen der Galiläa benachbarte, und viel mit demselben verkehrende, oft daselbst gesehene Syrer entgegentrat. Seinen Zuhörern aber

konnten diese Beispiele zeigen, daß jenes Gesetz keineswegs dem Propheten zum Schaden gereicht, sondern nur seinem Vaterlande.

Da war nun freilich die Lage geklärt. Schon daß er ihnen überhaupt im Ernste, nicht nur „predigen," sondern wirklich „etwas sagen" wollte, erschien wohl als Anmaßung, wie viel mehr das, was er ihnen sagte! „Er zieht uns die Heiden vor! Er ist ein verhüllter Ungläubiger, Heide! Welche Gotteslästerung, das, was uns so himmelhoch von den Heiden unterscheidet, so mit Füßen zu treten!" War es doch wirklich ihre Religion, die damit ins Herz getroffen war, denn die bestand — so scheint es — in nichts anderem mehr, als in dem Bewußtsein, Gottes Lieblinge zu sein. Sie trieben ihn an eine Felswand, um ihn als Gotteslästerer hinabzustürzen, — denn die Galiläer waren ein heißblütiges, rasch handelndes Volk. An der Spitze angelangt, wandte er sich um und ging mitten durch sie hinweg.

War das geistige Hemmnis, das wir betrachtet haben, nur örtlicher Natur, so begegnet uns nun in überreichem Maße ein anderes von allgemeiner Natur, der Geist des Pharisäismus, der das ganze Land beherrschte. Die Pharisäer hatten durch ihren strengen Wandel, ihre stramme Disziplin, ihren Eifer um die heiligen Sitten, ihr hartes Fasten, ihre Ehrfurcht vor der hl. Schrift ein Ansehen bei dem Volke, ja eine Macht über dasselbe gewonnen, die wir uns kaum mehr vorstellen können. Schien es doch — und gewiß war dies großenteils ihr Werk — als herrschte ganz im allgemeinen die Meinung, so wie die Pharisäer müsse man sein, wenn man „recht fromm" sein wolle. Hatte doch z. B., nach Matth. 6, 5, ein Pharisäer, wenn er in der Stadt an der Kreuzung zweier Gassen „in Gebet versunken" stille stand, ehrfürchtige Bewunderung zu erwarten! Daß sie Heuchler seien, das kam ihnen selbst gewiß von ferne nicht in den Sinn; sie glaubten es redlich und gut zu meinen, und merkten nicht, welch eine bedeutende, auch ihren Geist beeinflussende Macht bei ihnen allmählich der Schein geworden war.

Den ersten Zusammenstoß vielleicht der beiden Prinzipien veranlaßte die Berufung eines Zöllners in den kleinen Kreis derer, die Jesu Haushaltung bildeten. Der Zöllner war ein mißbeliebter Mann, allein er war eine „Macht", durch seinen Beruf und meist wohl auch durch Wohlhabenheit oder Reichtum; zudem brachte ihm sein Verkehr mit aller Art von Menschen, auch Heiden, wohl eine gewisse Weltgewandtheit,

Welterfahrung und Vielseitigkeit der Anschauungen bei, die schwerlich verfehlte, dieser Menschenklasse — so für sich im Stillen — ein gewisses „Standesbewußtsein" einzuflößen. Der Zöllner hatte eine ähnliche gesellschaftliche Stellung, wie früher und zum Teil jetzt noch bei uns „der Jude" im Dorfe.

Einen solchen, Levi mit Namen, sah Jesus am Zolle sitzen. Der Mann konnte auf diese Männerschar, die den lieben langen Tag nichts tut und „nichts verdient," mitleidig oder auch verächtlich herabblicken. Aber Jesus sieht ihm ein anderes an. Der Mann wäre auch schon gerne gekommen, aber — er kann ja nicht! Das Geschäft duldet es nicht, er darf es nicht vernachlässigen. Der Mann muß im Kampfe mit sich gestanden sein und wie sehnsüchtig auf die Jesusschar geblickt haben. Jesus verstand solches, auch wo es etwa mit einem Feigenblatt mürrischer Stimmung sich deckte. Kurz und bündig, wie es ein solcher Geschäftsmann versteht und liebt, wendet sich Jesus an ihn: „Folge mir!" Das war eine Einladung, sich seiner kleinen Männerfamilie anzuschließen, denen für den Verzicht auf alles Erdengut das Los zu Teil wurde, beständig unter Jesu persönlichem Einflusse zu stehen. Man war gewiß bis zur Verlegenheit, zur Angst, es werde fehlen, überrascht von dieser kühnen Zumutung, die Jesus an den Zöllner stellt, und noch mehr von der kühnen *Wahl*, die er in diesem Manne traf. Wird der Mann folgen? Siehe, so militärisch, wie er befehligt worden, gehorcht er auch! Lucas hat schön diese Geschichte unmittelbar der mit dem Gichtbrüchigen folgen lassen, denn das Wort an beide: „Stehe auf!" ist bei beiden von gleich wunderbarer Wirkung. Levi hat die Stimme des *Hirten* gehört, dem die Schafe *eigen* sind, und der sie mit Namen ruft. Als spräche Gott in ihm „es werde Licht!" mag es ihm gewesen sein. „Er hat Recht, das ist der einzige Weg, ich lasse mein Irdisches *ganz*, dann bin ich frei." Das war aber sein zweiter Gedanke; sein erster war gewiß unendlich dankbare Anbetung des Vertrauens und der Liebe Jesu, seines Scharfblicks, mit dem er sein Edelstes erkannt, und seiner weitherzigen Opferwilligkeit, mit der er ihm die Hand bietet.

Es bezeichnet die taghelle Art um Jesum herum, daß Levi (den Jesus dann Matthäus nannte), nicht daran dachte, nun sich vor seinen Berufsgenossen halb feige, halb stolz, gleichsam heimlich aus dem Staube zu machen. Er wußte: sie sind wie ich, er wollte ihnen seinen Meister und seine neuen Freunde zeigen, und ihnen wiederum Gelegenheit geben, Jesum kennen zu

lernen. Friedlich, festlich, helle soll der große Wendepunkt seines Lebens, soll der Abschied vom Zöllnerberufe gefeiert werden. So bereitete er ihnen allen ein gemeinsames Mahl.

So kam denn diese eigentümliche Gesellschaft: Jesus und seine Jünger, Levi und seine Zöllner, zusammen in freier Vertraulichkeit. Die Zöllner kamen wohl mißtrauisch, verlegen, mancher von ihnen hatte vielleicht schon irgend ein böses Wort des Witzes oder des Spottes über diese neue Bewegung, wohl gar auch über ihren Urheber, auf dem Gewissen, und befangen mögen sie nach Jesu hingeblickt haben. Aber es war alles anders. Bei all dem Glanze des Heiligen — wie lieb, wie helle, wie menschlich war dieser Jesus. „Ich dachte mir einen finstern Geisterbanner unter ihm, und nun — so einen Menschen habe ich noch nie gesehen, so wohl wie um ihn ist mir's von ferne nie gewesen. O, wie bin ich doch nichts; aber es muß anders werden. O Jesu, sieh mich nicht so an, du tätest es nicht, wüßtest du, wer ich bin, und doch — am Ende weiß er's, dieses Auge dringt ins innerste Herz." So mag's in des Zöllners Herzen getönt haben.

Das nannte Jesus: „Sünder zur Buße rufen."

Aber das Aufsehen, das Befremden, ja die schmerzliche Bestürzung, die das Mahl dieser seltsamen Gesellschaft in der ganzen Stadt erregte, war gewiß groß. Das Mahl fand wohl teilweise oder ganz im Freien statt und wurde nach der freien Weise des Morgenlandes, von zuströmenden Zuschauern beobachtet. Es waren wohl nicht Viele, die nicht meinten, der liebe, junge Rabbi sei zwar ein herzguter Mensch, aber diesmal sei er wirklich in seiner „originellen" Gutmütigkeit zu weit gegangen und habe vergessen, was er sich, seiner Würde, ja, was er der Sache der Frömmigkeit schuldig sei.

Ernster freilich nahmen es die Leute „vom Fach." Sie mochten sich sagen, so komme es eben, wenn so ein junger Mann um seiner schönen Begabung willen es unterlasse, von den bewährten Alten zu lernen und alles von vorne anfangen wolle. Was wollen wir sagen? Wäre Jesus nicht Jesus, so hätten sie nahezu Recht. Sie versuchen einzuschreiten, aber — das ist die Art der vermeintlichen Ueberzeugung, die auf falscher Fährte ist — nicht direkt, Auge gegen Auge, sondern, was sie an dem Meister auszusetzen haben, das sagen sie den Jüngern, und umgekehrt.

Zuerst kommen die Schriftgelehrten und Pharisäer und machen seine Jünger warnend auf ihres Meisters „schlechten

Umgang" aufmerksam. Ein böser Schein lag wirklich fast vor. Machte sich Jesus nichts aus dem Schlimmen, das den Zöllnern anhaftete, und lag in seiner Art, sich mit ihnen einzulassen, eine Art Billigung ihrer Schattenseiten, so war der Vorwurf verdient. Aber nicht das angeblich „Harmlose", sondern das Verwerfliche und Verderbliche ihrer Fehler war es, was ihm die Gelegenheit, mit ihnen umzugehen, um ihretwillen willkommen machte. Mitleid trieb ihn, — und das fühlten sie und verdankten sie ihm bald; in seinen Augen waren sie krank; aber er ist der Arzt, und ein Arzt, der an keiner Krankheit verzagt, er kann und will alle heilen. Diese Krankheit ist der ganze Sinnes- und Denkenszusammenhang — Sünde genannt; Buße heißt die gänzliche Umwendung derselben im Glauben an ihn, und diese an den Zöllnern zu bewirken, ist er auf dem besten Wege. Vielleicht waren die Ankläger geneigt zu antworten, „ja freilich Sünder zur Buße rufen, das ist recht," aber das ist's ja gerade, was wir an dieser Festlichkeit vermissen. Würdest du ihnen Vorstellungen machen, ihnen predigen, das wäre schön, aber — mit ihnen essen und trinken? Sie dachten eben wie der denkt, der selbst krank ist, der Arzt denkt anders.

Es ist doch um dieses Zöllnermahl etwas wunderbar Großes. Wie sich hier in Jesu das ewige Erbarmen Gottes schlicht, kindlich, zutraulich in die Regionen der Finsternis und Sünde hineingibt, um die verirrten Kinder zurückzubringen — es ist ein Abbild im Kleinen von Jesu Menschwerdung im Großen. Darum zeigt sich auch hier so helle die große Wendung der Stellung Gottes zu uns, die in Jesu eintrat: daß Gott sich dem Sünder liebend naht, und darum auch so klar und scharf der Gegensatz zu der menschlich gemachten Frömmigkeit. Diese spricht: „Sei fromm, so bist du selig, wo nicht, dann wehe dir!" Ein wahres Wort, aber wehe dem Armen, der meint, dies Wort helfe ihm zur Seligkeit; er ist betrogen. Die Frömmigkeit, die er erreichen wird, wird von Heuchelei schwer zu unterscheiden sein. Der Heiland sagt: sei in deinen Augen — was du in den meinen bist: — ein Sünder, so kann ich dir helfen. Jene verlangt und gibt ein Bewußtsein der Frömmigkeit ohne die Sache, Er die Sache ohne das Bewußtsein derselben.

Aber es kamen noch andere, zwar nicht um den Heiland, — aber um die Jünger zu tadeln. Die Jünger des Täufers treten auf. Sie sehen ihre ehemaligen Mitjünger, wohl einst ihre Besten, die sich entschlossen hatten, dem „Lamm Gottes" nachzufolgen, — sie sehen sie essen und trinken, wohl

mäßig, aber immerhin mit sichtlichem Behagen! Geht das für so ernste Leute, wie wir und unser gleichen sind, an?

Der Heiland erinnert sie an das, was ihnen ihr Meister über ihn gesagt, nämlich, daß er der Bräutigam sei. Diese Worte des Täufers, die wir oben nur notdürftig beleuchtet, sind von hoher Bedeutung.

Um die Menschwerdung Jesu und das Tatsächliche ihrer Folgen für uns zu beleuchten, bietet die Erde kein Bild oder Beispiel außer dem der Ehe, und im besondern derjenigen Umwälzung in den Verhältnissen und Beziehungen des Lebens, die eine Jungfrau durch Eintritt in den Braut- und Ehestand erfährt. Mit ihrem Jaworte ist die Braut Glied im Hause des Bräutigams, Kind seines Vaters wie er; sie tritt ganz und voll in alle Familien-, Rechts- und Ehrenbeziehungen ihres Bräutigams ein, nicht durch Anstrengung oder Leistung, sie hat nicht einmal zu danken, — ist sie doch selbst ein Geschenk — und nicht bloß durch Rechtswirkung, sondern gleichsam naturgeschichtlich, als ihres Bräutigams anderes Ich. So gewaltig, wirksam und folgenreich ist eines Jünglings Wort an eine Jungfrau: „Willst du mein sein?"

Jesus, so sagt der Täufer, ist der Bräutigam. Das unterscheidet ihn und sein Wort an euch Menschen so hoch von uns übrigen Knechten oder Gesandten Gottes und von unserm Wort. Sein Wort ist eine Tat, wirkt eine Tatsache. Jesus, der Sohn Gottes, wirbt auf Erden um die Menschen, daß sie in ihm Gottes Kinder werden. Darin, daß es einen Menschen gibt, wie Jesus Christus ist, ist unser ganzes Geschlecht von vorneherein von Gott gewürdigt und geehrt, und ist jedem von Gott her eine tatsächliche Anwartschaft geboten, tatsächlich in Kindesverhältnis zu ihm zu gelangen. Darum ist Jesu Ruf nur der: „Tut Buße und glaubet dem Evangelium!" Er sammelt die Ja-Worte. Wenn die Fülle der Ja eingegangen, dann ist die erlöste Menschheit Braut, dann wird die Hochzeit sein, als welche der Heiland später seine Wiederkunft bezeichnet.

Dieses Gleichnis hilft uns auch, uns zu verständigen über das, was Jesus unter „Reich Gottes" verstand. Der Brautstand bildet schon ein Verwandtschaftsverhältnis, wenn auch rechtlich noch lose und unsicher, und in eben dem Sinne ist er für die Gemeinde Jesu schon „Reich Gottes". Aber der Brautstand hat alle seine Bedeutung und seine Rechte von dem Ehestande her, der sein Zweck ist, und in den er übergehen soll,

so tritt im vollen und eigentlichen Sinne das Reich Gottes erst in Kraft, wenn die Hochzeit ist, wenn in Jesu Wiederkunft die Ordnung der Dinge eintritt, die der vollen Kindschaft Gottes entspricht.

Jesu Rede zu den Johannesjüngern erlaubt uns, das Gleichnis noch weiter zu verwerten. Es ist von der Brautzeit zu wünschen, daß sie kurz sei; eine gar lange Brautzeit kann mißliche Gründe und auch mißliche Folgen haben, d. h. sogar zur Trennung führen. Die Braut Jesu hat sich nicht gut benommen, hat mit andern gebuhlt, scheint sich vor der Hochzeit zu fürchten, und so ist der Bräutigam wieder vielfach „von ihr genommen," sie ist einer Witwe (Luc. 18, 1 ff.) gleich geworden, vom Widersacher bedrängt, der ihre Verlassenheit benützt. „Dann werden die Hochzeitleute fasten." *)

„Braut" kann Jesus seine Jünger nicht nennen; dies wäre ein Auspressen des Gleichnisses, das schon wider seinen edeln Geschmack ginge; aber, daß er sie nicht so, sondern Hochzeitsleute nennt, hat auch noch einen höhern Grund. Sie sind nicht mehr nur Braut, sondern sie gehören zum Hause des Bräutigams, stehen auf seiner Seite, haben teil an seiner Arbeit und seinen Freuden in seinem Werben um die Menschen.

Dies Bild nun bringt Jesus den Johannesjüngern in Erinnerung. „An euch übrigen Menschen ist's begreiflich, daß ihr, sobald in euch der Ernst und die Wahrheit erwacht, euerm Wesen, eurer Haltung ein so hartes, düsteres Gepräge gebt, euch fehlt ja, was ihr bedürft, und ihr könnt's nicht erlangen. Aber meine Jünger *haben* es, sie *sind* etwas vom Vater her *geworden*, sie stehen auf der himmlischen, der göttlichen Seite, da muß ihnen diese knechtische Aengstlichkeit entfallen, da muß eine Heiterkeit und Freiheit des Gemüts einziehen, die euch — weil euch die Kindschaft fehlt — unverständlich ist und als unfromm erscheinen muß."

Es waren doch sonderbare Leute, diese Johannesjünger, die des Johannes Namen als eine Separat-Fahne aufrecht erhalten wollten, — sogar noch nach der Gefangensetzung desselben. Johannes war die Brücke von der Welt zu Jesu und

*) „Ihr Ehebrecherinnen," schilt Jakobus (4, 4), die Seelen seiner Leser (der „er" wie der „sie"); ihr wollt eines andern Mannes, des Herrn „Welt" (Welt ist im Griechischen männlich) Freund sein. Leider hat ein späterer Abschreiber das Wort „Ehebrecher" eingeschoben, um die vermeintliche (und dann ungerechte) Parteilichkeit gegen das weibliche Geschlecht auszugleichen, wodurch der Sinn nun entstellt ist. In Jakobus Sinne sind wir alle die Ehebrecher*in*, d. h. die untreue *Braut*.

die Brücke gefiel ihnen so sehr, daß sie auf derselben blieben! Der Heiland macht ihnen das Verkehrte ihres Tuns in einem schlagenden Bilde klar. Dieses Bild ist in Matthäus, und in Luthers Uebersetzung bei Lucas, weniger deutlich. Ein altes Kleid flicken wir ja oft mit vollem Bewußtsein und bestmöglichem Erfolg mit einem neuen Lappen. Nach dem Griechischen sagt aber der Heiland, Lucas 5, 36: „Niemand reißt einen Lappen von einem neuen Kleide, um ein altes zu flicken.“ „Euer Johannes-Kleid reut euch, es wegzuwerfen, aber an meinem Jesu-Kleide gefällt euch einzelnes ausnehmend. Mit diesem ‚Einzelnen‘ wollt ihr euer Kleid verschönen, aber das macht ein Kleid nicht schön.“

So war ihre menschliche, vermeintliche Geistesschöne das größte Hindernis für sie, das große Vorwärts im göttlichen Gebiete, das seither in Jesu eingetreten, voll, ganz, freudig anzuerkennen und anzunehmen und mit Wegwerfung des Menschlichen etwas Göttliches zu empfangen.

In mein eigenes Menschliches aber Göttliches als „Zutat“ oder „Nachhilfe“ aufzunehmen, das gibt einen unhaltbaren, unerträglichen Zustand. Das Göttliche kann sich nicht frei entfalten, weil es von mir immer wieder, in mein Menschliches übersetzt, umgemodelt, geknechtet wird, und mein Menschliches erliegt endlich unter der übermenschlichen Aufgabe, mit dem Göttlichen Schritt zu halten. Das ist's wohl, was der Heiland ihnen noch im Bilde vom neuen Wein in alten Schläuchen klar machen will.

Beide aber, die Pharisäer sowohl wie die Johannesjünger, konnten ihm sagen: „Euere neue Art ist freilich angenehmer,“ und konnten sich einreden, sie verschlössen sich dem Neuen nur im Interesse einer noch größeren Tugendleistung. Dieser Selbsttäuschung entreißt sie der Heiland, nicht ohne sie zugleich ein wenig zu entschuldigen. Die Zöllner hatten vorher geistig gar keine Erquickung und Belebung, — keinen „Wein,“ gehabt; ihr habt welchen, und zwar keineswegs unangenehmen, sondern alten, milden. Hat man sich einmal in eure Vorschriften hineingelebt, so genießt man, ohne nennenswerte Gemütskämpfe oder Anstrengungen des Geistes eine große Selbstbefriedigung, während mein neuer Wein viel Selbstverleugnung verlangt und keine Selbstbefriedigung bietet. Darum sprecht ihr (Luc. 5, 39) „der alte ist milder.“

Die Johannesjünger kommen uns fortan nicht mehr (als Partei) zu Gesichte, desto mehr die Pharisäer. Bis jetzt war

das Verhältnis zwischen ihnen und Jesus ein ziemlich freundliches gewesen. Auch ihr Bedenken wegen seines Umgangs war ja ein würdiges und, wenn auch falsches, so doch keineswegs sinnloses; und der Heiland behandelte sie mit Achtung. Die Worte: „Die Starken bedürfen des Arztes nicht" und „Ich bin nicht gekommen, Gerechte zur Buße zu rufen" sagen freilich in erster Linie: „Ich entschlage mich dessen, einen, der sich für stark, für gerecht hält, seines Irrtums zu überführen," aber sie atmen doch eine ehrerbietige, gewissermaßen anerkennende Stimmung gegen die Pharisäer. Bevor ihn die Erfahrung eines andern belehrte, dachte der Heiland das Bestmögliche von ihnen; und die Erfahrung sollte erst noch kommen. Der Gegensatz zwischen den beiden Gesinnungen sollte bald immer schroffer zu Tage treten.

Die Hauptveranlassung bot immer und immer wieder der Sabbath. Ist doch auch der Sabbath, von Gott Seinem Volk als Volksgut und Volksrecht geschenkt, als Volkstat vorgeschrieben, die einzige Gestaltung äußerlicher Sitte, die den 10 Geboten einverleibt ist, und ist er darum zwar einerseits ein Gut, für das wir uns je mehr und mehr nicht bloß im Namen und im Interesse der Religion und der Volkswohlfahrt wehren, aber andererseits auch jederzeit ein willkommenes Wirkungsfeld für den, dessen Wünsche für das Heilige vorzugsweise auf äußeren Erfolg und sichtbare Resultate sich beschränken, wie das bei den Pharisäern der Fall war. *)

An einem besondern Sabbathe brachen die Jünger, (Marc. 2, 23) als sie einen Fußweg durch ein Kornfeld wandelten, sich Bahn, indem sie Weizenhalme abrissen; sollten sie nun die damit gepflückten Aehren nutzlos umkommen lassen? Sie taten es nicht, zumal sie Hunger hatten, sondern aßen die Körner. **)

Die Arbeit nun, mittelst deren sie die Körner ihrer Hülse entledigten, war es, was die Pharisäer als „Sabbaths-

*) Wie wenig oft damit erzielt ist, klagt schon Amos (Amos 8, 5 und 6), wenn er die sabbathstrengen Israeliten seiner Zeit klagen läßt: „Wann will doch der Sabbath ein Ende haben, daß wir wieder falsch Maß und Gewicht führen und den Armen um ein Paar Schuh unter uns bringen und Spreu für Korn verkaufen können!"

**) Israels Privatrecht betreffs des Grundbesitzes wurzelte in dem Worte Gottes: „das Land ist mein;" der menschliche Besitzer war nur Nutznießer. Deshalb durfte auch, wer wollte, bescheidentlich von den Früchten genießen und speziell der Rand eines Kornfeldes war dem Armen vorbehalten (3. Mose 19, 9 und 5. Mose 23, 25).

schändung" aufgriffen. Verstehen können wir dieses Uebermaß von Kleinlichkeit doch wohl nur so, wenn wir annehmen, sie hätten gehofft, damit diesem offenbar bis aufs Aeußerste gewissenhaften, nur leider etwas zu viel „von sich eingenommenen" Rabbi zu imponieren, ihm den Eindruck zu erwecken, daß es doch Leute gebe, die „noch weiter wären," es mit Gottes Geboten noch strenger nähmen, als er.

Vielleicht war auch schon das Wort Jesu im Umlaufe: „Es sei denn eure Gerechtigkeit weit besser als der Schriftgelehrten und Pharisäer, so könnt ihr nicht ins Himmelreich kommen." Da war ihnen ein Anlaß willkommen, ihn, wie sie meinten, „von der Unbilligkeit seines vorschnellen Urteils" zu überzeugen.

Der Heiland läßt sich — seiner Art nach — auf die Kleinlichkeit in der Sache nicht ein, er geht — wie immer —auf die fruchtbringenden Prinzipien zurück. Fast mit Humor verweist er sie auf Davids noch viel schwereren Verstoß, als er, eben auch Gottes Anordnungen frei aus dem innersten Geiste heraus auslegend, auf einem Wege, wo er mehr als Priester, wo er Opfer war, Priesterbrot aß. Aber er geht tiefer: „Der Sabbath ist um des Menschen willen gemacht und nicht der Mensch um des Sabbaths willen." Die Gebote alle sind nicht Erzeugnisse der Laune, die sich selbst zum Zweck hätten, „Schulübungen," sondern haben einen Sinn; sie dienen einem höheren Zwecke, und der ist der Mensch; dies ist am deutlichsten am Sabbath. Der Ehrentribut an Lebenszeit, den das Kind dem Schöpfer bringt, kommt ihm vom Schöpfer als Geschenk zurück. Wem die Schöpfung nur Natur, und wem vor, über, nach ihr — nichts ist, der möge von der Wiege bis zum Grabe ein Arbeits- oder auch Genußtier, ein Erwerbs- oder Denktier oder dergleichen sein; wer aber in ihr eine Schöpfung, und vor, über, nach ihr Gott sieht, der ist gerne am siebenten Tage dem niedrig Irdischen entnommen und ist — Mensch im höheren Sinne, ein Ewiger; und so ist der Sabbath dem Menschen ein Tag der Gottesruhe und dem lieben Gott ein Tag der Menschennähe.

Aber der Heiland geht noch weiter: „Des Menschen Sohn ist ein Herr — auch des Sabbaths." „Des Menschen Sohn" war, wie schon oben gesagt — dem Israeliten geläufig als Wort für „der Mensch". Der Mensch, wie er sein sollte, und wie er werden soll, der Mensch, wie er in Jesu nun vorhanden ist, bedarf der Gebote nicht, er ist ein Herr. Der Heiland

als Urbild des Menschen, als „das da von Anfang war und von Anfang zu Gott war," ist nicht das Resultat, das schöne Endergebnis einer Anzahl von Vorschriften und Geboten, sondern diese Gebote sind sein Abglanz, gleichsam Einzelphotographien seines Wesens, und so soll in ihm auch der Mensch überhaupt zum Gesetze zu stehen kommen.

Noch weit schärfer aber spitzte sich der Gegensatz der Anschauung zu in der folgenden Geschichte, die vielleicht ziemlich später geschehen ist. Die Sache mußte sich ausreifen. In Wahrheit gibt es nicht zweierlei Frömmigkeit. Die bloß vermeintliche mußte sich endlich als nicht nur bloß vermeintliche, sondern als bloß angebliche, als Heuchelei und Gottlosigkeit entlarven.

Es ist Sabbath (Marc. 3, 1 ff.), der Heiland steht in der Synagoge. Er sieht einen Mann mit einer „verdorrten Hand". Auch „sie" sehen ihn. Ein gewöhnlicher Mensch fühlte wohl Mitleid mit diesem Gebrechlichen, und dachte, „du lieber Mensch, Gottlob, daß ein Heiland ist, durch ihn wird Gott dir helfen" — sie nicht; ein Herz haben sie nicht, der Mensch ist unter der Kruste der Vorschriften und Ansichten erstickt. Es fehlt die Liebe, es fehlt aber auch der Glaube. „Wird er auch am Sabbath heilen?" das ist die einzige Frage, die sie beschäftigt. „Heilen" sehen sie ihn immer, eine Arbeitsleistung, wie ein anderer etwas „bäckt," der Denkungsart ähnlich, welche heute die böse Redensart aufkommen ließ: „durch Gebet heilen". Da ist der Glaube völlig in Un- oder Aberglauben aufgegangen, Gebet heilt nie, — entweder hat der Betreffende sich (was ja vorkommen kann) heimlich irgend einer „Nachhilfe" bedient, oder aber Gott allein ist's, der geheilt hat.

Der Heiland war hier vor einer sehr empfindlichen Entscheidung angelangt. Es gibt eine gewisse „Solidarität der religiösen oder der konservativen Interessen," eine schwer zu umschreibende Verpflichtung, allen „gutgemeinten" Bestrebungen, die auf Erhaltung guter Sitte sich beziehen, Rechnung zu tragen, mit allen „Gläubigen und Frommen" unter Uebersehen der Unterschiede in einzelnen Ansichten, gemeinsam gegen „die Welt, die Ungläubigen, die Gottlosen" Front zu machen. Bisher hatte dies der Heiland eigentlich nach Möglichkeit getan. Soll er es weiter tun? Es war ja so leicht! Er konnte dem Manne sagen: Komm morgen, — oder auch ihn im Verlaufe des Tages treffen und in aller Stille ihm helfen. Doch nein, das konnte er nicht. Gott ist Licht, er

sucht nicht das Dunkel auf. Das wäre auch Heuchelei. „Hütet euch vor der Heuchelei!“ sagt Jesus einmal (Luc. 12, 1 ff.), in dem Sinne: „Hütet euch davor, andern zu liebe euch anders zu geben, als ihr inwendig nach bestem Wissen und Gewissen gesinnt seid!“ Der Heiland will den Schein des Rechts und der Frömmigkeit, in den sich der Pharisäismus hüllt, zerreißen. Er heißt den Kranken vortreten und fragt die Pharisäer: „Was soll man am Sabbath tun, — Gutes oder Böses? Das Leben erhalten oder verderben?“ Wie leicht ist's doch, wofern wir nur weder Herz noch Geist zu Rate ziehen, sondern allein den Buchstaben arbeiten lassen, auf die Frage: „Was soll man am Sonntag tun?“ in allen Fällen einfach zu sagen: „Nichts! Nichts!“ Am leichtesten, wenn sich's darum handelt, was ein anderer tun soll, wenn unser Tun nur im Zumuten und Richten besteht. Aber so einfach liegt eben die Sache nicht. Darum wendet der Heiland die Frage; er sagt sich, es gibt Fälle, da ist uns „Nichtstun“ unmöglich, denn da ist Nichtstun eine Tat und zwar eine böse. Was soll man dann tun? „Was soll man tun? Gutes oder Böses?“

Die Spannung in der Synagoge war eine ungeheure, als Jesus mit einem Male die brennende Frage zwischen den beiden Richtungen, dieses öffentliche Geheimnis, aus dem Dunkel heraus ans Licht des Tages zog.

Sie antworteten nicht. „Böses“ durften sie nicht, „Gutes“ wollten sie nicht antworten. „Er sah sie alle umher an mit Zorn.“ Sein Auge wandte sich an einen um den andern, Antwort suchend — „zugleich — als er überall leer ausging — betrübt über ihre verstockten Herzen.“

„Und er sprach zu dem Menschen: Strecke deine Hand aus!“ — Er hütete sich wohl, bei diesem Falle etwas selbst zu tun, das ihrer bösen „Heilens“-Theorie einen Anhaltspunkt gegeben hätte. Er selbst tat nichts. Und siehe: „die Hand ward gesund wie die andere.“

Wer hatte gearbeitet? Hätten die Pharisäer nicht vor lauter Gläubigkeit alles Gefühl für den lebendigen Gott, ja für das Wirkliche überhaupt verloren gehabt, — sie wären in reumütiger Zerknirschung in den Staub gesunken vor dieser Sprache Gottes.

Aber nein: „Sie gingen hinaus und hielten einen Rat mit den (von Jesus in ihrer Weltlust gestörten) Herodianern, wie sie ihn — umbrächten;“ das war also keine Entheiligung des Sabbaths.

Hiemit schließen wir das Bild von dem Widerstande, den der Heiland bei Andersgesinnten fand. Die Gegensätze schärften sich auch fernerhin, wie wir wissen, mehr und mehr. Von dem Zöllnermahle her nahmen seine Gegner wohl den Anlaß, ihn — dessen Bedürfnislosigkeit und heilige Mäßigkeit aus allen Zügen seines Wesens hervorleuchtet, — einen Fresser und Weinsäufer, der Zöllner und Sünder Geselle, zu schelten. Wie furchtbar er sie schließlich in seinen Weherufen zeichnete, ist uns bekannt. Daß er dieser vermeintlichen oder angeblichen Frömmigkeit aus Frömmigkeit immer öffentlicher und rückhaltsloser entgegentrat, das war, menschlich betrachtet, eine Haupturſache seines frühen, gewaltsamen Todes.

Die beiden Bergreden.

Des Heilands Wirken an Kranken und Sündern denken wir später noch ausführlicher zu betrachten. Nachdem wir aber in dasselbe schon einen Blick geworfen, und überhaupt sein Wirken in der Tat überblickt, ziemt es sich, nun auch sein Wirken im Wort näher anzusehen. Wir werden dabei, unserer Aufgabe getreu, die Worte Jesu mehr nach ihrer geschichtlichen, als nach ihrer unmittelbar belehrenden und erbauenden Bedeutung betrachten, immerhin mit der Freiheit, jede dieser beiden Seiten durch die andere beleuchten zu lassen.

Aus etwas späterer Zeit, als der des ersten Anfangs, haben wir Reden Jesu, in welchen er seine Gedanken über das Reich Gottes, das Himmelreich, wie sie sich im Lichte seiner seitherigen Erfahrungen gestaltet haben, ausspricht: in Matth. 5—7 und in Luc. 6, 20—49. Die Rede von Lucas ist wohl die einfache Wiedergabe einer Rede, die Jesus gehalten hat an dem Tage, da er Apostel ernannte. Die Rede in Matthäus ist vielleicht eine geordnete Sammlung aller derjenigen Aussprüche Jesu, die sich auf die christliche Gesinnung beziehen, ein kleines System der Lehre Jesu über christliches Verhalten. Im Evangelium Matthäus erscheinen nämlich fast alle Worte Jesu nach ihrem Thema zu einer geschlossenen Rede gruppiert, so daß in jeder Rede nur ein Gedankenkreis herrscht und jede Aeußerung Jesu nur in der Rede vorkommt, zu deren Gedankenkreise sie gehört. So handelt die Rede Kap. 5—7 über christliches Verhalten, Kap. 10 über Apostolat, Zeugen-

beruf, Kap. 13 über das Himmelreich in der Zeit bis zur Wiederkunft Jesu, Kap. 25 über das Himmlreich bei seiner Wiederkunft usw. Wir können also vielleicht annehmen, es sei dies das Werk der schriftstellerischen Kunst des Matthäus, der dadurch uns die Gedanken Jesu in übersichtlicher Klarheit und Ordnung überliefert. Eben deshalb ist die Frage nach der Zeit, in welcher eine solche Rede gehalten wurde, minder leicht zu beantworten und kann sich nur auf die Hauptgedanken beziehen, an die sich die andern anreihen, in der Bergpredigt also namentlich auf die Seligpreisungen. Matthäus bringt sie und die Bergrede unmittelbar nach der Erzählung von Jesu öffentlichem Auftreten, nur, um dem Leser sofort ein volles Bild vom Inhalte der Predigt Jesu zu geben, nicht aber in der Meinung, Jesus habe nun sofort dies geredet. So möchte ich mich in Betreff der Frage, wann diese Worte geredet worden seien, am liebsten mit der Antwort begnügen: „Wahrscheinlich nicht sehr lange nach Beginn seiner öffentlichen Wirksamkeit."

Betrachten wir zuerst diese Rede (Matth. 5—7)!

Eine wunderbare Gottesluft durchweht diese Seligpreisungen. Das große, gewaltige Reich Gottes, dessen Herannahen Jesus verkündigt hat: man fühlt es hier im Unsichtbaren die Seelen umspielen und die Herzen gewinnen. Gott der Vater naht sich den Menschen und läßt sie in all den Gebrechen ihres Wesens an sich kommen.

Was die Propheten gehofft, von einem neuen Himmel und einer neuen Erde, von einem Wohnen Gottes unter uns, das ist auch in den Seligpreisungen vertreten: Das Himmelreich, ein Schauen Gottes und ein Besitzen der Erde. Aber es ist so dargestellt, daß man sieht: Die Anfänge von alledem haben wir jetzt schon; jetzt senkt dieses Neue seine ersten Keime in die Stille des Menschenherzens, es wird sich einmal über alles Denken groß entfalten; aber die Hauptsache ist jetzt schon für jeden zu haben. Und alle diese Herrlichkeiten werden nicht an Bedingungen geknüpft, wie sie oft eine gesteigerte Scheinfrömmigkeit erfindet, sondern es sind die schlicht guten Gesinnungen, wie sie bei jedermann beliebt sind, Sanftmut, Barmherzigkeit, Friedfertigkeit, wie denn überhaupt die ganze Bergpredigt eine so schlicht-menschliche Weise hat, daß sie jedem Erdenbewohner wie aus dem Herzen gesprochen ist.

Wir würden uns den richtigen Eindruck dieser Verheißungen verderben, würden wir z. B. zu „Gott schauen" den Nachsatz hinzudenken: „Nach dem Tode". An den Tod denkt

der Heiland hier nirgends, sondern an den Sieg seiner Sache, an den vollen Anbruch der Herrschaft Gottes, was schon aus der Verheißung: „Die Erde besitzen" hervorgeht. Unter Himmelreich denkt er sich nicht: „Reich der Gestorbenen," er denkt sich das Himmelreich überhaupt nicht als etwas, zu dem wir hinkommen, sondern das zu uns kommt. *) So steht ihm hier, wie immer, das Große, Allgemeine vorne an, der endliche große Sieg. Davon sind hier alle seine Gedanken bestimmt, wodurch sie ihre Klarheit, Einfachheit und Festigkeit gewinnen. Ob es eine Zwischenzeit geben, und wie lange sie dauern werde, und wie es in derselben mit dem Einzelnen werde gehalten werden — das tritt in seiner Rede völlig in den Hintergrund. Daß es sich für den Einzelnen dann so wenden kann, daß er „nach dem Tode in den Himmel kommt," ist damit nicht ausgeschlossen, aber beherzigenswert ist es doch, wie selten Jesus etwas dem Aehnliches ausspricht. Den endlichen großen Sieg sollten seine Hörer immer im Auge behalten.

Gehen wir noch kurz auf das Einzelne ein.

Als die Schar der Hörer, gewiß willig, ernste Strafen und große Anforderungen auf sich zu nehmen, mit gespanntem und gepreßtem Herzen lauschte, und jeder dachte: „Was wird er wohl für mich sagen? Ist für mich noch Hoffnung?" und er sie begrüßte: „Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich," da ergoß sich gewiß ein lichter Strom von göttlicher Freude und Klarheit über die Gemüter. „Gerade wir, die mit sich Unzufriedenen, gerade ich bin gemeint." Es war wie eine Umkehrung, eine Revolution in Sachen der Religion. Die mit sich Unzufriedenen und von der Welt Unbefriedigten, — das sind die Armen im Geiste. Das Himmelreich will nicht unser Produkt, unsere Leistung sein, sondern der Heiland und in ihm das Himmelreich ist Gottes Geschenk an uns. Darum knüpft es am Nichts, am leeren Raum im Menschenherzen an. Und aus diesem Nichts, aus dieser Armut heraus spinnt der Heiland in natürlichster Weise eine Reihe immer reicher ausgestalteter Gesinnungen, so daß sich diese Armut schließlich — natürlich nur unter der Segenskraft (gleichsam im Klima) des Himmelreichs — als das fruchtbarste Moralprinzip, als ein neuer, unerschöpflicher Kraftquell für eine heilige Gesinnung erweist, für eine Gesinnung, die dann nicht

*) Der „Eingang in das Himmelreich" (Matth. 5, 20), heißt so viel als „Aufnahme in dasselbe". Nicht eine Uebersiedlung von der Erde in den Himmel, sondern ein Uebergang von der Welt, aus dem Gebiet der Verlorenheit, ins Reich der Erlösung ist gemeint.

stolz aus steifen Grundsätzen, sondern unwillkürlich, ihrer Schönheit unbewußt, aus der Verbindung von eigener Armut mit der Glückseligkeit des Himmelreichs erwachsen ist. Ich kann mir nicht versagen, die sinnige Einteilung wiederzugeben, die Blumhardt (ob aus sich selbst, weiß ich nicht; Bengel, damals die Autorität jener Kreise, hat sie nicht) gegeben hat. Er stellt die Armut an die Spitze, und läßt ihr drei Paare folgen, deren jeder erste Teil ein Licht nach innen, der zweite ein Licht nach außen bezeichnet, also folgendermaßen:

Geistlich arm

nach innen:	nach außen:
leidtragend,	sanftmütig,
hungernd und dürstend nach der Gerechtigkeit,	barmherzig,
reines Herzens.	friedfertig.

Um es unter den Scheffel zu stellen, zündet Gott kein Licht an, also soll das Licht, wenn es innerlich erhellt, immer wieder sofort nach außen leuchten in Sanftmut, Barmherzigkeit, Friedfertigkeit.

Die rechte und geistliche Armut macht mit sich unzufrieden, über sich leidtragend, und daher gegen andere geduldig und gut; dieser Schmerz verwandelt sich durch den Trost des Himmelreichs in den gesunden, und — Befriedigung vorausgesetzt — angenehmen Schmerz des Hungers, des Verlangens nach der Gerechtigkeit, das befriedigt wird, und dadurch einen reinen, aufrichtigen und lauteren himmlischen Sinn, ohne Nebenabsichten, erzeugt, was sich in der Friedfertigkeit und Nachgiebigkeit, dem Bedürfnis und der Kunst, überall Friede zu pflanzen, äußert. Solche Leute werden von den Menschen jetzt schon und von Gott am Tage der Entscheidung seine Kinder genannt werden.

Nach diesen, eine große Zukunft eröffnenden Seligpreisungen und Verheißungen stellt sich der Heiland frisch mitten in die Gegenwart hinein. „Ihr, wie ihr dies gehört und ergriffen habt, ihr seid das Licht der Welt.“ Leuchtet! — nicht durch Predigen und Lehren, sondern durch eure Armut, Seligkeit und Liebe! So von Herz zu Herz, von Haus zu Haus, von Ort zu Ort, von Land zu Land soll dieses Licht sich verbreiten. So will der große Sanftmütige die Erde erobern und wird sie einmal besitzen.

Ein griechischer Philosoph, der damals Jesu bei diesen Worten: „Ihr seid das Licht der Welt!“ zugehört hätte, hätte gelächelt über solche Phantasien. Aber heute würde er nicht mehr lächeln. Diese Worte werden heute doch weit herum auf dem Erdenrund gelesen.

Die große Wendung Gottes vom Frommen zum Sünder ist ermöglicht durch die schöpferische Kraft des Himmelreichs, begründet in dem Dasein Jesu, des Sohnes Gottes. Sie ist nicht — menschlich gesprochen — eine Wandlung in den Grundsätzen Gottes. Nicht, um sein Ideal vom Menschen, wie er es in Gesetz und Propheten gezeichnet hat, aufzugeben, sondern um es zu verwirklichen, ist diese Wendung eingetreten. Wir halten die Gesetze der Natur für eisern, diejenigen der Moral für dehnbar, aber eher rüttelst du Himmel und Erde zusammen, als daß du Gott bewegen könntest, dir zu Gefallen um ein Jota von seiner Gerechtigkeit und Heiligkeit nachzulassen. „Darum — sagt der Heiland — sind die Anforderungen des Himmelreichs, an welche die Aufnahme in dasselbe geknüpft ist, weit größer, als die, welchen die „heutigen“ (d. h. die damaligen) Frommen von Beruf (die Schriftgelehrten) oder von Ruf (die Pharisäer) entsprechen.“

Der Heiland beleuchtet nun „unsere Gerechtigkeit“ (Matth. 5, 21—48), wie sie sein soll, und anhangsweise (6, 1—17) zeigt er, wovor wir sie hüten sollen. Er durchbricht die Kruste der Oberflächlichkeit, die sich durch das stete Markten unserer unheiligen Natur um die Gebote Gottes gelagert hat, und nimmt zuerst die drei großen Güter Gottes (oder der Menschen) auf Erden gegen unsere Rohheit in Schutz, den Menschen an und für sich, das Weib, oder das Verhältnis der Geschlechter, das dieser Weltzeit zwischen Uranfang und Ende ihr Gepräge gibt, und die Offenbarung (oder „den Namen“) Gottes unter uns, die ein Neues anbahnt. Jesu Verwandtschaft mit dem Schöpfer, die uns aus des Heilands zarter Auffassung der Geschöpfe entgegentrat, tritt hier betreffs seiner Gesinnung gegen den Menschen überraschend hervor, — eine an Mutterliebe erinnernde Sorglichkeit, Empfindlichkeit, Hochachtung, mit der er für den Gekränkten fühlt. Jener Mensch, vielleicht ein Kind, oder ein Schüler, oder ein Angestellter, den du „schlecht“, Taugenichts, oder Dummkopf betitelst, — er glaubt es dir, und dann ist's ein Axthieb in die edelsten Wurzeln seines Lebens. Jene Jungfrau, der du einen verständlichen Blick zusendest, — sie glaubt ihm, und ist betrogen.

Mit furchtbarem Ernste deutet Jesus die Folgen an. Jener von deinem Hasse Gekränkte hat Rechte gegen dich vor Gott bekommen, die mit mathematischer Notwendigkeit ihren Verlauf haben werden, und jene Geschlechtsvermischungen, die dein Leib mittels Aug oder Hand rechtswidrig eingegangen, sie werden im Jenseits ihm als Qual anhangen. Der Kampf aufs Messer wider das Versuchliche in unsern Gliedern, den er verlangt, — es ist der Kampf, den er selbst an seiner Person führt. Denken wir uns das, so ist uns klar, daß der Grundsatz um kein Haar gemildert werden konnte. Gesiegt muß sein, unbedingt. War so jedem Gliede für die leiseste Unbotmäßigkeit das Leben gekündigt, so war der Geist unbeschränkter Gebieter, und die Glieder konnten alle am Leibe bleiben; was Er, der Heiland, muß, das müssen auch wir, — der Gedanke: „Ihr dürft Euch eher verderben," — lag Ihm ferne.

In dem Worte 5, 29: „als daß dein ganzer Leib in die Hölle geworfen werde," spricht sich eine uns heute so fremd gewordene Anschauung aus, daß wir dasselbe eingehender betrachten dürfen. Der Heiland blickt auch hier über die Zwischenzeit hinweg und redet zu seinen Hörern als zu solchen, die den endlichen Sieg erleben. Haben sie vorher über die bösen Zumutungen ihrer Glieder gesiegt, so gehen sie zum Leben ein, ins Himmelreich, so wie sie sind (etwa einäugig), also offenbar ohne Sterben; wurden sie aber von ihren Gliedern zu Falle gebracht, so verfallen sie der Geenna, oder (Marc. 9, 43) jenem „unauslöschlichen Feuer," das Johannes der Täufer schon angedroht hatte. Luther übersetzt dies mit dem Worte „Hölle," womit er sonst das Wort „Hades," „Ort der Toten" wiedergibt. Jesu Worte vom „Wurm" (Marc. 9, 48), die er nach Jesaia 66, 24 auf die Geenna anwendet, deuten auch auf ein Aehnliches hin, auf die Verwesung, und zwar so, daß sie eine Qual sei.

Dies gibt auch Licht für die Zwischenzeit, wie wir uns in derselben den Zustand der Gestorbenen zu denken haben. Jesus tröstet später (Luc. 12, 4) jene, die um seinetwillen getötet würden, damit, daß die Verfolger nur den Leib töten können, nicht die Seele, was an sein Wort Matth. 16, 25 erinnert: „Wer sein Leben, ‚seine Seele' um meinetwillen verliert, der wird es, oder ‚sie,' gewinnen;" und an Joh. 12, 25: „Wer seine Seele liebt, der verderbt (ruiniert) sie, richtet sie zu Grunde, wer aber seine Seele in dieser Welt haßt, der wird sie zum ewigen Leben bewahren (behüten)." Wer also von seinen Gliedern sich

hat zu fleischlichen Sünden hinreißen lassen, der hat seine Seele nicht behütet, sondern verderbt, ins Fleisch verfangen, kommt sie von demselben im Tode nicht los. Dieses Verhältnis uns genauer vorzustellen, sind wir natürlich nicht im Stande, da auch die Anschauungsformen des Raums, an die unser Denken gebunden ist, hier ihre Gültigkeit verlieren. Wir denken's uns oft freilich anders. Der Tod tritt ein, wenn die Seele die letzte Macht über das Fleisch verliert. Dies erweckt uns den Schein, als wäre auch aller Zusammenhang zwischen Leib und Seele aufgehoben, und mit einer Leichtgläubigkeit, auf die wir noch fast stolz sind, glauben wir dies; und die Poesie tut das Uebrige, die es zu schildern weiß, wie die Seele „entflieht." Alle unsere Hoffnungen haben ein Recht, im Siege Jesu, aber nur in ihm; eine bloß naturgeschichtliche Befreiung der Seele von „des Todes Banden" gibt es nicht.

Die Riesenarbeit der Erlösung tritt hier in helles Licht.

Nachdem der Heiland uns gesagt, was wir nach Gottes Gebot zu lassen haben, was das Gesetz verbietet, so bringt er nun das innerste Prinzip des Gesetzes, die treibende Kraft der Liebe, zu ihrem vollen Rechte.

Zwei große Gottesprinzipien durchwalten das Dasein: das eine ein Gesetz, das andere eine Kraft Gottes, — das Recht der Vergeltung und die Liebe. Das Recht der Vergeltung steht nur bei Gott, und Gott macht sie sich gleichsam zur Pflicht. Aber die Gesetzmäßigkeit derselben ist so gewaltig ins Wesen des Geistes eingeschrieben, daß es uns, sobald wir selbst Gott sein wollen, fast wie ein Naturgesetz beherrscht, und bei uns in lauter Haß sich verkehrt. Dem entgegen aber steht Gottes Liebe, die endlich durch den Heiland all das Harte, das das Gesetz der Vergeltung zur Folge hat, auflösen will. „Ihr nun — so sagt der Heiland (5, 39) — steht auf meiner Seite, im Heerlager der Erlösung zum Kampf wider das Böse (oder „den Bösen"? s. S. 166). Dieser Gegner soll an uns des Hassens müde werden dadurch, daß wir ihm — der Erlösung zu liebe — nie widerstehen. Sobald du ihm widerstehst, hast du seine Art und dienst seinem Vorteil. Darum ist mein Kriegsbefehl an euch: „Nicht widerstehen!"

Das Verhältnis Jesu und seines Reichs zu dem Reich des Bösen läßt sich dem Verhältnis Davids zu Saul vergleichen. Sauls Zorn über David war allerdings ein ungerechter; aber die Ursache desselben, seine Befürchtung, David werde ihn in der Herrschaft ablösen, war eine völlig begründete. Das wußte

David und deshalb fühlte er sich Saul gegenüber zwar nicht als Schuldigen, aber doch gleichsam als Schuldner verpflichtet, sich von Saul um des großen Leides willen, das demselben widerfahren wird, alles gefallen zu lassen. So führt Jesus gegen das Reich des Bösen allerdings einen schweren Schlag im Schilde: er will es *aufheben*, und dem zuliebe, gerade um sich sein Recht dazu ungeschmälert zu behalten, gibt er den Seinen den Befehl: „Ihr sollt dem Bösen nicht widerstehen." „Um deswillen, daß dieses Reich an mir zu Grunde gehen soll, bin ich gewissermaßen sein Schuldner, und will, gerade damit es zu Grunde gehe, keine Schuld schuldig bleiben."

Aber es soll noch weiter gehen, zum Angriff, d. h. zur frei vorgehenden *Liebe*. Liebe, die sich an Gegenliebe nährt, die auf Gleichheit der Gesinnung u. s. w. beruht, ist der edelste *Genuß*, den die Erde bietet. Aber die Liebe, die der Vater im Himmel hat, und die er euch gibt, ist *Arbeit*. *Die* Liebe, — könnte man sagen — die wir am Heiland seiner Verwandtschaft mit dem Schöpfer zugeschrieben haben, die Liebe eines Vaters zu Kindern, — diese Liebe, mit der Gott liebt, mutet er uns zu, eine Liebe, die ihre Göttlichkeit, Allmacht dadurch beweist, daß sie keine Grenzen und keine Hindernisse anerkennt.

Was nun (6—7) folgt, läßt sich alles unter dem Gesichtspunkt vereinigen, daß der Heiland einer Entartung seiner Sache in eine Karrikatur, ein After- oder Antichristentum*), vor dem ihm offenbar und nicht ohne Grund bangt, vorbeugen will. Der Heiland fürchtet, man werde das, weß sein Herz voll ist: — den Vater, die Erlösung, das Himmelreich — gelten lassen als Gegenstand der Erbauung, der Andacht, des sogenannten „Glaubens," aber doch nicht in einfach nüchternem Glauben, mit allen Fasern der eigenen Person sie als *wirklich* und *vorhanden* nehmen; es werde sich ein zweispuriges Denken — ein eigentliches und ein uneigentliches — gestalten; nach dem einen glaubt man, nach dem andern richtet man aber das *Handeln* ein.

*) Antichristentum. Wenn Johannes (1. Joh. 2, 18) einer Kunde erwähnt, es komme ein (nicht „der") Antichrist, so ist es schwerlich richtig, dies mit des Paulus (2. Thess. 2) Voraussicht eines „Widersachers" zusammenzubringen. Dieser ist eine Ausgeburt des Welttums, jener eine Eiterbeule am Christentum. Die Besorgnis des Johannes beruhte wohl weniger auf einem System, als auf klarem Einblick in den Gang der Entwicklung der Dinge in seiner Zeit, und „Antichrist" ist bei ihm nicht Eigenname, als einer „bekannten Figur der Weissagung," sondern schlichte Eigenschaftsbezeichnung (wie auch 2. Joh. 3.)

Auffallend ist es, wie fast alles, wovor der Heiland in diesen Kapiteln warnt: Langes, lautes, öffentliches Beten, öffentlich sich kund gebendes Enthalten von allerlei Speisen oder Getränken, Richten, den andern auf seine Fehler aufmerksam machen, aufdringliches Predigen — heute von manchem „im Namen Jesu" als höheres Christentum getrieben, gepriesen und befohlen wird.

Natürlich kann dies alles nur in dem Falle unterlassen werden, wenn Gott eine Tatsache ist. Wäre er's nicht, dann müßte dem Christentum allerdings — falls es sich dann noch der Mühe lohnte — auf solche Weise nachgeholfen werden.

Diese Geistesrichtung, in die gerade jeder, der's ernst meint, zu verfallen in Gefahr ist, nährt sich von einem gewissen Frömmigkeitsbewußtsein, durch welches merkwürdigerweise Gott selbst in den Hintergrund gedrängt wird. Der Mensch aber, den Jesus hier vor Augen hat, ist und bleibt von Anfang bis zu Ende der Schilderung ein merkwürdig schlichter Mensch, der gar nichts besonders Frommes an sich hat, als daß er Gott liebt, auf Gott vertraut, Ihn in sich und für sich walten läßt und Ihm auch die andern anbefiehlt.

„Hütet eure Gerechtigkeit oder Frömmigkeit!" so fängt der Heiland an, hütet sie — fast möchte man sagen — verberget sie wie ein Kleinod! Das ist etwas zwischen dir und deinem Vater allein. Jedes Bedürfnis, dein Almosengeben, Beten, Fasten auch andere Leute merken, vor andern „leuchten" zu lassen, verletzt Gott und das zarte Band deiner Gemeinschaft mit ihm. Namentlich gilt dies vom Beten. Es genügt dem Vater, deine Seele Hilfe suchend vor Seinem Angesicht zu sehen, und deiner Wünsche inne zu werden; immerhin so, daß manchmal auch der Mund, den er dir gegeben hat, diese Wünsche und Gedanken ausspricht. Der einzige vernünftige Grund, weshalb ich bete, ist der Glaube, daß Gott um meines Bittens willen etwas in der betreffenden Sache tut, und der einzige Zweck meiner Bitte ist also, daß Gott sie höre und berücksichtige.

Jeder andere Zweck, der noch mit dem Gebete verbunden würde, (z. B. andere damit zu erbauen) und jedes andere Mittel, das die Kraft des Gebetes verstärken sollte (wohl gar Beredsamkeit oder Schönheit desselben!) verdirbt, entheiligt das Gebet. Auch das öffentliche Gebet im Gottesdienste will nicht eigentlich erbauen, sondern die gemeinsamen Wünsche aller vor Gott bringen. Das Ziel, dem es sich zuwendet,

ist Gott und nicht die Gemeinde, die ja mit betet, und der Zweck ist einfach: Erlangen des Gebetenen. Wer vom öffentlichen Gebete nur „erbaut" ist, — hat der wohl mitgebetet oder nur zugehört? Was z. B. der Pharisäer „an der Kreuzung der Gassen" tut, das ist kein Beten mehr. Kindlichkeit, Einfachheit, und darum jene kurze sachliche Art, wie das Kind zum Vater redet, — das allein ist des Vaters würdig. Deshalb ist auch das Gebet, das uns der Heiland gelehrt hat, von bündigster Kürze; es enthält kein entbehrliches Wort, und führt durchaus jene unverzierte Sprache, die das Kind zur Mutter spricht. Der Heiland zeichnet darin die Wünsche, die der Seinen Herz bewegen sollen — sie sind vom Schmerz über die jetzige Lage der Dinge und vom festen Vertrauen, daß es anders werden soll und wird, beherrscht, ein Notschrei des Kindes darüber, daß sein Vater nichts gilt (auf uns angewandt auch im eigenen Herzen nicht), ein Vater, den niemand kennt noch ehrt, ein König, der noch nicht herrscht, ein Gott, dessen Wille nicht geschieht! Der Herzpunkt ist die Bitte: „Dein Reich komme!"*) Daß das, was Jesus als „herannahend" verkündigt hat, einmal wirklich komme, das soll der Seinen stetes Anliegen sein, darnach sollen sie (6, 33) zuerst trachten. Die ganze Kraft und aller Sinn eines Gebets liegt aber im Glauben, liegt darin, daß das Gebet etwas hilft, daß in Folge desselben etwas Gutes, was sonst nicht geschehen wäre, geschieht, darum, weil der Vater es gehört hat, es sich merkt und um der Bitte willen etwas tut. Die Kindschaft Gottes hat eine königliche Seite, — der Mensch, auch als ganzes Geschlecht, soll auf seine Lebensgeschichte Einfluß haben; den hat aber er am meisten, wenn er bittet, weil dann Gott handelt. So soll das Reich Gottes kommen, einmal täglich, indem immer mehr Uebel, Fluch u.s.w. auf Erden in den Bereich Jesu und seiner Erlösung gezogen wird, und endlich — wenn diese Vorarbeit einen gewissen Höhepunkt erreicht hat — völlig, indem er selbst wiederkommt. Gott will der Menschheit Inhalt werden, der Inhalt unserer Seligkeit (Sein Reich) und unseres Wollens

*) Früher besaßen wir ein Zeitwort „zukommen" = „ankommen" (woher noch die „Zukunft = Ankunft Christi.") Man betete demnach „Zukomme" (= ankomme) dein Reich!" Als man dies nicht mehr verstand, flickte man vielfach ein „uns" hinein (zu uns komme), was nicht nur der Weite und Größe der Bitte Abbruch tat, sondern auch die falsche Vorstellung erweckte, als sei das Reich Gottes vielleicht anderswo auf Erden schon vorhanden, nur bei den Bittenden und um ihn her noch nicht.

(Sein Wille*), — Gott in allen alles. Dies alles ist Gottes Sache: Er tut es, wenn der Mensch es wünscht und im Glauben von ihm bittet, und tut es vornehmlich in dem und durch den, der bittet.

Einstweilen, bis das Große da ist, haben wir auch noch dringende Bedürfnisse des Leibes, der Seele, des Geistes, und diese lehrt Jesus nun die Seinen (zunächst die er damals um sich hatte) dem Vater anbefehlen. Für den Leib bedarf der Morgenländer schon an und für sich weniger, als wir, und seine Jünger hatte er obendrein zu großer Bedürfnislosigkeit erzogen. „Wasser wird sich überall finden, so bleibt also noch das Stück Brot zu besorgen, das euch wieder für einen Tag sättigt.“ Es sind Knechte, die, dem Willen des Vaters dienend, also bitten; sie bedürfen's, und dürfen bitten. Ebenso bedarf ihre Seele, ihr Gewissen, für sich und für ihr Werk des vollen Friedens, auch wenn sie ihn nicht verdienen, — sie dürfen auch abbitten, in zuversichtlicher Hoffnung der Vergebung. Und endlich sind sie beständig in Gefahr der Untreue oder gar des Abfalls, — sie dürfen sogar die Not, daß sie der Versuchung nicht gewachsen seien, dem Vater klagen und um Berücksichtigung ihrer Schwäche bitten. Der Arge endlich hat auch in ihnen allen noch Anknüpfungspunkte (im Gegensatze zu Jesu, der Johannes 14, 30 spricht: Es kommt der Fürst dieser Welt und hat nichts in [nicht: „an“] mir), ja eine Macht über sie, ein Recht an sie, wonach sie noch seine Gebundenen sind. Da sollen sie siegesgetrost um Hilfe schreien.

Wir haben hier wieder, wie oben (bei 5, 39, Seite 162 f.) die Frage: Meint Jesus „das Böse“ oder „den Bösen“? Die Antwort ist nicht leicht, zumal da die hebräische Sprache, in welcher der Heiland redete, kein Neutrum kennt. Der Heiland hat „das“ Böse als Prinzip im Sinne: „wo immer das Böse gegen euch sich wendet;“ aber die treibende Kraft dieses Prinzips, sein Quellpunkt oder Sammelpunkt ist ein Persönliches, und dies schwebt dem Heiland als eigentliche Ursache der Aeußerungen des Bösen vor der Seele. Sehr oft redet der

*) Es ist eine Ehre für Plato, daß seine drei idealen Ziele, nach welchen des Menschen Geist zu streben habe: „das Wahre, das Schöne, das Gute,“ in so auffallender Verwandtschaft stehen zu dem hier von Jesus bezeichneten Ziele. Platos Ideale sind wie drei große Fragen: Was ist der Wahrheit Inhalt? Was ist das wesentlich Schöne? Was ist des Guten Urquell? Und Jesus gibt die Antworten. Oder Platos Ideale sind die leeren Gefäße, und das was Gott uns in Jesu bringt und bringen wird, sind ihr — der Heiden Ahnen weit überragender — Inhalt.

Heiland (und auch Johannes in 1. Joh.) von dem Bösen (Luther bald „Uebel," bald „vom Argen"), aber fast nie in einer Weise, die das Geschlecht (der oder das) erkennen ließe. Der Ausdruck „das Böse" (τὸ πονηρὸν), findet sich meines Wissens nirgends, wohl aber „der Böse" (Matth. 13, 19; 1. Joh. 5, 18). Es schwebt ihm also wohl auch in dieser Stelle „der Böse" vor. Dabei kommt ihm aber keineswegs zu Sinne, diesem Argen eine Stellung auch nur von ferne ähnlich der Stellung Gottes zuzuschreiben, als hielte das „gute und das böse Prinzip" einander fast die Wage. So wenig sich der Heiland die Augen verschließt über die Macht des Bösen in der Gegenwart, so fest ist er davon überzeugt, daß er dieselbe völlig abtun wird, schon kraft seines Rechtes als Mensch, des Rechtes, das dem Menschen schon nach dem Sündenfalle (1. Mose 3, 15) zugesprochen war, und dessen Erbe er ist als des Menschen Sohn, als der Sohn Gottes.*)

Der Mensch soll eigentlich der Mächtige sein, und auch die ganze Macht dieses Bösen beruht auf dem Menschen, auf dem Glauben und dem Gehorsam, in welchem sich dieser ihm zu Diensten gibt.

So viel über die Verborgenheit des Betens. Aber auch deine Barmherzigkeit und dein Fasten soll verborgen sein. Dies können wir auch erfahren. Selbstverleugnung, z. B. Anstrengungen, Opfer an Kraft und Zeit, die wir aus Gottes Gnade etwa an einem Krankenbette oder sonst bringen, tragen sich wunderleicht, so lange wir sie uns nicht aufzählen. Fangen wir aber an, darüber Buch zu führen oder gar uns derselben zu brüsten, so ist alsbald die stille Gotteskraft entflohen.

Damit hat der Heiland seinen Nachtrag über „unsere Gerechtigkeit", seine Warnung vor Verfälschung derselben geendigt. Er geht weiter in seinen Warnungen vor falschem Christentum. Zu dreierlei läßt uns der Heiland noch Stellung nehmen: 1) zu den Gütern der Welt, 2) zu dem Sündenübel

*) Helle beleuchtet der Heiland das Verhältnis der beiden Gegensätze in seiner Schilderung des endlichen Abschlusses unserer jetzigen Geschichte am jüngsten Gericht (Matth. 25, 31 ff.). Die selig werden, die waren „von seinem Vater gesegnet," und die verloren gehen, waren (aber nicht vom Vater, sondern sozusagen von ihnen selbst) verflucht; jene erwerben das Reich, das ihnen bereitet ist, — diese gehen in ein Feuer, das gar nicht ihnen bereitet war, und schließlich, was am meisten hieher gehört, jenes Reich war von Anbeginn bereitet, dieses Feuer nicht. Diese ganze Nachtseite ist ein Zwischenereignis, das hätte ausbleiben sollen.

der Welt, und 3) noch zu den Zumutungen des falschen Christentums selbst.

Die Güter dieser gegenwärtigen Weltzeit sind ihre Kraft und Stärke. Deshalb wird deine Herzensstellung zu denselben am hellsten klarlegen, ob du ein „eigentlicher" oder ein „uneigentlicher" Christ bist. Gott *ist* und er ist dein *Vater*. Glaubst du das, so wirst du von selbst es nicht nur für tugendhaft, sondern auch für das „geschäftlich" allein Richtige und Kluge halten, mit deinem Uebrigen Ihm (z. B. am Bruder) zu dienen, weit mehr, als dasselbe, dem Verkehr der Liebe entzogen, den Dieben und dem Ungeziefer zur verdienten Beute fallen zu lassen. Handelst du anders, so erblindet dein Geist.

Immer gaukelt vor uns, die wir's ernst meinen, jenes vermeintliche Ideal, „beides zu vereinen, sowohl nach irdischem, zeitlichem, als auch nach himmlischem, ewigem Wohle zu trachten." Der Heiland *verbietet* uns das nicht einmal, nein — er bestreitet die *Möglichkeit*, und zwar in hochernster Weise. Er behandelt das „Andere," das neben Gott um uns wirbt, als eine *persönliche Macht*, indem er es wie Gott mit einem Herrn vergleicht und ihm einen Eigennamen gibt. „Er, dieser Andere, oder aber Gott, nimmt dein Herz ein. Liebst du jenen, so hassest du Gott, dienst du Gott, so verachtest du jenen, den Mammon."

Aber wenn wir gar nichts haben? Tief wohl unterhalb der Schicht, in welcher wir alle, die wir dies lesen, uns befinden, gibt es noch eine Schicht solcher, die — namentlich in teueren Zeiten — nahezu *gar nichts* haben, weder Geld noch Nahrung. Was sollen die (denn solcher waren Viele des Heilands Zuhörer) machen? Hier spitzt sich die Frage scharf zu: *Ist* Gott oder ist er nicht? Kann man von Gott mehr erwarten, als „auch sonst" geschähe oder nicht? Und hier erzählt Jesus aus vollem, warmem Herzen von seines Vaters Liebe zu Seinen *Geschöpfen*; um uns Vertrauen einzuflößen auf Seine Liebe zu Seinen *Kindern* hat Er dich zum Kinde angenommen und liebt dich als ein Kind, — meinst du, er vergesse dich? Hier wird auch von Gott vertrauenden Armen immerfort — selbst bei bleibendem Druck der Not — stille Hilfe Gottes, wunderbarer Segen erlebt. Auch wir, die wir günstiger gestellt sind, können vielfach solches erleben. Nur sollen wir Gott auch ganzen, vollen und maßgebenden Einblick in unser Rechnungswesen gestatten, so daß wir vor Gottes Augen einnehmen und vor Gottes Augen ausgeben. Jene Art, Gott nur in das sogenannte „Herz"

(geschähe dies dann nur wirklich!), nicht aber in die Kasse blicken zu lassen, nicht ins Geschäft reden zu lassen, ist eine Unart, eine Heuchelei. Auch müssen wir, um nicht in der Hoffnung übermäßiger Hilfe getäuscht zu werden, bedenken, daß Geld und Geldeswert im Himmel sehr gering angeschrieben ist, und daß dort vor allem große Sorge darauf hin herrscht, uns von aller und jeder Mammonsbetäubung zu heilen. Die Vögel des Himmels entschlagen sich dessen, wozu Gott sie nicht erschaffen hat, des Säens und Erntens, — so sollen wir uns des Sorgens entschlagen. Wenn aber der Heiland uns gerade die Vögel zum Muster anweist, die mit so wunderbarem Fleiße mittels so bescheidener Werkzeuge ihre Nester bauen und ihre Jungen nähren, so sagt er damit deutlich, daß wir die Kraft, die uns Gott gegeben, gebrauchen sollen, auch im Rechnen und Berechnen (Luc. 14, 28), im Nachdenken und Vorsehen. Auch daß einer über seine Zukunft in einer Weise, die über seine Macht geht, verfügt (z. B. mit Schuldenmachen oder Versprechen), oder das, was ihm Gott gegeben hat, leichtsinnig wegwirft, nicht im Dienste der Liebe, sondern etwa in dem der Genußsucht, ist von dem „Nicht sorgen" des Heilandes eher das Gegenteil, so ferne sich ein solcher damit mutwillig in die Gefahr stürzt, vom „Sorgen" versucht zu werden.

Trat in unserer Stellung zu den Gütern der Welt die Frage an uns heran: Glaubst du an Gott den *Schöpfer*?, so richtet sich unsere Stellung zu dem Sündenübel nach der Frage: Glaubst du an die *Erlösung*? Die Sünde der Welt, bis zum Fehler meines Bruders, im Lichte der *Erlösung* ansehen, und zwar mit all dem Zartgefühl, das uns vom Heilande widerfährt, sie im Geist als *vergeben* betrachten, sie, wo's Ernst wird, auch priesterlich bittend, suchend, anklopfend vor Gott bringen, alles rohe Anfassen, hinter dem nur Streitsucht, Herrschsucht und fast wie eine Art Blutdurst sich verbirgt, fliehen; — das ist's, was uns der Heiland mit überströmender Macht der Rede einschärft. Die Sünde des andern kannst du erst dann, wenn sie nach Vergebung sich sehnt, mit ihm besprechen. Dadurch, daß du dem andern ein Sünde, die dir ein Greuel ist, im Geiste vergibst und ihn von Herzen so nimmst, als hätte er sie nicht getan, dadurch kann ihm in dir der große Heiland nahe treten und offenbar werden, der da sagt: „Ich bin nicht gesandt zu richten, sondern zu retten."

Wolle auch nicht da, wo der Boden unvorbereitet ist, *predigen*, oder *überzeugen*! Es gibt auch der Leute

genug (links oder rechts), denen ein „religiöses Gespräch," ein warmer Disput, recht unterhaltend und interessant, eine Weide für ihr Fleisch, aber kein Bedürfnis für ihr Herz ist. Du aber gib ihnen keinen Stoff!*)

Eine heilige Diätetik oder Gesundheitslehre der Seele ist damit zugleich gegeben. „Bekehre *dich*, dann hast du am besten für Gottes Reich gesorgt!" „Nimm dich nur in acht: — Willst du auf solche, Gott mißfällige Weise Seelen retten, so gehst du am Ende selbst zu Grunde!"

Es folgt noch das dritte: Die Stellung zu den Zumutungen des falschen Christentums. Was der Heiland hier sagt, ist zugleich ein zusammenfassender Abschluß des Ganzen.

„Gehet ein", so bittet er seine Zuhörer, „durch die enge Pforte, die Pforte jener Gesinnungen, die ich im Beginn der Rede selig gepriesen!" Denn ein anderer Weg steht euch ebenfalls offen, der: meine Rede zu hören, anzunehmen, vielleicht auch zu verfechten, aber — nicht zu tun. Dieser Weg ist breit, stattlich, und — was das verblendendste ist — stattlich begangen. Fernerhin zürnen, buhlen, hassen, streiten, geizen, mit Frommsein sich bemerklich machen, sorgen, richten, splitterrichten, zudringlich predigen, das wird so massenhaft vorkommen, daß es scheinen wird, dies sei der geordnete „christliche" Weg. Aber er führt zum Verderben. Mein Weg dagegen, der zum Leben führt, er ist (zwar nicht unangenehm, wie es Fußwege auch sonst nicht häufig sind, nicht „dornicht, steinicht, steil u. drgl.," sondern weitaus der angenehmste, aber er ist) — *schmal*, so daß man ihn oft kaum mehr sieht, und daß er Aufmerksamkeit erfordert, und er ist sehr schwach begangen, so daß ihr euch oft werdet fragen mögen, ob ihr nicht irre geht, ob nicht die andern doch Recht haben und doch „auch" zum Leben gelangen.

Daß dieses Zahlenverhältnis zwischen der Begangenheit

---

*) Wenn der Heiland solche und andere Leute mit „Hunden" und „Schweinen" vergleicht, so ist dies aus seinem Munde *darum* weniger schroff, als aus dem unserigen, weil er auch die *Tiere* mehr achtet als wir. Er rügt nur eine Verirrung der Eigenschaften an den unrechten Platz. Gerade durch die Eigenschaften, die am Menschen ungeschickt und tadelnswert sind, haben sich jene beiden Tierklassen uns *nützlich* gemacht: Der Hund ist dadurch, daß er alles bekritteln und immer das letzte Wort haben will, ein Ersatz für unsere eigene Wachsamkeit, und das Schwein bietet uns durch seinen „schlechten Geschmack," kraft dessen ihm das Faule fast noch besser schmeckt als das Gesunde, eine nützliche Verwendung aller Speiseabfälle.

der beiden Wege rettungslos bis zum Gerichte festbleiben müsse, das will der Heiland nicht sagen, er sagt nur: „Richtet euch auf dieses Zahlenverhältnis ein!“

Aber das Gefährlichste ist, daß auch scheinbare Propheten werden in meinem Namen auf den breiten Weg locken wollen.“ Die falschen Propheten (z. B. zu Jeremias Tagen) waren schwerlich bewußte Lügner, sondern in ihren eigenen Augen fromme Leute; jedenfalls gaben sie sich nicht als Ungläubige, sondern in ihrer Glaubensrichtung, vielleicht ohne es zu gestehen, von der Geistesströmung ihres Orts und ihrer Zeit abhängig. In Samaria hielten sie sich selbst zwar noch für Propheten des Herrn (1. Kön. 22, 6 ff.), schillerten aber doch stark nach der Abfallsfarbe hin, so daß Jesus hier wohl kaum an diese denkt, deren Haut doch schon recht deutlich den Wolf verriet. In Jerusalem aber zu Jeremias Tagen kamen sie sich hoch gläubig vor und galten dafür, und an diese scheint der Heiland zu denken, als an eine Erscheinung, die sich wiederholen werde. Wie weit die falschen Propheten falsche Offenbarungen hatten, (1 Kön. 22) die sie für echte hielten, somit also großenteils selbst die Betrogenen waren, oder wie weit sie Offenbarungen vorgaben, die sie nicht hatten, wissen wir nicht. Es mag auch solche gegeben haben, die etwa die echten Propheten im Verdacht hatten, ihre Rede: „der Herr sprach zu mir, sage den Kindern Israel ꝛc.“ sei ein rhetorisches Kunstmittel, halb der Berechnung, halb der erregten Phantasie entsprungen, und die sich dann diese „Redeform“ ebenfalls aneigneten. Gegen solche gerade ging das 3. (Luther 2.) Gebot: „Du sollst den Namen des Herrn deines Gottes nicht mißbrauchen!“ d. h. du sollst nicht eigenmächtig für deine Sünde göttliche Autorität in Anspruch nehmen! Diese falschen Propheten waren wohl, ihrer Beliebtheit und vorübergehenden Berühmtheit nach, Virtuosen, Meister der Rede, sie kannten das ganze Klavier des menschlichen Gemüts und verstanden es zu spielen. Sie arbeiteten auf Erfolg — und mit Erfolg an sich und andern, aber alles mit menschlichen Mitteln, es ging bei ihnen alles aufs Aeußere. So wird es mit den christlichen falschen Propheten gehen. Das Aeußere, *menschlicherweise* Erreichbare, das der Heiland so ängstlich in den Hintergrund stellt, werden sie *betonen*, das Innerliche, davon des Heilands Herz so warm wird, werden sie vernachlässigen, menschliche Leistung wird voranstehen, Gottes Wirkung mehr ehrenhalber erwähnt sein. An den Blättern, am Kleide, d. h. an den *Worten* seht ihr's nicht, aber am

Geist ihres Wirkens Sie erstreben und erzielen an andern, was sie an sich schon erreicht haben, eine Wandlung des Aeußeren, der Haut. Der Wolf wandelt seine Haut. Das ist vielleicht nicht gerade gemeint: „behufs der Verstellung," nein, es ist ihnen mit ihrem Streben ernst, sie bekämpfen in sich Haß, Falschheit u. s. w., aber du armer Wolf willst du nicht arm am Geiste werden, so hilft dir all dein Kämpfen nichts, der Wolf in dir bleibt, nur die Ausbrüche sind verhindert. Und du, der du ihm folgst, laß dich von den schönen Blättern nicht täuschen, siehe auf die Früchte! am besten: auf die Früchte, die er in dir (und andern) wirkt. Du meinst vielleicht „Segen" zu haben. Das laß deine Umgebung, deine Oberen und Unteren, deine Freunde und Feinde entscheiden, nämlich: ob nun mehr Trauben, oder mehr Dornen an dir zu sehen seien. Du könntest am Ende auch dein „Dornig werden" für Segen halten. Aber nimm dich in acht, Dornen bedeuten für dich — Feuer. So furchtbar ernst wird hier der Heiland. Er weist noch eine gefährliche Einrede ab, die zu Gunsten der falschen Propheten geführt werden wird. Man wird sagen: „Einiges daran ist dennoch gut, es ist doch nicht christlich, um einiger Schattenseiten willen alles zu verwerfen!" Nein! sagt er, wo du einmal Dornen siehst, da kennst du die Wurzel, da erwarte keine Trauben mehr. Das Göttliche ist ganz gut, es verleugnet seine Wurzel nicht; das Menschliche ist ganz faul, es ist wurzelfaul. Diese Art strengster Beurteilung mutet er uns nicht gerade untereinander zu, wohl aber gegenüber etwaigen prophetenartigen Glanzerscheinungen, namentlich wenn sie uns „etwas ganz Neues" versprechen.

Von diesem breiten Wege her werden viele, die „Herr, Herr" zu mir gesagt, kommen, mit der (vielleicht sehr übertriebenen Behauptung): „Haben wir nicht in deinem Namen geweisagt, Teufel ausgetrieben, große Taten getan?" und ich werde sie abweisen als Uebeltäter, als Zürner, Hasser, oder Buhler, oder Geizige, oder dgl."

Aber ob ihr, die ihr diese meine Rede jetzt höret, auch darnach tun werdet? „Vermeintlich" wohl. Jeder macht etwas aus meinen Worten. Jeder baut. Der eine tut sie wirklich, aber seine Arbeit scheint wenig auszugeben. Es geht lange, bis er nur den Unrat all seiner Selbsttäuschungen entfernt hat und auf den Felsgrund gelangt ist. Aber es lohnt sich ihm. Es bleibt eben nicht immer „schön Wetter". Es kommen Stürme, die alle „Spreu" im Winde tanzen machen, weltliche

Leidenschaften, die ein ganzes Geschlecht „begeistern" oder geistliche Irrlehren, die alles bezaubern. Sein Haus aber steht fest. Und er wird auch im letzten Sturm, im Sturm des gerechten Gerichtes Gottes stehen bleiben. Der andere baut — ein System, er weiß alles, meint alles zu billigen, verficht alles, — und darum sieht sein rasch und leicht aufgeführter Bau so glänzend aus, nur — t u t er's nicht. Wie vielen der damaligen Zuhörer mag ihr „Bau" durch den Erbitterungssturm, der Jesus ans Kreuz brachte, sowie durch den darauffolgenden Sturm der Verachtung hinweggefegt worden sein!

Gehen wir nun zur Rede Jesu bei Lucas (6, 20—49)!

Die Rede entquoll dem Heiland unwillkürlich. Das menschliche Elend in allen seinen Gestalten, in körperlichen Gebrechen und seelischer Zerrüttung drängte sich hilfesuchend an ihn. So rasch auch diese Hilfe von statten ging, so geschah sie doch gewiß nichts weniger als in mechanischer Eilfertigkeit, sondern war in jedem einzelnen Falle die Frucht eines, wenn auch noch so kurzen, herzlichen, persönlichen Verkehrs. Und solch ausgiebiger Gedankenverkehr und solche rasche Hilfe war gerade bei den Armen möglich, die sich alles so einfach sagen lassen und auch ihr Anliegen so einfach vorbringen. Und in wie viel Not, in wie viel bis jetzt verfehlte Lebensgeschichten, geknickte Hoffnungen, unhaltbare Lagen hatte da der liebesscharfe Blick des Heilandes hineingeblickt! Endlich war er hiemit fertig. Er sah auf und überblickte die Schar derer, die seines Wortes harrten: es waren eben meist Arme, irgendwie im Leben zu kurz gekommen, in allerlei Not und Bedrängnis gestellt, — diese fast allein hatten innere Selbstständigkeit, auch ganz Neues, ganz Großes, Allerhöchstes, wie es sich hier darbot, schlicht und ganz zu erfassen. Es waren der Lage nach seinesgleichen. Eine tiefe Teilnahme, ein besonderes Brudergefühl erfaßte ihn, mit Freude gepaart über den offenen Sinn und die schlichte Empfänglichkeit, über diese Freiheit von verborgenen Widerständen des Herzens, die ihm hier entgegenkam, und die sich an den also Gesinnten auch so reich durch Gottes Segen belohnt.

Unter dem Drucke eines tiefen Wehs sprudelt in der nun folgenden Rede ein jubelndes Siegesgefühl hervor. Das Mitleid mit der schweren Lage seiner Armen in dieser Zeit wird durch die Entdeckung überwältigt, wie gerade diese Lage sie für das Reich Gottes empfänglich macht. Diese Armen selig zu preisen ist ihm seines Herzens Bedürfnis gerade als Ausdruck

der Erfahrungen, die er eben jetzt unter ihnen macht. „O, ihr Armen, wie habt ihr es doch gut: euer ist das Reich Gottes.“ Und unter den Armen erblickt er vielfach in den Gesichtszügen den Hunger, in den Kleidern den Mangel, die Entbehrung des Nötigsten — es ist diese äußerste, schwerste Knechtung unter den Tyrannen „Armut“ eine so harte und grausame, daß ihr gegenüber die andere Armut, die noch nicht einmal Hunger ist, fast wie Reichtum aussieht. Ihnen hat er einen besonderen Trost, auch sie preist er selig um dieser ihrer Lage willen.

Die Kraft und „Macht“ der Rede des Heilandes liegt zu großem Teile auch in der unberechneten, unwillkürlichen Art, mit der er sich, beständig im Lichte Gottes, jeweilen ganz den Eindrücken des Augenblicks und der Lage, in der er seine Hörer sieht, hingibt. Daher kam es, daß sein Wort in der ihm entgegenstehenden Festung des Menschenherzens immer die offene Stelle und den Weg zum Zentrum fand und so dieselbe sofort im Sturm eroberte.

So ging es ihm wohl auch mit diesen Leuten. Sie harrten seiner Rede, gefaßt auch auf ernste Bestrafung und harte Zumutung, ihnen durfte man viel bieten. Und nun sind sie wie ein kampfbereites Heer mit einem Male im Rücken angegriffen! Der Heiland belauscht ihre innersten Kümmernisse, die Sorge, den Kummer, der ihr Tisch- und Schlafgenosse ist; Gedanken, denen sie in diesem heiligen Momente als unwürdigen die Türe gewiesen, sie werden vom Heiland laut beim Namen genannt, gewürdigt, und in einer Herzlichkeit des Erbarmens, die sie sonst nirgends fanden, behandelt. Wäre es zu verwundern, wenn ihnen vor Bewegtheit und Rührung die hellen Tränen von den Wangen liefen? Wie beweglich fiel dann in solche Szene das Wort: „Selig, die ihr jetzt weinet!“ Wahrlich es war nicht ein kaltes Zuhören, es war eine Erschütterung in den Gemütern ob der eindringlichen Macht der Liebe Gottes, die jetzt im Reiche Gottes an sie kam.

Auch das folgende Wort Jesu, obwohl es auf die Zukunft ging, konnten sie gewiß aus eigener Erfahrung (wohl jüngsten Datums) verstehen. Denn, wenn die Tausende aus so weitem Umkreise zusammenkamen, so waren es aus den einzelnen Dörfern meist nur Einzelne und von je weiter her sie ihren Weg antraten, eine desto reichere Blumenlese von allerlei Spott, wohl von Hause aus von noch mehr, von scharfem Tadel, konnten sie einheimsen.

Man hat dieses „Königswort“ Jesu an die Armen

„drehen und deuteln" wollen, als geistig zu verstehen, oder dann in bösem Willen gegen den Herrn ins Rohe und Plumpe mißverstanden. Ueber letzteres reden wir nicht, und ersteren würde Jesus antworten: „Ihr kennt eben die Armut nicht — wie ich und andere Arme — aus Erfahrung."

An die Armen hat sich der Heiland zuerst gewendet. Sie sind seinesgleichen, sie sind für ihn in der normalen Lage. Der Scheinglanz dieser Welt erstreckt sich nicht über sie, umgekehrt: — er glänzt auf ihre Kosten. Sie sind sich's gewöhnt, hart beurteilt, barsch getadelt, kärglich gelobt zu werden; beständig von andern als Wesen niederer Ordnung behandelt, sind sie der Demut gewöhnt. Und wenn sie gar hungern und darben, nicht nur als Fremdlinge in dieser Welt, sondern als Märtyrer derselben, so wäre ihr Los um so bedauernswerter, um so unverantwortlicher, wenn in der Tat diese Welt das Normale, das Richtige, das Ewige wäre.

Aber davon, daß er sie ernstlich um diese Lage bemitleide, ist der Heiland, wie wir sahen, weit entfernt, ja, es liegt ihm nicht besonders daran, diese Lage zu heben. Darauf bedacht zu sein, daß etwa durch billigere Verteilung der Güter auch das Glückslos der Menschen ein wenig ausgeglichen würde, das erachtet er nicht für seine Sache, das wäre ihm eine Zeitverschwendung, deren diese so wie so unheilbar kranke Weltordnung nicht wert wäre. Er vermißt in dieser Welt anderes, als das äußerliche „es gut haben". Darum selig seid ihr, daß euch das Ewige nahe kommt. Weint nur fort, hungert fort! Ihr seid doch selig, denn euer ist die Zukunft. Ihr werdet gesättigt werden, ihr werdet lachen, wenn einmal der Sieg, das Reich Gottes da ist.

„Eure Lage ist das richtige Gewand für die jetzige innere Beschaffenheit der Menschen, und insofern ist sie schon euch zum Segen. Aber es soll alles anders werden, von innen aus, aber so, daß dann auch das Aeußere den wahren Glanz des Friedens Gottes tragen wird." Der Heiland steht eigentlich hier wie ein Feldherr, der seine hungernden und frierenden Soldaten ermuntert mit der Hoffnung auf den gewissen Sieg und auf die herrlichen Früchte desselben. Er stellt als Lohn und Trost eigentlich weniger eine Herrlichkeit vor unsere Augen, zu der der Einzelne je nach wohl vollbrachtem Laufe hingelangen solle (wie wir's uns heute, nicht ohne Berechtigung, zurechtlegen), sondern die Herrlichkeit eines Reiches Gottes, das zu uns hergelangen solle. War er sich in dem

Augenblicke, da er solches redete, klar bewußt, wie lange der endliche Eintritt dieses Reichs werde auf sich warten lassen? Schwerlich. Ja vielleicht hat er sich damals, im Anfange seines Auftretens, noch kaum die Frage gestellt, ob er dieses Kommen erleben werde. Er vertraute Gott, er sorgte — im höchsten Sinn — nicht auf den folgenden Tag. Er stellte seine Freudenkunde, die er zu bringen hatte, ganz und voll vor seine und der Hörer Seele. Daß, woferne Verzug eintrat, der Vater für die Glaubenden, die mittlerweile stürben, sorgen werde, war ihm gewiß. Die werden getröstet werden, ähnlich wie der arme Lazarus. Aber, wenn wir heute gerade das vornehmlich aus diesen Worten des Heilandes herauslesen, so ist das zwar ein berechtigtes Anpassen derselben auf unser praktisches Bedürfnis, aber nicht ein volles, ganzes Verständnis.

Der Heiland bringt das Wort „jetzt" eigentlich jedesmal anhangsweise, wodurch das Bedeutungslose, Flüchtige dieses Jetzt gewaltig betont wird: „Selig ihr Hungernden (jetzt!) ihr Weinenden (jetzt!)." Das Wort „jetzt" ist dadurch wie triumphierend gesprochen: „jetzt! das ist ja nicht der Rede wert."

Daß Luther dieses triumphierende Jetzt in „hier" veränderte, geschah auch infolge jener unbewußten Wendung des Sinnes nach dem praktischen Bedürfnisse. Luther sieht nur den einzelnen Menschen und für diesen zwei Orte, die Erde und den Himmel. Der Heiland sieht die Menschheit und für sie zwei Zeiten: das Jetzt und die Zeit des Reiches Gottes.

Hungert nur, weinet nur unterdessen! Ihr seid doch selig, um des willen, was euch werden wird. Und dieses Künftige, es strahlt in euch in die Gegenwart hinein, und es vermag euch jetzt schon mitten im Hungern zu sättigen, zu trösten, fröhlich und glücklich zu stimmen. Und einmal, wenn das Reich Gottes da ist, da werdet ihr gesättigt werden, da werdet ihr lachen.

Es ist nicht eigentlich etwa ein speziell erzieherischer Zweck der Not und des Leidens, der den Heiland bewege so zu reden. Es kann und wird ja nebenbei dies immer der Fall sein. Aber nun im letzten „Selig" vollends als Mitarbeiter begrüßt. Er sichtspunkte aus: — das alles soll und wird anders werden, wenn einmal im Innersten geholfen ist und Gott kommen kann, sein Reich zu beginnen.

Sahen die Angeredeten ihre Lage im Lichte des Reiches Gottes freundlich erhellt, soferne offenbar auch ihre Leiden Bedeutung bekamen für den Sieg dieses Reichs, so sehen sie sich der Heiland blickt viel weiter und von einem viel höheren Ge-

preist sie nun selig um einer Not willen, die ihnen nicht durch das Schicksal zugestoßen, sondern die sie sich durch eigene Wahl zugezogen, eine Not, die ihnen um Seinetwillen, um des Menschensohnes willen widerfährt — jene so peinlich überraschende Entfremdung der andern, jene Geringschätzung, Verkennung, oft eine fast geheimnisvolle — uns unverständliche Verstimmung, die uns namentlich dann widerfährt, wenn wir an einen lebendigen und endlich siegenden Weltheiland glauben, uns an ihn halten und mit ihm auf ein Reich Gottes hoffen. Gerade jetzt, wo unser Herz voll ist und wir so gerne andern davon mitteilen möchten, jetzt, wo wir dem andern etwas Fruchtbares zu bieten hätten, — jetzt sind, wie mit einem Schlage, wie infolge eines öffentlichen, uns allein unbekannten Geheimnisses uns gegenüber alle Herzen z u, und wir gelten nichts mehr, sind wie verdächtig.

Das könnte tief entmutigen, ja zu einer krankhaften Geringschätzung seiner selbst verleiten; David war in ähnlicher Lage, auf dem Tiefpunkte seiner Schmach, da ihn der Großbauer Nabal als verkommenen Abenteurer behandelte, in Gefahr, das, wofür man ihn hielt, zu w e r d e n.

Aber da bricht des Heilands Herz vollends in Siegesjubel aus. „Jubelt und hüpfet!" befiehlt er, so recht aus dem Herzen der Kinder und der Geringen heraus, denn groß ist *) euer Lohn im Himmel. Sie alle, die so gegen euch handeln, vermehren mit ihrem Tun nur euern Lohn, so daß ihr auf die schönste und leichteste Weise „reich im Himmelreich" werdet. So ging es auch den Propheten. Das Göttliche ist so wunderbar schlicht, so heilig einfach, und dabei so rücksichtslos unser Menschliches kreuzigend, daß es immer teils Geringschätzung, teils Verstimmung hervorrufen wird.

Der Heiland wendet sich nun auch an die Reichen. Gewiß waren auch solche da (vielleicht so bescheiden reich wie der Mann „mit einem goldenen Ringe am Finger," Jakobus, 2), und sie waren in der Menge der Uebrigen wohl bemerklich. Es mochte sie befremdet haben, sich heute „wie in der verkehrten Welt" so ganz als Nebensache, fast als nicht daseiend, behandelt zu sehen.

„Ihr armen Reichen!" Man muß, wie beim „Selig," so noch mehr beim „Wehe" jeden Gedanken an einen W u n s c h

*) Luther setzt hier wieder — aus den oben besprochenen Gründen: „w i r d s e i n," als wäre der Sinn: „Großen Lohn werdet ihr empfangen, sobald ihr „in den Himmel kommt"." Der Himmel ist hier aber nicht als Ort der Ausbezahlung gedacht, sondern als der Ort, „wo man eure Dienste würdigt und sie euch gutschreibt."

(„möge es euch g u t, — oder ſ ch l e ch t ergehen!") ausſchließen. Es ſind Ausdrücke der Beglückwünſchung und des Bedauerns. „Ihr Reichen dauert mich: — ihr habt euern Troſt dahin, oder eigentlich: — ihr lehnt ihn ab, ſchiebt ihn von euch weg."

Das war ſicherlich aus tief bewegtem Herzen geſprochen. Der Reiche — das iſt ſein ganzes Unglück — bedarf keines Troſtes. Aufſchlüſſe, Belehrung, auch Beruhigungen, namentlich wenn Lob dabei iſt, nimmt er an, aber Troſt? Zuſpruch? Wenn ſich der Arme das Härteſte deutſch und ungeſchminkt ſagen läßt, — dem Reichen darf man dies nicht, er würde es nicht verſtehen, er würde nur verſtimmt, und er iſt nicht einmal ganz ſchuld daran, ſein Reichtum trägt die Schuld. Dem Armen, Bedrängten glückt es oft, daß er ganz und gar vom Strome der Gottesgedanken des Evangeliums ergriffen wird, aber dieſe Gemütsbewegungen, die bei ihm das Unterſte zu oberſt kehren, — ſie vollziehen ſich beim Reichen meiſt nur in eleganter Miniatur, — er ſelbſt bleibt, der er iſt, und der er war. Der Heiland will beurteilen und nicht beurteilt ſein; aber gerade ſo will es der Reiche auch, darum kommen dieſe beiden einander nicht näher als etwa ſo, daß der Reiche den Heiland, oder den Knecht Gottes, der ihm in des Heilands Namen naht, hochſchätzt, d. h. günſtig „beurteilt". Der Arme aber läßt ſ i ch b e u r t e i l e n. So kommt der Reiche nie dazu, etwas zu e m p f a n g e n (oder ſich etwas Schlechtes n e h m e n zu laſſen). Dies gilt natürlich k e i n e s w e g s a u s n a h m s l o s. Gibt es doch manche Reiche von ſo ſchlichter Demut und tiefem Bedürfnis, daß wir ſie als a r m e Reiche doppelt beglückwünſchen, und manche Arme von ſolch anmaßlicher, anſpruchsvoller Einbildung, daß wir ſie als reiche Arme doppelt bedauern.

Auch beim Reichtum bemerkt der Heiland noch eine höhere gefährlichere Stufe. „Reich" war damals, was wir heute „gebildet" nennen, ein Mitglied der ſogenannten „beſſeren" Geſellſchaft. Heute ſind natürlich die Verhältniſſe verwickelter. Heute iſt mancher in dieſem Sinne reich und leidet im Stillen Hunger, und muß ſeinen Hunger hinter Flitterglanz verbergen. Er ſteht zugleich in der Gefahr des Reichtums und im Seligſein des Hungerleidens. Aber es gibt auch wirklich Reiche, und die es ſo zu ſagen von ganzem Herzen ſind, die ſich keinen Wunſch verſagen müſſen noch auch ſich verſagen, die leben, um ſich zu vergnügen. Solches Leben dieſer Günſtlinge des Glücks iſt der bare Tod. Welche verdummende Kraft hat nicht ſchon oft ein auffallend ſchönes Kleid!

Der Heiland blickt hier betreffs dieser ins Jenseits. Bei den andern, den Kindern des Reichs, dachte er nicht ans Sterben, aber für diese, die dem Reiche Gottes ferne bleiben, für diese ist der Tod die große Wendung der Dinge. Was soll mit diesen, mit all ihren ausgesuchten Bedürfnissen dort werden, wo von Gott, von Gottes Liebe nichts mehr, wo nur Finsternis und Qual ist!

Lachte vielleicht da und dort einer der Getroffenen? Möglich war es, denn der Heiland stellte doch auch gar alles von gewöhnlicher Weltansicht auf den Kopf. Und der Heiland hatte ein feines Gefühl für die jeweilen in der Luft schwebenden Gedanken und Empfindungen.

Wehe euch, die ihr jetzt lachet! Ihr werdet weinen und heulen.

Jetzt ist's (noch) nicht Zeit zu lachen, jetzt ist's böse, bei dem furchtbaren Ernste der Lage, alles von der lustigen, heiteren oder gar der lächerlichen Seite zu nehmen. Wehe euch, die ihr noch Behagen fühlt an dem, wie es jetzt ist. Wenn der Eintritt des Reiches Gottes das, was ihr verspottet habt, in seinem Glanze, das, was euch ergötzt und belustigt hat, in seiner ganzen Erbärmlichkeit enthüllt: — welches Weh wird euch ergreifen über den Schaden, den ihr euch und andern am Adel eurer Seele, an allem Wahrhaftigen und Ewigen beständig zugefügt!

Wehe euch, fährt der Heiland fort, wenn euch jedermann wohl redet, wenn ihr euch allgemeiner Beliebtheit, allgemeinen Beifalls, allgemeiner Bewunderung erfreut. Es ist für euch, für die sittliche Beschaffenheit eurer Gesinnung, für den inneren Wert eures Wirkens ein schlimmes Zeichen. Denn „Also hatten es auch die falschen Propheten".

Sehr viel erzählt uns das A. T. eigentlich nicht über diese Beliebtheit und Bewundertheit der falschen Propheten, aber zwischen den Zeilen ist's deutlich zu lesen, und dem Heiland mochte seine Erfahrung aus dem Leben noch besonderes Licht darüber gegeben haben, wie es einst mit den falschen Propheten möchte gehalten worden sein.

Diese falschen Propheten waren an keine bestimmte Glaubenslehre gebunden. Sie horchten, mehr oder minder bewußt, auf den „Geist der Zeit". In Samaria schillerten sie in's Liberale, in Jerusalem waren sie hoch rechtgläubig, Hüter und Wächter (so meinten sie) der heiligen Lehren, Stätten und Sitten, begeistert für Tempel und Altar. Sie waren eben

unwillkürlich und ohne alles Bedenken von der Geistesluft, die sie umgab, beeinflußt. „Sich auszeichnen," das war ihr innerster Trieb, dem sie mit Erfolg dienten. Auf sie horchte man, ohne Ahnung, wie sehr sie auch auf ihre Anbeter, auf das, was bei ihnen „ziehe" oder „nicht ziehe", horchten.

Sie galten und glänzten; neben ihnen waren der unverständliche Isaias, der schwarzsehende Pessimist Jeremias, der grobe Amos nur dunkle Schattenbilder, vor denen sie, die Lichtgestalten, nur um so vorteilhafter sich hervorhoben.

Mit der Schilderung der falschen Propheten hat der Heiland den Weltglanz in seiner verführerischsten und mächtigsten Kraft getroffen, die über das ganze System der jetzigen Ordnung der Dinge einen religiösen Glanz wirft, und ihm den Schein der Idealität, der inneren Wahrheit, des Gottgewollten und Gottgeordneten verleihen soll.

So steht dem Heiland diese Welt, wie er sie angetroffen hat, in ihrer Hohlheit vor der Seele, und andererseits (in seinen ersten Anfängen) das Reich Gottes, das herannaht, um sie abzulösen. Wenn er nun (wörtlich übersetzt) fortfährt:

„Sondern euch, die ihr zuhöret, sage ich: Liebet eure Feinde," 2c.! so spürt man seine Kampfesluft: das muß aufhören, diesem elenden, in sich faulen, gottverlassenen Weltwesen muß seine Stunde schlagen. Nur vorwärts! Wir wollen die Welt über-lieben, sie durch Liebe besiegen! Gerade jene Armen, die er vorher beglückwünscht, sind es, die seinen Ruf besonders verstehen können. Gerade sie, die am meisten unter dem harten, feindseligen, eigennützigen Geist der Welt, unter dem Kampf aller gegen alle („ums Dasein" sagt man heute) seufzen, sie sind im Stande, dieses gewaltige „Sondern!" zu verstehen. „Nicht so, Welt, nicht so, — sondern . . ." damit ist ein neues Banner erhoben, das siegen wird. Das innerste Todesgift, woran die Welt krankt (und durch das erst recht die Armut zur Not, zum Jammer wird), die Selbstsucht, den Eigennutz, den Haß, gilt es zu besiegen.

Des Heilands Sinn wendet sich von den Seinen weg zur Welt. Bis jetzt hat er sich um sie interessiert, ihre Lage hat ihn beschäftigt, ihre Aussichten haben ihn erfreut. Aber jetzt denkt er an die Welt und an das Reich Gottes, daß dieses über jene siege. Dies ist jetzt der Zweck, nicht die Seinen und ihre Seligkeit, nein, sie sind ihm jetzt Mittel zum Zweck, Gehilfen, Mitarbeiter. Dank, großen Dank haben sie dafür zu erwarten, Dank von Gott, und Dank von den Erlösten.

Als in der Siegesherrschaft Gottes, als auf voller Höhe stehend, sollen wir über das Tun und die Machtgesetze dieser Welt hinwegblicken, ihr Hassen als das, was es im Innersten ist: als ein Nichts, spurlos an uns abgleiten lassen, doch nein, nicht spurlos, sondern als Antrieb, es nach Gottes Art zu erwidern und zu vergelten. Immer je mehr Haß von dort, desto mehr Liebe von uns, im Gemüt, im Tun, in freundlicher Rede zu ihnen und über sie, in Fürbitte. Auch wo unsere Gutmütigkeit die Zudringlichkeit herausfordert, ja sie zur Unverschämtheit steigert, laß dich von ihr nicht in dem Sinn besiegen, daß du ihr zu lieb, d. h. ihrer los zu werden, dem großen Gesetz der Liebe untreu würdest, dieses Prinzip nicht mehr rein und einzig leuchten ließest, auch wenn's bis zum äußersten auf deine Kosten ginge! Selbstlosigkeit ist hier verlangt, aber nicht in dem Sinn, als wäre sie an und für sich ein Ziel, das ich anstreben soll oder eine nennenswerte Tugendleistung, nicht, als müßten wir uns entschließen, schließlich beim reinen Nichts anzulangen (als wäre, was wir verlieren, etwas, und als bliebe uns dann nur das Nichts), nein, in königlicher Gesinnung. Unser Reichtum, der im Reiche Gottes, macht uns das Verlieren dieser Dinge leicht, und wenn's auch zu Mangel, zu Entbehrung, zu Tränen führt, — selig sind wir!

Das alles aber soll nicht aus stolzem Tugendgefühl, sondern aus herzlichem, unwillkürlichem Brudergefühl hervorquellen, so daß wir uns beständig in den andern versetzen und tun, wie wir's an seiner Stelle gerne hätten.

Die Liebe, die die Welt kennt, durch Liebe erweckt und wieder mit Liebe vergolten, — sie ist der schönste, feinste, auch edelste — Genuß, den die Erde bietet. Aber der Heiland verlangt Liebe als Arbeit (die einzige Arbeit, die eigentlich ewige Frucht bringt), als Kämpfer tun, unbegründete, unbelohnte Liebe, Liebe, die Opfer bringt. Liebet eure Feinde und tut ihnen Gutes und leihet ohne (den Leihenden) aufzugeben! Luthers Uebersetzung: „da ihr nichts für hoffet" stimmt trefflich in den Zusammenhang, allein das Griechische heißt eben doch: „Niemanden aufgebend". Dieses Wort widerspricht scheinbar dem Zusammenhang, sofern es eine Hoffnung auf Wiederbezahlung leise andeutet, aber mir scheint es aus dem Leben gegriffen. Gewöhnlich betont der Entlehner feierlich, oft vermeintlich aus Ueberzeugung, die unzweifelhaft erfolgende Rückerstattung. Du verzichte im Geiste von vorneherein auf Wiedersehen deiner Gabe (und gib deshalb auch nicht mehr als

du — verlieren kannst und darfst), nimm aber dennoch nicht so ohne weiteres die Absicht und vermeintliche Aussicht des Entlehners betreffs Rückerstattung als bloßen Schwindel, sondern hoffe — innerhalb der Grenzen des Vernünftigen — mit ihm und für ihn! So habt ihr Gnade, so wird euer Lohn groß sein, so seid ihr Kinder des Allerhöchsten. Das ist die Hoheit des Höchsten, das auch euere. Die Souveränität ist hier ausgedrückt; ihr seid mit der Allmacht, mit dem Allerhöchsten verbunden, darum gebührt euch, so zu handeln.

Das ist Gottes Höhe: Gütigkeit gegen die Undankbaren und Boshaften; das erfahren wir, die Undankbaren und Boshaften, täglich. Die Verse 36 und 37 schließen diese erste Hälfte des zweiten Teils der Rede und zeichnen nochmals die Gesamtstimmung, unter der das Obige alles getan werden solle; die Stimmung, wie sie sein soll und wie sie nicht sein soll.

Erstens: Seid barmherzig, wie euer Vater im Himmel barmherzig ist! Er ist so, darauf könnt ihr euch verlassen, und das sei euere Richtschnur für euere Stimmung jederzeit gegen alle Menschen!

Und Zweitens: Richtet nicht! Macht keinen Unterschied, sortiert nicht! Meint ja nicht, eure Barmherzigkeit nur auf die und die sich erstrecken lassen zu dürfen oder zu müssen! Sprechet kein Urteil! Verdammet nicht! Das alles ist euch völlig erlassen! Wer das nicht merkt, kennt Gott nicht. Ihr seid die Brunnen, aus denen von Gott her auf die Menschen Freundlichkeit sprudelt. Erlassen! Geben! Darin leuchtet des Vaters Licht.

Lieblich weist der Heiland auf die Zeit der Belohnung hin. Erst heißt es: Es wird euch erlassen, gegeben werden, aber daß er dann, wo er das Wiedererstatten malerisch schildert, sagt: sie werden es in euern „Schoß schütten", das ist gewiß nicht zufällig. Ja sie, die durch eure Barmherzigkeit nun auch zu den Erlösten gehören, sie, die vormals so Widrigen, unter denen ihr so viel gelitten habt, — sie werden euch unerhört dankbar sein und kaum wissen, wie ihrem Dankgefühl genügen, und das wird auch euch eine wunderbare Freude sein.

Hiemit schließt vorderhand der zweite Teil. Der Heiland hat gesagt, was er sagen will. Eine neue, andere Gesinnung, eine andere Herzensstellung zum Nächsten verkündet er, mit solcher Gesinnung sollen die Seinen gegen die Welt vorgehen.

Aber sollen sie diese Gesinnung nur ausüben, nicht auch verkünden und lehren? Soll diese Liebe zum Menschen sich nur auf ihre ihnen am nächsten liegenden und für

sie allein verständlichen, zeitlichen Interessen, Mantel, Rock, Habe aller Art ꝛc. erstrecken, und nicht auch und vielleicht doch vornehmlich auf ihr geistliches, auf ihrer Seele Heil?

Eine heikle Frage! Im Wesentlichen ist sie ja natürlich zu bejahen. Aber es ist dem Fleische viel süßer und leichter, sich geistlich, als sich leiblich um den Nächsten zu interessieren, sich ihm zum Herrn und Meister und Führer anzubieten, als ihm in demütiger Bruderliebe Dienste zu leisten und Opfer zu bringen; und auch die Tücke bleibt dem Fleische nicht ferne, den lieben Gott für die immer noch ausstehende eigene Bekehrung einstweilen mit Bekehrung anderer schadlos halten zu wollen. So entsteht dann ein Tun, und zwar ein Tun im Namen Jesu, das von seiner lieblichen Art, wie er sie geschildert, das direkte Gegenteil, und in Gottes Augen gleich widerlich und eckelhaft ist, wie in der Menschen Augen, eine Karikatur des Christentums, an welche wohl die Apostel ebenfalls großenteils dachten, wenn sie Besorgnis vor einem kommenden Anti-Christentum äußerten.

Diese Frage, in wiefern und in welcher Weise wir bestrebt sein sollen, die in obigem vom Heiland uns geschilderte Gesinnung nun auch andern einzupflanzen, und zwar mittels Belehrung, diese Frage muß sich seinen Jüngern unabweislich aufdrängen. Der Heiland tritt deshalb nun in einem Nachtrage auf Beantwortung derselben ein.

Er verhält sich fast gänzlich abwehrend. Ganz zwar nicht, denn es versteht sich ja von selbst, daß seine Jünger auch einmal werden belehrend sich verhalten müssen. Aber fast ganz, so sehr ist er von der Angst vor jener Ausschreitung beherrscht. Seine Rede bekommt einen ganz andern Charakter als bisher: Bilder kommen ihm die Fülle, Bilder, in denen Unmut über das dem andern angetane Unrecht, Humor über die Lächerlichkeit des Gebarens und grelles Hervorheben des Selbstwiderspruchs, das in der Sache ist, sich mischen.

Erstes Bild: Vom blinden Blindenleiter. Wie kann der arme andere Blinde ahnen, daß dieser wohlwollende, der sich ihm zum Führer anbietet, — selber blind ist? Dieser aber kann's von sich wissen, und weiß es eigentlich wohl, obwohl er sich's in seinem Größenwahn zu verhehlen sucht. Welche Verantwortung! Wie sollte doch das allein schon auf jene oft gepriesene Streberei, nur gleich auf andere zu wirken, dämpfend wirken! Der Heiland fügt erklärend ein Wort hinzu, das ich in möglichst genauer Uebersetzung wiedergebe:

Kein Schüler überragt seinen Lehrer (oder: es gibt keinen Schüler, der über seinen Lehrer ist); fertig (= wenn er fertig ist) wird er so sein, wie sein Lehrer."

Ich glaube, Jesus denkt hier bei dem „Lehrer" nicht an sich, sondern an jenen Blindenführer. Dieser, der doch seine Blindheit nicht ganz vergessen kann, tröstet sich damit, er wolle aus seinem Schüler etwas Besseres machen, als er selbst ist. Dies bestreitet ihm der Heiland als rein unmöglich.

Zweites Bild: Vom Splitter in des Bruders Auge. Ein ganz ausgesucht treffendes Bild! Der Fall, da man (nicht bildlich, sondern wirklich) in des Bruders Auge einen Splitter erblickt, ist in fast einziger Weise gerade ein solcher, da man unwillkürlich sich bewogen und verpflichtet fühlt, ihm für diesen Uebelstand seine Dienste anzubieten. Und warum denn nicht? Ja, aber wenn dieses Erblicken eine optische Täuschung wäre — das Spiegelbild eines Balkens in deinem Auge, der sich dir in deines Bruders Auge abspiegelt? So weit geht der Heiland nicht, er nimmt den Splitter für wirklich vorhanden an. Aber für solche helfende Kunst bedarfst du eines scharfen Auges! Verbessere erst dein Sehvermögen, und nimm zuerst, was dich entstellt, den Balken aus deinem Auge weg!

„Denn" (drittes Bild) „es gibt keinen guten Baum, der kranke Frucht bringt, und wiederum keinen kranken Baum, der gute Frucht bringt." Der Balken in deinem Auge verrät dir, daß du krank bist, da kann auch dein geistliches Helfen nur krankhaft sein und kranke Früchte bringen. Denn jeder Baum wird an seiner e i g e n e n Frucht erkannt. Es hilft dir nichts, dich mit fremden Federn zu schmücken, und andere mit Gedanken, die du etwa deinem ausgezeichneten Lehrer entlehnt, zu bedienen. „Denn nicht von Dornen sammeln sie Feigen, noch holen sie aus der Hecke eine Traube." Die Feige, die Traube, über deren Wohlgeschmack man niemanden unterrichten muß, das ist jene Art, wie der Heiland sie geschildert und empfohlen hat; das Stachlichte und Verletzende der Dornen, das ist die Zudringlichkeit jenes Blindenleiters.

Der folgende Vers (45) bringt abschließend als Ergebnis dessen, was uns jene Bilderbeispiele gelehrt, die Grundgedanken ohne Bild. „Nur nichts Gemachtes, Erkünsteltes!" Bekehre d i c h ! Sei etwas, so ist a l l e s, was von deinem Munde ausgeht, wohltuend und gesund, im andern Falle n i c h t s. Der g u t e Mensch kann mit seinem Nächsten ganz sachlich und geschäftlich über eine Schlosserarbeit reden, und es wirkt wohltuend, es

leuchtet unvermerkt ein Gotteslicht durch; der arge Mensch kann von christlicher Rede triefen, aber alles ist von seinem Argen: Hochmut, Neid, Härte, Falschheit u. dgl. vergiftet. So ist das sein Endergebnis: Vermeide das Absichtliche! Laß dich — im guten Sinne, wachend im Gebete — gehen, es wird, wofern du recht bist, recht. Wandle vor Gott, wandle im Geist und dann handle und rede unwillkürlich, fast unbewußt, — so wirkst du am besten.*)

Der Heiland will nur allerlei Lebensgemeinschaft, in der wir die Liebenden sind, das Uebrige wird Er machen. Seine Sache soll minder durch eigentliche, förmliche Predigt, als durch Lebensgemeinschaft verbreitet werden. (Wenn in der Apostelzeit die Siegeskunde von der Auferstehung Jesu und ihrer Bedeutung für die Menschen möglichst schnell der Mitwelt sollte bekannt gegeben werden, so war das etwas anderes, als die heute oft vorkommende falsch-geistliche Haranguierung der Massen auf Bekehrung hin.)

Es lag dem Heiland sichtlich sehr daran, daß seiner Sache diese seine herzliche, unzudringliche und auch darum ansprechende Art unverfälscht gewahrt bleibe, und er fürchtet offenbar ernstlich, oder ahnt vielmehr, daß viele diese seine Rede vermeintlich aus lauter besonderer Christlichkeit überhören, ignorieren werden und in seinem Namen von allem das gerade Gegenteil tun, und auch andern Dienern Jesu vorschreiben werden. Darum beschließt er diesen Teil seiner Rede mit den Worten: „Was heißt ihr mich aber Herr, Herr, und tut nicht, was ich sage?"

Der Heiland offenbart noch in einem Gesamtschluß seine Gedanken über die vermutlichen Folgen seiner Rede. Seine Rede ist nicht der Art, daß sie einer vergessen und in den Wind schlagen könnte. Sie ist so lauter innerste Wahrheit, voll Helle und Lieblichkeit, daß ihre Gedanken sofort des Hörers Eigentum, ein Bestandteil seines Wesens werden. Aber gerade deswegen liegt in ihnen eine Gefahr, die Gefahr der Selbsttäuschung für den Hörer. Es hat ihm alles eingeleuchtet, es hat ihn erwärmt und erfreut, er glaubt alles und meint's zu besitzen. Daß er auch fernerhin nicht darnach tut, vergißt er

*) Etwas Aehnliches meint Paulus, wenn er (Römer 12) verlangt: Die Predigt solle dem Glauben gemäß (κατὰ τὴν ἀναλογίαν τῆς πίστεως) sein. Deine Predigt sei auf dem Niveau deiner Frömmigkeit, dem Stande deines Glaubens gemäß! Steigere dich nicht in etwas hinein, das du nicht bist!

beständig. Er bekreuzt sich ferner vor der Armut, oder ist auf Reichtum stolz und hat im Irdischen seine Sorgen und Vergnügen, seinen Feinden ist er auch fernerhin gram und kann über die, deren schlimme Worte über ihn ihm hinterbracht werden, auch fernerhin sich recht bitter oder abschätzig äußern, auch gegen allerlei zudringliche Hilfsgesuche fernerhin zugeknöpft und kalt sein, auch fernerhin richten, das alles verschlägt ja nicht viel: christlich gesinnt, gläubig ist er ja doch. Er hat nur in dem allem eine andere, vielleicht, wie er meint, charaktervolle oder auch „besonnenere, nüchternere" Art. Und so vollends in Betreff des letzten Redeteils. Sündigt er gegen diesen und ist blinder Blindenleiter, Splitterrichter, so rechnet er sich's am Ende noch zum Verdienste an. Kurz: Wer diese meine Rede höret und tut sie *nicht*, — der ist nicht etwa einem Manne zu vergleichen, der gar *nicht baut*; nein, er baut auch, schnell, und ansehnlich, auch wohlfeil, und man sieht seinem Hause keinen Fehler an.

Der Heiland stellt eigentlich nicht *dieses* Bild des törichten Hörers voran, sondern das des *klugen*; denn seinem positiven Sinne liegt immer näher, daß man *sei*, wie man sein soll, als daß man *nicht* sei.

Jeder, der zu mir kommt und meine Lehren vernimmt und sie tut — ich will euch zeigen, wem er gleich ist. Er ist einem ein Haus bauenden Manne gleich, der grub und vertiefte und Fundament legte auf den Fels. — Im Schweiß seines Angesichts entfernt er aus seinem Herzen den Unrat, der ihm durch Jesu Lehren aufgedeckt ist, die verkehrte Beurteilung dessen, was dieser Welt angehört, die verkehrte Stellung gegen Haß und Unbill, die eigenliebige Art und den scheelen Blick auf andere, kurz alles, was als Grundlage des Neuen absolut untauglich und gefährlich ist. Langsam baut er, aber „es kam eine Ueberschwemmung und der Strom riß zum Hause herzu und vermochte es nicht zu erschüttern, weil es solid (καλῶς = in Ordnung, recte) gebaut war, — während des andern fundamentloses Haus schnell von der Gewalt des Stromes zusammenbrach — „und es wurde der Fall dieses Hauses groß".

Der Fall des Hauses von manchen seiner Zuhörer war groß, als sie, hingerissen vom Strome augenblicklichen Wahnes, sie seien von Jesu irregeleitet, riefen: „Kreuzige, kreuzige ihn!" und wie groß erst bei manchem, wenn er nach seinem Tode zu seiner Ueberraschung nun in der Situation des reichen Mannes — „in der Hölle und in der Qual war!" Die

Selbsttäuschungen hatten vorgehalten — bis zum Augenblick des Falls.

Eins haben wir in den beiden Bergreden mehr als es sonst wohl geschieht, hervorgehoben und beleuchtet, nämlich daß der Heiland, bei aller liebenden Beachtung der einzelnen Menschen, immer das Große, das Allgemeine, die Menschheit und das Himmelreich im Auge hatte und auch dem Einzelnen den Trost aus diesem Allgemeinen, dem Himmelreiche, heraus bot. Wir sehen mehr den Einzelnen (namentlich jeder sein liebes Ich) an und stellen uns deshalb den großen Umschwung vom Verderben zur Herrlichkeit gewissermaßen als räumlich begründet vor: hier Sünde, Schuld, Not, dort Herrlichkeit; der Heiland sieht die Menschheit als eine Person, er sieht deshalb den Umschwung zeitlich: jetzt Sünde, Schuld und Verderben, einst (allerdings jetzt schon durch ihn angebahnt) das Reich Gottes.

Ueber diese Gedanken besitzen wir, glaube ich, eine eigentümliche, helle und große Ausführung Jesu im Gleichnisse vom verlornen Sohne (Luc. 15, 11—24), das der Heiland zur Beantwortung der Klage der Pharisäer über seine „übertriebene" Nachsicht gegen die Sünder verwendet. Mir ist, der Heiland entnehme dort dieses Gleichnis seinem Geiste als ein, dem Hauptbestandteile nach, in ihm schon längst vorhandenes, und füge ihm nur noch den jene Klage berührenden Anhang hinzu. „Wenn der verlorene Sohn, wie ich's schon längst im Herzen bewege, zurückkehren wird, dann wird vielleicht am älteren Bruder die Gesinnung sich zeigen, die mir jetzt in den Pharisäern entgegentritt, dann wird die Siegesfreude wieder verbittert, ja — hinausgeschoben werden." So dachte er vielleicht. Das Gleichnis vom verlorenen Sohne ist ohne diesen Anhang ebenfalls in sich vollständig und abgerundet. Es bildete sich vielleicht dem Heiland im Laufe der Zeit als Antwort auf die dunkeln Fragen, welche die böse Lage der Dinge in ihm hervorrief. Es beleuchtet die Lage des Menschen im Großen und Allgemeinen, seinen Fall, seine Verlorenheit und Jesu Hoffnungen auf seine Rettung. Deshalb folge es hier im Anschlusse an die Bergreden.

Wie mag es einst dem kleinen Samuel in des Hohenpriesters Eli Hause zu Mute gewesen sein? „Lieber Gott, es sieht ja aus, als wärest du nicht!" „Kann's denn so fort gehen? Darf man dich so verachten und deinen Namen mit Füßen treten? Haben am Ende diese bösen Buben Recht und

nicht ich?" Solche Fragen mögen's gewesen sein, die am Ende auch den lieben Gott bewogen, dem Knaben in persönlicher Offenbarung Aufschluß zu geben.

Aehnliche Fragen, wenn auch ganz anderer Art, von Anfang an sieghafter und getroster, bewegten wohl auch des Heilands Brust. „Wie ist's zu verstehen, daß es geht, wie es geht, daß ungestört Sünde auf Sünde geschieht, und der liebe Gott läßt alle machen, läßt alles gehen. Wie ist das zu verstehen? Woher rührt es? Worauf ist's damit abgesehen?"

Die Antworten auf diese Fragen fassen sich in unserm Gleichnis zusammen. Der jüngere Sohn im Gleichnis hat vom Vater „das Teil der Güter, das ihm gehört" herausgefordert, wohl erst nur in der Absicht, um sie, unbehindert durch des Vaters altväterische Meinungen, ganz nach seinem eigenen „eminenten" Verstande bewirtschaften zu können. Das ist der erste verhängnisvolle Schritt des Menschen aus dem Kindesverhältnis heraus, hinein in den bloßen Weltzusammenhang. „Eine Gottheit für sich, frei sein eigener Herr sein." Man hat darin nicht uneben den Abfall ins Heidentum gezeichnet gefunden, er ist's auch. Aber solche Selbständigkeit verträgt sich auch noch mit ziemlich viel dogmatischem Glauben und der Heiland sah im Geist gewiß diesen „emanzipierten" Sohn unter dem rechtgläubigen Judenvolk auf allen Gassen.

Was soll nun — das ist die große Frage — der Vater gegenüber dieser Zumutung, einer Abtretung seiner Güter, tun? Ist es erzieherisch gerechtfertigt, diesem leichtfertigen Ansinnen zu willfahren?

Man wäre versucht Nein zu sagen. Der Jüngling wird das Vermögen verschleudern, und nicht nur das: die unangemessene Freiheit wird ihm selbst zum Schaden sein, ihn ruinieren.

Also soll der Vater die Herausgabe verweigern? Sagen: „Gerade jetzt sehe ich, wie sehr du der väterlichen Zucht bedarfst?"

Diese Frage ist für den, der wirklich an Gott glaubt, und war also am allermeisten für den Heiland eine brennende. Müßte man dem letzteren Verfahren, dem Abschlagen der Bitte zustimmen, so schiene damit der Beweis geleistet, daß Gott nicht sei, oder man müßte sich mit einem Begriffe von Gott begnügen, der allerdings vielfach, aber nur infolge großer Gedankenlosigkeit, vorkommt, nämlich: Der liebe Gott sei eben, wie etwa weiland der angebliche Jupiter, sehr erheblich

an gewisse Weltordnungen gebunden; er habe gleichsam (um mit dem Gleichnisse zu reden), diese Güter, über die der verlorene Sohn so frei schaltet, nie besessen. Denn, daß dieser vom Vater abgewandte Sohn völlig nach seinem Belieben über das „Sein" verfügt, ist offenbar.

Wie ist nun das zu erklären? Das wurde dem Heiland nicht schwer, da seines Vaters Sinn auch der seine war. „Der Vater hat voll und ganz nachgegeben, hat dem Sohne zu liebe das Vermögen preisgegeben."

In der Tat; was konnte der Vater tun? Des Sohnes Herz war ihm entfremdet, er war als „Kind" tot. Der Vater konnte das Vermögen retten und sich einen äußerlich musterhaften, wohl disziplinierten Sohn erhalten, — aber der Sohn blieb ihm verloren, des Sohnes Herz kalt, bitter, finster. Er wagte das andere: Er opfert das Vermögen, und scheinbar auch den Sohn. Das Vermögen wird zu Grunde gehen, der Sohn scheinbar auch, aber — das Herz des Sohnes wird wieder zu seinem Rechte kommen. Wenn der Sohn seinen Willen hat, wenn ihn seine Unabhängigkeit und eigene Weisheit in strenger Folgerichtigkeit zu Grunde gerichtet hat, wenn die Sünde ihre Arbeit vollendet hat, dann wird aus den Trümmern der Same der alten Kindesliebe emporwachsen, wie der Keim lebendig wird, wenn die ihn bergende Frucht verfault. Er ist ja Kind, der Sohn, und kann es in die Länge nicht verleugnen.

Aus diesem großartigen Glauben an den Kindesfunken im Sohne erklärt sich der Heiland das kühne Wagnis seines Vaters, alles gehen zu lassen, wie es geht. Es ist eine Tat kühner Hoffnung.

Das Wagnis war in Wahrheit ein kühnes und ein schmerzliches. Denn dieses „Vermögen," das vergeudet wird, es sind alle Ideale Gottes über ein geordnetes Menschheitsleben, es ist, wenn man an die zehn Gebote denkt: das Leben des Nächsten, sein Eheglück, sein Herzensglück, sein Hab und Gut, sein guter Name, sein ganzes Wohlbefinden. — All dies wird durch diesen Emanzipierten gefährdet und teilweise verwüstet werden.

So sieht der Heiland über dem schmerzlichen Zerstörungswerke in dieser Welt einen großen Hoffnungsgedanken des Vaters walten, und im Lichte desselben sieht er den verlorenen Sohn, wo er ihn erblickt, mit siegesmutigem Hoffen an: „Warte nur, wir bekommen dich doch noch!" Er sieht ihn so in allen

seinen Stadien, im Stadium der scheinbar tugendhaften Selbstständigkeit oder scheinbar selbständigen Tugendhaftigkeit, wo er noch unter den Augen des Vaters „frei" „seine" Güter bewirtet, im Stadium des völligen Bruches, wo er das Vermögen zu Geld macht und ferne vom Vater weg zieht, „auswandert," und im Stadium jenes Glanzes, der immer (um im Gleichnis zu reden) entsteht, wo man statt der Zinsen das Kapital verbraucht, oder — nach der Anwendung — jenes Glanzes an blendenden Gedanken, an oft fast märchenhaftem Aufschwung des äußeren Scheines, der so leicht eintritt, wenn wieder ein weiteres Stück Gotteskapital, Glaube, Gottesfurcht, Himmelssinn preisgegeben und über Bord geworfen ist, und im Stadium der Abrechnung, wenn all das Verkehrte jenes Scheinglückes sich wie mit Naturnotwendigkeit entfaltet und seinen innersten Kern — das Nichts, das Verderben, zu Tage gebracht hat.

Mancher möchte vielleicht dieser Auffassung des Gleichnisses, wonach es auf die ganze dunkle Führung des Menschengeschlechts ein helles Licht des Erbarmens und der Hoffnung wirft, entgegenhalten: Es könne dies nicht der Fall sein, weil ja, gesetzt, es kehrte einmal wirklich so der verlorene Sohn im Großen, Ganzen, Allgemeinen zurück, weil ja dann doch bis dorthin Millionen und aber Millionen verlorener Söhne werden unbekehrt und darum rettungslos ins ewige Verderben hineingestorben sein. Das Gleichnis müsse sich daher nur so beispielsweise auf den oder jenen unter den Millionen, bei dem es eben gut zutreffe, d. h. dessen Bekehrung wir sehen, beziehen. Allein jener Einwand hätte dem Heiland schwerlich viel gegolten. Ich glaube, er dachte nicht daran, über das ewige jenseitige Los ein so ins Einzelne gehendes, genaues Wissen zu besitzen, wie es heute Viele zu besitzen meinen. Ich glaube, er überließ diese Millionen alle — schwerbekümmert, aber in getrostem Glauben, — dem Erbarmen und der Allmacht seines Vaters im Himmel, und dachte dabei allerdings von Gottes Allmacht und Erbarmen größer als wir.

So sehen wir in diesem ersten Teile des Gleichnisses der Geschichte des verlorenen Sohnes bis vor seiner Heimkehr den Charakter unserer Weltzeit, die Gottesferne, im Gegensatz zu seinem „Himmelreich," gezeichnet, beleuchtet, erklärt.

Diese Gottesferne wird seitens Gottes nicht ohne strenge Konsequenz festgehalten. Es würde das Gleichnis entstellen, hieße es in demselben, der Vater habe nach seinem Sohne ausgesandt, um ihn zu suchen. Ein unvernünftiges Schaf wird

gesucht, wenn es sich verirrt hat, ein Groschen, der durch anderer Leichtsinn verloren ging, nicht aber der Sohn, der schließlich den Weg selber finden kann. Es würde sich andererseits auch sonderbar ausnehmen, hieße es im Gleichnis, der Sohn habe heimgeschrieben um Unterstützung. Solche Briefe würden entweder einfach als Symptome des reifenden Zersetzungsprozesses mit Befriedigung ad acta gelegt, oder aber mit dem einfachen „Kehre heim!" beantwortet worden sein. Damit sind eine Unzahl Gebete gerichtet, die eigentlich nur Aufrechterhaltung des status quo, Verlängerung des Zustandes, da man neben Gott „seine eigene Haushaltung führt," zum Ziele haben.

Gottes Art ist Einfachheit, Folgerichtigkeit, Gleichheit, Allgemeinheit, Ganzheit. Er will nicht kleinlich, gleichsam parteiisch, Einzelnen helfen, ohne Sinn und Zweck für das Ganze.

Doch dieses Bild ist ja nur ein Bild der Verhältnisse, wie sie Jesus vorfand. Der Aufschluß, der ihm freundliches Licht in dieses Dunkel warf, hieß: „Auf Hoffnung!" Diese Schrift verstand er, ihre Lösung war das andere Wort: „Du bist mein lieber Sohn, in dem ich's beschlossen habe!" Er weiß: Gott hat d o c h etwas getan, um dem verlorenen Sohne entgegen zu kommen: Ich bin gesandt ihn zu suchen und zu retten. Ich darf ihm, der ja (nicht im Gleichnis, wohl aber in der Wirklichkeit) von seiner Heimat kaum mehr eine Ahnung hat, einen heiligen, aber innigen Gruß vom Vater ausrichten." Dieser Gruß des Vaters ist die zweite Hälfte des Bildes — die Heimkehr des Sohnes und die Auf- und Annahme, die er beim Vater findet.

Der Sohn w i r d zurückkehren. Endlich, wenn die Logik der Tatsachen ihren letzten Schluß gezogen hat, wenn die Maschinerie des un- und widergöttlichen Denkens und Gesinntseins ihr Werk vollbracht, und das ganze „Vermögen" zerstört hat und der Gottheitstraum in nichts zerfließt, wenn mir nichts mehr übrig bleibt, als nur ich, ich, — dann steigt über den Ruinen, wie das erste Schöpfungslicht aus der Finsternis, die Ahnung empor, daß das alles, was ich so für „Leben" und „Dasein" gehalten, ein nichtswürdiger Traum war, daß die wahre große Wirklichkeit eine a n d e r e ist, daß Gott ist und mein Vater ist; dann erwacht im Sohne das K i n d, es schämt sich seines erbärmlichen Stolzes und erkennt das große Unrecht gegen den Vater. „Mein Vater hat recht gehabt, und das muß ich ihm sagen."

Wird es der Sohn einmal tun? Der ganze Jammer

dieser Weltzeit (der zwar unlängst in einem christlichen Vortrage eine „großartige Musik!" genannt wurde) ist auf diese Hoffnung hin zugelassen. Der Vater stellt sich ferne und sieht weinend der Verwüstung seiner Kinder, dem Ruin seiner Schöpfung zu, in der Hoffnung, daß wenn einmal dies alles an seinem eigenen innern Widerspruch zu Grunde gegangen, das Kindesherz des Sohnes erwache.

Da nun, wo der Heiland den Moment schildert, da der Vater den Sohn erblickt, und des Vaters Tun, da spürt man etwas von der Wahrheit seines Wortes: „Glaubet mir, daß ich im Vater bin und der Vater in mir ist!" Es ist der Vater *selbst*, dessen ganze Sehnsucht nach dem Sohne hier zum Ausdruck kommt. Diese überwallende Liebe, dieses großartige Vergessen, diese durch nichts mehr getrübte Freude über dem gefundenen, dem lebendig gewordenen, dem *Kinde*, das ist ein Ton vom Vater her, der durch alle Kruften der Verstockung hindurch tief in jedes Kindes Herz dringt. In dem Jubel des Vaters über den Wiedergefundenen vernehmen wir unsere hohe himmlische Berufung und vernehmen die Sehnsucht des zürnenden Vaters nach uns.

Wenn wir in der Apostelgeschichte die Ströme von Freundlichkeit Gottes sehen, die auf junge Gemeinden, wie Jerusalem, Korinth, Ephesus, oder auch auf einzelne Wiedergefundene, wie Cornelius, Saul (Paulus) herniederregneten, — wer sieht darin nicht etwas von Erfüllung der in diesem Gleichnis liegenden Weisfagung und nicht zugleich auch etwas von Weisfagung auf weitere Erfüllung! *)

Denken wir an das, wie sich der Heiland als den Bräutigam der Menschen erkannt, dargestellt hat (auch als den Hirten, der freiwillig aber auch im Auftrag des Vaters ver-

*) Es sei erlaubt, an diesem Schlußbilde des hier betrachteten Teils unseres Gleichnisses noch einen kleinen Zug zu besprechen. Er ist freilich minder bedeutend, aber an solchem Bilde ist uns jeder einzelne Zug von Wert. Das Gleichnis stellt uns einen einsam für sich wohnenden Großbauern oder Herdebesitzer dar, der, weil er nicht beliebig Fleisch käuflich beziehen kann, jederzeit für besondere — erwartete oder unerwartete — Freudenanlässe ein gemästetes Kalb sich zur Verfügung hält. Hier nun, bei der Wiederkehr des Sohnes, befiehlt er „*das* gemästete Kalb" zu schlachten. Luther hat auch hier wieder lateinisch gelesen und den Artikel übersehen, so daß es aussieht, als könnte der Bauer von vielen eines nehmen. Es macht sich aber noch weit festlicher (wie es auch dann des *Bruders* Verdruß *verstärkt*), daß es das einzig gemästete Kalb ist, das bekannte, auf dessen Verwertung man wohl schon von länger her gespannt war. Es ist eine *einzigartige* Freude.

lorene Schafe sucht), so fühlen wir ihm ab, wie er es als seine Aufgabe ansieht, dem verlorenen Sohne heimzuhelfen, für ihn und mit ihm reuig vor den Vater zu treten, und wie es seines Herzens Freude ist, demselben von des Vaters Gesinnung Kunde zu geben in einer Zeit, wo es noch unter der Würde seines Vaters ist, dieselbe unmittelbar seinem Kinde kund zu tun.

Kranke.

Den größten Teil seiner Zeit und Kraft widmete der Heiland den Kranken. War er doch die verkörperte Nächstenliebe, und sind wir doch alle gerade für die Liebe am empfänglichsten, welche Mitgefühl hat für unsere körperliche Not, für unsere Schmerzen und Gebrechen. Diese Unglücklichen alle, die Aussätzigen, Blinden, Lahmen, Tauben, wie selig empfanden sie doch die *Liebe* des lebendigen Gottes, die durch Jesum auf sie herabströmte, wie spürten *sie*, was für eine herrliche Zeit das Reich Gottes sein werde, das in der ihnen erwiesenen Hilfe seine Strahlen vorausfandte! Die große Wendung der Dinge, wie uns in Jesu eine Freundlichkeit Gottes nahe tritt, die vorher sich ferne hielt, wurde durch nichts mit *so* beredter Sprache geoffenbaret, wie durch diese Wunder. Sie leuchtete ja aus seinen Worten helle hervor, aber hier fanden sie in der rauhen, unerbittlichen, sichtbaren Wirklichkeit ihre Bestätigung.

„Wie sich ein Vater über Kinder erbarmet" (Ps. 103), so sehen wir den Heiland hierin unter dem Volke als seiner großen Familie walten. Welche Mutter würde ihrem kranken Kinde nicht helfen, wenn sie könnte? So schlicht und zärtlich, wie die Mutter, nahm der Heiland alle diese Krankheitsnot zu Herzen, als der starke Bruder, dem das Wohl der Familie anvertraut ist. Ein Familiengefühl gegen den Vater im Himmel bemächtigte sich gerade dadurch des Volkes, daß ihm in *dieser* Not eine sichtliche Hilfe von Gott her aufgetan war.

Es war dem Heiland allerdings nicht darum zu tun, jetzt schon alle Krankheit aus der Welt zu schaffen. Was soll eine körperlich gesunde, aber sündige Welt? Was hilft's, wenn die Schuld nicht weggenommen ist, eine Vertagung der Strafe bis nach dem Tode? Hängt doch die Krankheit mit dem Tode, dem letzten Feinde, der abgetan wird, zusammen; also wollte er nicht das, was am Ende seines Kampfes ihm als reife Frucht zufallen

wird, schon jetzt gleichsam gewaltsam und ohne daß es einen vernünftigen Gewinn brächte, vorausnehmen. Aber er wollte sich auch in diesem Gebiete, in welchem die Machtfrage am offensten zu Tage tritt, als Sieger anmelden, als Sieger, der hierin nicht erst warten muß, sondern der, obwohl noch mitten im Kampfe, doch auf diesem Gebiete schon Herr ist. Im sittlichen Gebiete ist seine Macht begrenzt durch die Freiheit der Menschen, da ist er auf Geduld, auf Warten angewiesen, bis die Macht seines Wortes, seiner Gnade, seines Geistes siegt; hier aber ist er Herr, und hier erweist es sich, daß es der Schöpfer Himmels und der Erde ist, der ihn gesandt hat, daß er der Sohn Gottes ist und daß Gott uns in ihm ein ganz Neues, Sein Reich, bringen will.

Deshalb hat er nie einen Kranken, und wäre er noch so unfähig oder unwürdig gewesen, ohne volle und ganze Hilfe entlassen. Unwürdig waren ja einerseits alle, und andererseits hat alle der Glaube an ihn zu ihm getrieben; aber bei manchen, wie den neun Aussätzigen oder dem Lahmen (Joh. 5) u. a. kann man sich eines etwas bedenklichen Eindrucks kaum erwehren. In solchen Fällen handelte Jesus nicht nur um der Kranken, sondern um seiner *Ehre*, um seines Namens willen, um seine Helfermacht völlig außer Frage zu stellen.

Man sagt gewöhnlich: „Jesus hat Wunder getan, um seine messianische Würde, seine Gottessohnschaft zu beglaubigen.“ Dies ist wahr in obigem großen Sinne. Er hat sich ankünden wollen als den Helfer, der Macht hat, — für alle Zeit. „Ihr Menschen habt in mir einen Retter und Erlöser, einen Helfer, der in Taten hilft.“ Er hat sich den Menschen angemeldet als der, der er ist und der er sein und bleiben wird, seine Taten sind Versprechen, Verheißungen: wo er *einmal* half, da will er *wieder* helfen. Wohl sah er „eine Nacht“ kommen (Joh. 9, 4), da niemand werde wirken können, aber gerade auch um ihretwillen wollte er, so lange noch Tag sei, sein Lebensbild als das des Heilandes vervollständigen, damit wir wüßten, wessen wir uns in ihm zu versehen, zu getrösten hätten, wollte gleichsam noch in alle Kerkertüren menschlichen Elendes die Schlüssel stecken. Diese Nacht kam am Abend der Apostelzeit. Der Heiland als sieghafter Herrscher, als ausgerüstet mit aller Gewalt im Himmel und auf Erden, um das Reich Gottes herbeizuführen, — er wurde als solcher zwar geehrt, aber nicht mehr in Anspruch genommen; eine Machtwirkung von ihm als dem Haupte der Gemeinde erwartete man kaum mehr.

Luthers irrige Ueberſetzung „die Nacht“ erweckt den Schein, einmal als wäre dieſe Nacht etwas, das ganz ſelbſtverſtändlich, wie mit Naturnotwendigkeit, habe kommen müſſen, und im fernern, als wäre ſie faſt das Letzte, als wäre ihr kein Ende geſetzt. Sie fällt aber nur mit der Nacht zuſammen, die der Heiland zu lichten begonnen und wird mit dieſer weichen. Der „Morgenſtern,“ den der Heiland, Offenbg. 2, 28, dem Siegenden verſpricht, was iſt er anderes, als das Zeichen, daß die Nacht ein Ende haben ſoll?

Ebenſo 2. Petri 1, 19, wo die Worte „in euern Herzen“ zum folgenden Verſe zu ziehen ſind („und in euern Herzen wiſſet ihr das fürs erſte, daß . . .“). Das prophetiſche Wort, das den drei Apoſteln Petrus, Johannes und Jacobus deſto feſter geworden iſt, ſeit ſie ſelbſt die Stimme aus der großen Herrlichkeit gehört haben, das iſt ein Licht für die jetzige Zeit der Nacht — bis der Tag anbricht und der Morgenſtern aufgeht.

Wir haben ein Recht, dieſe Nachtzeit allzeit als eine verſchwindende, als eine nicht voll zu Recht beſtehende anzuſehen, ja wir haben die Pflicht dazu. Jedenfalls haben wir, wenn wir Jeſu Tun richtig würdigen wollen, uns zu hüten, daß wir nicht Anſchauungen auf ihn übertragen, die ſich in dieſer Nachtzeit gebildet haben. Denn in dieſer Nachtzeit waltete zwiſchen uns und Gott ein anderes Verhältnis, als wir es in der Bibel finden und entwickelten ſich deshalb auch Anſchauungen, die denen in der Bibel nur teilweiſe verwandt ſind.

Israel hatte als ganzes Volk wenigſtens in großen Momenten Hilfe von Gott, wunderbare Hilfe, und in einzelnen auserwählten Knechten eine unmittelbare Beziehung zu Gott teils in Offenbarungslicht, teils in Wunderhilfe. So fühlte es ſich in beſtändiger lebendiger Beziehung zu Gott. „Der Herr iſt mit ihm,“ hieß es in Bethlehem von dem Knaben David. „Der Herr iſt nicht mit uns,“ ſagte Gideon, Aeußerungen, die heute kaum vorkommen oder kaum verſtanden würden. So ſah dann auch Israel in allem äußeren Geſchehen ein Tun Gottes, eine Aeußerung Seiner Stimmung oder Seines Urteils über die von Seinem Tun Betroffenen, Segen und Hilfe als Erweis Seiner Freundlichkeit, Strafe als Erweis Seines Zorns. So wurden große Landplagen aufgefaßt, ſo auch einzelne Not, z. B. Krankheit. Und von dieſer Auffaſſung aus wurde auch je und je in der Not des Einzelnen oder des Volkes Verzeihung und Hilfe bei Gott geſucht und gefunden.

Diese lebendige Wechselbeziehung zwischen Gott und Seinem Volke nun gewann durch das Tun Jesu eine wunderbare Innigkeit, Klarheit, Herzlichkeit und trat als das allein Richtige, als das gewissermaßen Selbstverständliche hervor, so daß man den Eindruck bekam: so sollte es sein, und daraus soll sich endlich das volle Reich Gottes entwickeln. Dieser Eindruck kam nicht nur von der absoluten Machtfülle Jesu, sondern auch von seiner Art, die von derjenigen der Gottesknechte des alten Bundes sich bedeutsam unterschied. Jene hatten, gerade durch ihre eigene Unzulänglichkeit und ihr Bewußtsein derselben genötigt, etwas Förmliches, Gemessenes, fast Zurückhaltendes — als auf Seite Gottes stehend, wahrten sie sorgfältig Gottes Würde. Der Heiland bedurfte dessen nicht. Die Herrlichkeit des Eingeborenen „voll Gnade und Wahrheit" strahlte aus ihm. Deshalb wandelt er fest wie ein schlichter Privatmann; menschlich, freundschaftlich, brüderlich nimmt er sich eines jeden an, der Bittende fühlt: mein Anliegen nimmt er als ein nun ihm und mir gemeinsames; und durch solche Gemeinschaft mit Jesu erhielt er, der Bittende, den kindlich klaren Eindruck der väterlichen Nähe Gottes. So war es, als legte durch Jesum der himmlische Vater allmählich Beschlag auf die Gemüter der Menschen und über ihr ganzes Los. „Ihr seid Mein," das war es, was die Sprache Gottes in den Wundern Jesu verkündete.

Diese lebendige, innige, auch in Taten sich kundgebende Wechselbeziehung zwischen Gott und Seinem Volke, wie sie im A. T. schon sich vorgebildet, wie sie in Jesu ins volle Leben trat und die Apostelzeit beherrschte, — sie ist das Normale, das Richtige. Bibel nennen wir die Sammlung jener Schriften, die in solchen Zeiten und unter solchem direkten Walten Gottes entstanden, uns davon erzählen, wie Gott einst nahe war, damit wir wissen, wie es sein könnte und sein sollte.

Wir haben in jener Nachtzeit uns bescheiden gelernt. Zwar das Höchste, was die Apostel dem Herrn Jesu verdankten: Antrieb und Kraft zu einem neuen Leben, das haben auch wir noch von ihm, und glauben es vielleicht noch in derselben Kraft und Fülle zu haben, wie einst sie: und auch die Hoffnung der Seligkeit ist uns geblieben, wie auch die Gewißheit, daß wir einen gnädigen Gott haben, der uns alles zum besten dienen läßt. Aber an solchem Erfahren des lebendigen Gottes, an solchem Innewerden Seines Wohnens unter uns, wie es uns die Bibel alten und neuen Testamentes so schlicht als etwas gewissermaßen Selbstverständliches erzählt, sind wir ärmer

geworden. Wir erfahren wohl auch Erhörung der Gebete, aber das geschichtliche Gepräge der Zeit ist doch das geworden: Wir seien in vielem, worin man in Bibelzeiten unmittelbar Hilfe vom Himmel hatte, nun auf uns selbst angewiesen. Darum stellt sich auch unsere Frömmigkeit, ja unser Glaube eine bescheidenere Aufgabe, als es in Bibelzeiten geschah, etwa die: „alles was geschieht" als von Gott kommend anzunehmen, Ihm dabei die möglichst freundlichen Absichten zuzuschreiben und auch von Ihm, besonders soweit es der gewöhnliche Naturverlauf auch sonst etwa hoffen läßt, Hilfe geduldig zu erwarten. Dies kann ja so weit gehen, daß einer zwar alle erdenklichen Mittel anwendet, um seines Leidens los zu werden, sich aber die Bitte an Gott, Er möge ihn gesund machen, nicht erlauben würde, als wäre dies ein Mangel an Ergebung.

So zieht sich die Frömmigkeit oder der Glaube aus der Berührung mit der rauhen Wirklichkeit in das stille Land des Unsichtbaren zurück, für dieses Leben ins Gebiet der Gedanken, für das äußere Los in die Hoffnung auf ein schönes Jenseits. Ergebung, Leidenswilligkeit, Geduld, Hoffen auf eine bessere Zukunft, was bis zur Sehnsucht nach dem Tode sich steigern kann, das sind die oft so edeln Früchte, die diese Frömmigkeit zeitigt.

Sehr bemerkenswert ist ihr allgemein menschlicher, jedermann einleuchtender Charakter. Kann man doch sagen: in all den Glaubenskreisen, die vom Erbe Abrahams zehren, nicht nur bei Christen, sondern auch bei Juden und Muhammedanern, treibt gewiß diese Frömmigkeit — wenn auch in den letzteren Kreisen mit Irrtum verunreinigt — immerfort und allerorten die köstlichsten Blüten!

Kann sie auch außerhalb des Christentums nur teilweise eine wahre, und die Hoffnung auf Seligkeit vollends keine berechtigte sein, — in Jesu ist alles, was dieser Glaube hofft, wahr; und so hat derselbe auch durch Gottes Barmherzigkeit allzeit noch mehr, als er selbst erwartete, erlebt und erfahren, er kann von einem Gott singen, der da hilft, und von einem Herrn Herrn, der vom Tode errettet.

Der Heiland zieht auch — an einem Orte, den wir besprechen werden — diese Frömmigkeit zu Ehren. Aber merkwürdig ist es doch, wie wir diejenigen Gedanken, in denen sich jene Frömmigkeit mit Vorliebe bewegt, fast nirgends bei ihm finden, und wie sein Tun und Walten eine so gar andere Richtung verfolgt. Aus jener Frömmigkeit heraus ist z. B.

doch auch jenes Wort eines religiösen Blattes entsprungen: „Das Christentum lehrt uns, die Krankheit als einen Segen zu betrachten.“ Mit diesem Worte wäre ja, wofern es wirklich ernst gemeint wäre, Jesu Tun, sein erfolgreiches Bestreben, den Menschen diesen Segen zu nehmen, geradezu verurteilt.

Ein Wort von Jesu besitzen wir, durch welches uns diese Frömmigkeit in rührender Weise ans Herz gelegt wird, aber allerdings an denkwürdigem Orte. Es ist die Erzählung vom reichen Mann und vom armen Lazarus (Lucä 16, 19 ff.). Wir wollen daher dieses uns allen teure Wort Jesu, das ja ohnehin einem Bilde von Jesu nicht fehlen darf, hier wenigstens teilweise in den Kreis unserer Betrachtung ziehen.

Die Worte Jesu, die der Anfang des Kapitels wiedergibt, namentlich das Schlußwort (V. 13): „Ihr könnt nicht Gott samt dem Mammon dienen,“ waren den zuhörenden Pharisäern einfach lächerlich erschienen — „sie spotteten sein“ (V. 14). Ihnen erschien offenbar gerade das als höchste Lebensweisheit: Weder über dem Zeitlichen das Ewige, noch auch über dem Ewigen das Zeitliche zu vernachlässigen oder zu kurz kommen zu lassen. Denn „sie waren geizig,“ ihr Streben ging darauf hin, es hier gut zu haben. Dem Spott ihres Klugheitsstolzes gegenüber zeichnet der Heiland die unglückselige Torheit dieser vermeintlichen Klugheit, indem er ausnahmsweise einmal den Schleier lüftet, der uns das Jenseits, das Schicksal nach dem Tode, verhüllt. Zwei Lagen zeichnet er uns, die eines Günstlings des Mammons, eines sogenannten Glückskindes, und die eines „Unglücklichen“ in dieser Welt, beider Lagen zuerst bis zum Tode und dann nach dem Tode. Zwar von Gesinnungen redet er absichtlich nicht, um das Tatsächliche, das Wünschenswerte oder Fliehenswerte der Lagen desto greller hervortreten zu lassen. Man kann also allerdings auch nicht gerade sagen, daß er uns die fromme Gesinnung des Lazarus, seine Geduld, sein Hoffen auf ein schönes Los nach dem Tode, als Muster hinstelle. Dennoch predigt diese ganze Schilderung nur um so wärmer allen Leidenden Trost und Mut zum Glauben an die Vorsehung und zum Hoffen auf die Seligkeit. Glaubt's nur ganz! predigt uns diese Erzählung, glaubt nur nicht wie die Pharisäer, bei denen es schließlich auf eine Kunst der Sprache hinauslief, nein: es ist wahr, was ihr glaubet und hoffet.

Aber diesen Pharisäern gegenüber hatte der Heiland schon aus Unparteilichkeit, und um der Sache in ihren Augen mög-

lichst beweisende Kraft zu geben, ein Lebensbild gewählt, das ohne nähere Beziehung zu ihm verlaufen war und so auch ohne Zusammenhang mit ihm seinen irdischen Abschluß gefunden hatte. Hätte er den Lazarus so krank und elend vor des Reichen Tür gesehen, er hätte ihn nicht liegen lassen; und auch nach dem Tode ist sein Los als das eines alttestamentlichen Frommen dargestellt. Die Gelegenheit von dem zu reden, was er, Jesus, bringt, war hier ausgeschlossen.

Hier also hat der Heiland allerdings, obgleich aus ganz besonderen Gründen, als Trost in Krankheitsnot den Blick auf die Vorsehung Gottes und auf die Seligkeit nach dem Tode eröffnet. Sonst aber finden wir kaum ein Wort von ihm, das unseren Gedanken diese Richtung gäbe. Gegenüber unserer Sorge ums äußere Durchkommen und unserer Angst vor Verfolgung durch Menschen weist er uns auf die mächtige Liebe des Vaters hin, der doch auch für die Sperlinge sorge, aber auch damit stellt er uns in lebendige Beziehung zu Gott, daß wir, wenn's nötig ist, auch Hilfe sollen erwarten dürfen. Das Kreuz (Matth. 16, 24), das wir ihm nachtragen sollen, hat sich zwar lieblicher Weise in unserer Sprache geradezu als Bezeichnung von allerlei Not und Trübsal eingebürgert, ursprünglich ist es aber doch jenes Marterholz, mittels dessen die Welt Jesum tötete und als Verbrecher kennzeichnete und auf dieses beides sollen wir uns — dies will der Heiland sagen — seitens der Welt ebenfalls bereitwillig gefaßt machen.

Daß wir unser Sterben als eine Erhebung auf die Stufe der Seligkeit begrüßen können, das kann aus all seinem Wirken und Reden gefolgert werden, aber er sagt es nur zu einem, zu seinem Sterbensgenossen, dem Schächer am Kreuze.

Woher kommt dieses Schweigen Jesu?

Bevor wir darauf eintreten, wollen wir doch die Gefahr, in der jene Frömmigkeit sich befindet, näher ansehen.

Indem dieselbe alles Wirken Gottes auf das Unsichtbare beschränkt, ist sie in Gefahr, alle wirkliche Verbindung mit Jesu, allen Zusammenhang mit dem lebendigen Gott, ja alle Fühlung mit der Wirklichkeit zu verlieren, weil sie, wofern sie sich selbst täuscht, vorderhand (vor dem Tode) durch nichts in dieser Täuschung gestört wird. Wir sind in Gefahr, die Selbständigkeit, in welche Gott die Natur gestellt hat, zu überschätzen und die Abhängigkeit von ihr, in die wir durch die Sünde geraten sind, in falschem Lichte, glaubenslos, wehrlos hinzunehmen. Auf das äußere Geschehen, auf das, was uns im

Einzelnen oder Allgemeinen seitens der sogenannten „Natur" widerfährt, sehen wir dann als auf etwas, das die Religion nichts angehe, herab, mit einer vornehmen Geringschätzung, die eher an die griechische Philosophie erinnert, als an das A. T., z. B. an die Geduld Hiobs, die zwar recht ungeduldig scheint, sich aber doch jeglicher Verblümung der Tatsache enthält.

Die Natur besitzt in unseren Augen fast eine Allmacht, auf welche Gott einzuwirken gleichsam freiwillig verzichtet habe. Für den Glauben (1. Joh. 5), der die Welt, d. h. nicht bloß eine Menschenpartei, sondern den Kosmos, überwunden hat, haben wir kein Verständnis mehr. Wir kommen dadurch in eine merkwürdige Unabhängigkeit von Gott: Er, Sein Begriff (Sein „Name" sagt die Bibel), ja sogar Seine Stimmung gegen uns sind wehrlos unserer Auffassung, d. h. unserem Belieben überliefert. Wir beschließen, Gottes Wohlgefallen zu besitzen, und nennen das Glauben. Wie soll Gott uns in diesem Irrtum stören? Wenn unsere Ansichten und unser ganzer sittlicher Zustand uns gefallen, wie kann er uns beibringen, daß Seine Gedanken nicht unsere Gedanken und unsere Wege nicht Seine Wege sind? Wir bringen alles glatt und für alles Rätselhafte, was noch bliebe, haben wir die Hoffnung der Seligkeit.

Es ist etwas Rührendes um diese Hoffnung, und auch, wo die Frömmigkeit eine wahre ist, etwas Verheißungsvolles. Aber wo, wie bei den Pharisäern, das Ganze in eine Kunst der Sprache, alles fromm auszudrücken, ausartete, so könnte die Täuschung groß sein; die Hölle ist verschwiegen, sie erzählt nicht, wie viele sich getäuscht haben.

Ein Mangel an dieser religiösen Anschauung, wodurch sie sich von Jesu Art unterscheidet, ist auch der, daß ihr Mittelpunkt immer das einzelne Ich ist, wodurch leicht der Zusammenhang mit dem Werke Jesu im Großen, mit seinem Kampf um die Erlösung der Welt und das Werden des Reiches Gottes und damit auch fast die volle biblische Berechtigung solchen Glaubens und Hoffens in Frage gestellt wird. Manche unserer geistlichen Lieder z. B. überbieten fast die Bibel in Jubel über Gottes Liebe zu „mir" und in freudiger Zusage, daß es mir oder dir gewiß zuletzt noch gut gehen werde. Ihre volle Wahrheit gewinnen sie, sobald wir uns als dieses Ich die Gemeinde Jesu und unter dem „zuletzt" das Kommen Jesu denken.

Dies führt uns zur letzten Abweichung von der Auffassung Jesu, zu der für uns bedeutendsten, zu der systematischen. Wir haben nicht nur für den Einzelnen, wir haben auch für die Ge-

meinde Jesu, ja für das Menschengeschlecht jene schlichte Fühlung, ob der Herr mit uns sei oder nicht, verloren; denn bei jener Art der Auffassung beschließen wir alles selbst und meinen schon durch Dankbarkeit verpflichtet zu sein, alles in günstigem Lichte zu sehen.

So können wir dazu kommen, sogar diese gegenwärtige Welt ganz in der Ordnung zu finden, in welcher doch nach unserem Glauben jährlich alles, was stirbt, bis auf einen kleinen Bruchteil dem Verderben verfällt, und welcher der Heiland je bälder je lieber durch sein Kommen und durch volles Herbeiführen des Reiches Gottes ein Ende gesetzt haben möchte.

Dann wäre die von der Vorsehung Gottes durchwaltete Natur der feste Rahmen, in welchen Jesus nun noch die Möglichkeit eines seligen Loses hineingewoben hätte, infolge wovon nun der jetzige Stand der Dinge so erträglich wäre, daß Gottes und Jesu rettendes Tun gegen die Menschen im Großen und Ganzen hiemit als abgeschlossen betrachtet werden müsse.

Das wäre dann die „wahre, geoffenbarte Religion," und um diese zu offenbaren und zu bringen, dazu allein wäre Jesus gekommen; und hauptsächlich, ja fast *nur* um diese zu *beglaubigen*, hat Jesus Wunder getan.

Dieser Auffassung aber, daß Jesus nur zu solchem Zwecke seine Heilungswunder getan, widerspricht das geschichtliche Bild seines Lebens.

Das Christentum ist aber keine bloße Religion, auch nicht bloß Offenbarung, als käme es nur darauf an, daß die Menschen das Richtige *wüßten*. Das Christentum, im weitesten Sinne gefaßt, ist ein Kampf, eine Arbeit Gottes — vom Sündenfalle an — alles wieder in guten Stand zu bringen, Sein Reich herbeizuführen. Eigentlich könnte man sagen: das wahre Christentum ist das Reich Gottes, wie es Jesus, wenn er wiederkommt, bringen wird, bis dahin aber ist es der Kampf um dieses Reich.

Und in diesen Kampf trat Jesus voll und ganz ein. Wenn Religion die Gesinnung wäre, die bestrebt ist, alles in möglichst rosigem Lichte anzusehen, alles zu Gunsten einer ungetrübt freundlichen Stimmung Gottes auszulegen, — so lag ihm solche Gesinnung ferne, er hätte sie nicht verstanden, er fühlte sich zu einer solchen nicht verpflichtet, ja — nicht berechtigt. Es fehlte ihm hiefür — wenn man so sagen darf — jeder Sinn, jede Anlage, denn er war die *Wahrheit*, und in die Welt gekommen, daß er von der Wahrheit zeuge. Deshalb finden wir

in ihm vollends von jener theologischen Kunst, sich dies alles systematisch auszumalen, nichts.

Er war ein Mann der Tat. Hier liegt auch die Seite an ihm, nach der er den Zöllnern und Samaritern verständlicher erschien, als den Pharisäern und Juden; diese besaßen ja zweifelsohne mehr religiöses Wissen als jene, aber jener Denken war noch nicht durch Spielen mit der Religion verderbt, sie dachten noch natürlich. So stand der Heiland den Rätseln, die das Uebel in der Welt uns bietet, als durch und durch einfacher Mensch gegenüber, so kritisch, so nüchtern, so wahr und wahrheitsbedürftig, als sich nur irgend denken läßt, er nahm die Dinge, wie sie sind, wie sie durch ihren unmittelbaren Eindruck zu uns sprechen. Er war ein Mann, er war eher (so wie es innerhalb seiner Liebe denkbar ist) eine kriegerische Natur nach Davids Art, ein Kämpfergeist, der sagt: „So wie es jetzt ist, sollte es nicht sein, und soll's nicht bleiben, — ich leide es nicht, ich lasse mir's — als Mensch nicht gefallen!" Auch hier sehen wir ihn, als des Menschen Sohn, der Schlange den Kopf zertreten. „Ist er nicht der Sohn Davids?" sagte das Volk (Matth. 12, 23), als er wieder einen Menschen von einem unheimlichen, unnatürlichen Leiden befreit hatte, — und sie verstanden ihn damit besser als oft wir. „Ein Held, ein Kämpfer ist wieder in Israel aufgestanden, uns von unseren Feinden zu befreien. Aber er nimmt es ganz anders in die Hand — nicht die Feinde von Fleisch und Blut, sondern ganz andere, mächtigere, von denen wir kaum eine Ahnung hatten, hat er in ihrem Dunkel aufgefunden und wird sie besiegen." So dachte das Volk — und es verstand ihn darin recht. Es suchte und fand ihn in diesem seinem Tun nicht nur in der Linie seiner Propheten, sondern auch seiner Helden.

Gott sei Lob und Dank, daß er so war, denn sonst wären alle unsere — ob noch so schönen — Hoffnungen einer seligen Unsterblichkeit — Lüge. Seine Sache war nicht: eine selige Unsterblichkeit für die Menschen zu hoffen, zu vermuten, sondern sie zu schaffen. Für solche Seligkeitshoffnung bot ihm das Alte Testament aus heiligen Gründen nur spärliche Anknüpfungspunkte, einerseits vereinzelte hochbegründete Ausnahmsfälle von solchen, die dem Tode entgehen durften (Henoch, Elias), andererseits, für das Große, nur jene Hoffnungen, die durch ihn allein konnten und sollten in Erfüllung gebracht werden.

So war er zwar auch von dem Vorsehungsglauben erfüllt,

der uns tröstet, aber er beruhigte sich dabei nicht. Er vernahm in all diesem bösen Geschehen, das wir Uebel nennen, die Rechtssprache Gottes, er sah darin eine Wirkung der unverziehenen Sünden, einen Zustand, der nicht Gottes Reich zu nennen ist, und der einmal dem Reiche Gottes wird weichen müssen.

Welche Stelle dieser Vorsehungsglaube in seinem Geistesleben einnahm, darüber geben uns hellen Aufschluß jene Worte des Apostels Paulus, Röm. 8, 19 ff., an deren Schluß er diesem Glauben in unvergeßlich bündiger Weise Ausdruck gegeben hat, und in welcher er ja sicherlich auch seinem Meister aus dem Herzen geredet hat.

Mit blutendem Herzen schreibt Paulus dort von dem Elend, das durch die ganze Schöpfung geht, und von dem Sehnen und Seufzen aller Kreatur, aus diesem Elend erlöst zu werden. Das ist also diese „Natur," deren jetzigen Zustand wir als ewig richtig, deren Einfluß fast als unmittelbar göttlich denken. Sie ist selbst krank, und sie rechnet für ihr endliches Heil, wie der Apostel nachher sagt, auf uns! Der Apostel denkt sie sich offenbar von bewußten Wesen durchwaltet, die eines Sehnens fähig sind, von Wesen, die die Tage ihres Jammers nach Jahrhunderten zählen; und denken wir nur an die Gestorbenen, die doch auch zu „allem Geschaffenen" gehören, so überblicken wir einen Ozean von Jammer. Die Kreatur rechnet auf uns, sie hofft auf den Tag der Freiheit der Kinder Gottes. „Macht vorwärts!" so hören wir sie gleichsam flehen.

Die Menschenkinder, wie sie sind, sehnen sich nicht; die Gegenwart befriedigt sie, und den Jammer, dem sie verfallen werden, ahnen sie nicht; wir aber, die wir von der künftigen Herrlichkeit einen Vorgeschmack haben in dem Teil derselben, den wir schon voraus empfangen, in dem Geiste, — w i r sehnen uns auch; jene, die Kreatur, ist vom Jammer der Gegenwart zur Sehnsucht getrieben, wir von dem Hoffnungsblick in die künftige Herrlichkeit.

Wir sehnen uns mit — nach dem Tage des Sieges. Nicht nach unserem Tode, sondern nach dem Tage, wo auch unser Leib, ob lebend oder gestorben, vom Tode erlöst werden wird. Denn „wir sind zwar gerettet, aber — auf H o f f n u n g." So sehr hängt das Ganze zusammen und sind auch wir mit der ganzen Schöpfung verknüpft, daß auch unsere Rettung erst mit derjenigen der ganzen Kreatur eine völlige werden wird. Darauf warten wir mit Geduld und daraufhin beten wir.

Unterdessen, bis das endlich wird, was wir ersehnen,

wissen wir, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen; dazu, daß wir „gleich werden dem Ebenbilde Seines Sohnes".

In diesen großen Zusammenhang ist hier unser Glaube an Gottes Vorsehung eingegliedert. Wie der Krieger hofft, daß in der Kampfeszeit, bis der Sieg erfochten ist, auch seine Kraft richtig verwendet, für seinen Unterhalt gesorgt werden wird, so ist hier der Christ einer ähnlichen Fürsorge g e w i ß.

In jenem Jammer, in dem sich die ganze Schöpfung befindet, ahnen wir eine unergründliche Gerechtigkeit Gottes. Wir ahnen sie mehr als wir sie sehen, denn sie erscheint hoch erhaben in heiliges Geheimnis gehüllt. Gott ist die Ursache alles Geschehens, Seine Gerechtigkeit die Ursache alles Uebels; aber wir sehen dies nicht unmittelbar, Er, Gott, bleibt hoch verborgen. Gott läßt alle Abirrung von Ihm wie selbständig fortarbeiten, so daß sie von selbst sich als Uebel offenbart und ihre eigene Strafe wird.

So sah der Heiland das Uebel in seinem großen Zusammenhang als ein großes Ganzes und war entschlossen, es zu heben. Dieses Uebel samt seiner Ursache, der Sünde, zeigte ihm, daß ein anderer als Gott auf die Schöpfung Einfluß und über sie Macht gewonnen. Sie ist Welt geworden. Diese Welt will er besiegen (Joh. 16, 33, Luther „überwinden") und retten, sie dem Vater zurückerobern.

Bei solcher Anschauung der Dinge im Großen trat ihm der Gegensatz von Diesseits und Jenseits in den Hintergrund. Er sah eine Gesamtnot und wollte eine Gesamthilfe. Das Elend des Jenseits ist der Tod, und die Krankheiten sind die Wurzeln, die er ins Diesseits einsenkt. So sah er auch im Geiste die erhabene Gerechtigkeit Gottes in beiden Gebieten, im Diesseits wie im Jenseits, ähnlich walten. Wir, die wir uns nicht erkühnen, das Naturgeschehen ändern zu wollen, wir erlauben uns dann desto größere Freiheit im Unsichtbaren, in Betreff des Jenseits, uns beliebig vorzustellen, nach welchen Gesetzen Gott dort herrsche. Im Diesseits sehen wir nur Natur und ihre Gesetze, im Jenseits nur die Gesetze der Gerechtigkeit. Der Heiland dachte anders. Weil er (in den Krankheiten der Menschen) auf das Geschehen der Natur Einfluß gewinnen wollte und hiezu den Weg zur Allmacht, zu Gott empor suchte und fand, so begegnete er dort neben der Allmacht — der G e r e c h t i g k e i t, der Gerechtigkeit als der obersten, verborgenen Quelle des Geschehens, der Allmacht als der stummen Voll-

streckerin, welche die Rechtsgründe des Geschehens unter der Hülle eiserner Naturnotwendigkeit verbirgt. Und so sah er es im Jenseits ähnlich wie im Diesseits, wie dies der einzige Blick, den er uns in das Jenseits eröffnet, in überraschender Weise zeigt, nämlich die Schilderung jenseitiger Zustände in der Erzählung vom reichen Manne und vom armen Lazarus. Dort erblicken wir im Jenseits alles so dem Diesseits ähnlich, als es die große Verschiedenheit der Zustände nur irgend erlaubt. Vorteile, die durch die (heilige) Geschichte geworden sind, wie der Schoß Abrahams; Freundesdienste der Engel, die Zustände ebenso sehr einfache Folge als auch Lohn und Strafe. Der reiche Mann sinkt, weil die Engel ihn nicht kennen, in den Hades, und da ist Feuer. Schwierigkeiten örtlicher Natur finden wir hier — die Kluft — Gott selbst gerade so wie hier in unnahbarer Ferne und Verborgenheit. Das Räumliche und Körperliche ist ohne allen Zweifel in einem von unsern diesseitigen Verhältnissen völlig verschiedenen Sinne zu verstehen, aber es ist nicht ohne Sinn; der Gesamteindruck ist: Tatsachen, Zustände — in lauter Notwendigkeit kristallisierte Gerechtigkeit.

„So ist's!" sagt uns diese in eisernen Schriftzügen ins Dasein geschriebene Rechtssprache Gottes. Ueber die Gründe warum? zeigt sie sich nicht gesprächig, noch weniger einer Belehrung oder Unterhandlung zugänglich.

In dieser Rechtssprache Gottes, die aus allem Jammer des Uebels, des Elends zu ihm sprach, vernahm denn wohl auch der Heiland sein eigenes Todesurteil in kindlicherer und ernsterer Weise, als es unsere Glaubenslehre in Worte zu fassen vermochte. „Sünde" ist die Tat der Welt, „Tod" die Antwort Gottes, aber eine Antwort, die sich aus solcher Tat von selbst ergibt. Tod ist die einzig mögliche Frucht der Sünde. So stand der Heiland, wenn er das Uebel an seiner Gesamtwurzel erfassen wollte, zuletzt vor dieser furchtbaren Tatsache des Todes, der der Erbe alles Lebens werden zu wollen schien. Wollte er diesen aufheben (καταργεῖν 1. Cor. 15, 26, 2. Timoth. 1, 10), die Welt siegreich erretten, so mußte er selbst seinem Leibe nach, der diesem Weltganzen angehörte, ihn über sich ergehen lassen, um als der, der „nicht aus dieser Welt ist," unbesiegt, nein: Sieger zu bleiben. So konnte er der Strafe, die Gott über die Welt verhängt hat, dadurch, daß er sie trug, eine Wendung zum Segen geben. Das Strafurteil Gottes blieb stehen. Oder soll er den Vater zu bewegen suchen, daß Er es einfach aufhebe, indem Er ohne weiteres ihm zu liebe zu Gunsten der Menschen

etwas an den Rechten Seiner Gerechtigkeit ändere? Wir, deren Denken über Gott durch philosophische und dogmatische Fertigkeit oft viel an schlichter Ehrfurcht vor Gott, und damit auch an Gesundheit und Wahrheit eingebüßt hat, wir könnten vielleicht dem Heilande solches Tun zutrauen, er selbst aber, dessen Herz von der ewigen Majestät jener Rechte der Gerechtigkeit erfüllt war, er wagte es gewiß von ferne nicht, an einen solchen Versuch auch nur zu denken.

In solchem Sinne bringt wohl auch Matthäus (8, 17) die Heilungen Jesu mit seinem Todesleiden in Zusammenhang. Um den Preis *seines* Lebens durfte er die Todeskräfte von den Kranken entfernen.

In solchem Sinne umfaßte er mit seiner mächtigen Liebe *) den ganzen Jammer des Menschengeschlechts, jedes Mal im einzelnen Falle sein ganzes Herz einsetzend. In solchem Sinne erwartet er auch von den Seinen, mitzuleiden für den großen Sieg. Alle Leiden der Christen, von denen die Apostel reden, dienen *diesem* Zweck — dem endlichen Siege des Reiches Gottes. Gewißlich können uns heute Leiden auch aus andern, aus rein erzieherischen Gründen auferlegt bleiben, so daß Gott uns zwar verzeiht, die Strafe uns aber um unsers Besten willen noch nicht ganz erläßt. Aber daß der Heiland nie ein Wort davon sagte, daß ein Leiden einem Leidenden zu *liebe* verhängt sei, hat doch die Bedeutung, uns die Grundauffassung klar und fest einzuprägen.

Bevor wir nun auf die Betrachtung einzelner Bilder eintreten, dürfen wir noch die eine Frage kurz beleuchten, nämlich, ob diese Wunder dem Heilande leicht gewesen. Mir scheint es nicht. Bei dem Blindgebornen hat es den Anschein, als hielte er hier ganz besondere Maßnahmen für nötig, ähnlich bei dem Taubstummen. Letzterer Fall führt uns auf die *eine* klar vorliegende Bedingung des Erfolges — den Glauben der Hilfesuchenden. Als Jesus den zwei Johannesjüngern (Matth. 11, 5. Luc. 7, 22) die Taten Gottes, die soeben bei ihm geschehen, aufzählte, da reihte er dieselben offenbar nach dem Grade der *Schwierigkeit* an einander an, und bemaß diese Schwierigkeit nach der Möglichkeit, dem Worte der Predigt zugänglich zu sein. Am leichtesten (unter den Angeführten) hatten es die

*) Wenn Paulus (Eph. 2, 19) von der alles Denken übersteigenden *Liebe Christi* redet, so denkt er nicht an eine der einzelnen Seele in ihrer Andacht zugewendete Zärtlichkeit, sondern an die riesige, alles an Kraft, Wärme, Ausdauer und *Erfolg* weit übersteigende Macht der Liebe Christi, die nicht ruhen wird, bis sie alles besiegt hat.

Blinden, schwerer schon die Lahmen, — sie mußten hergetragen werden, noch schwerer die Aussätzigen, — sie durften gar nicht sich unter die Zuhörer mischen, am allerschwersten — natürlich nächst den Toten — die Tauben, denn sie hörten ja nicht.

Das Volk verstand dies nicht immer. Gerade jenen Taubstummen (Marc. 7, 31 ff.) brachten sie ihm in der Meinung, er habe ihm nur die Hand aufzulegen, so werde er gesund; so sehr dachten sie sich die Ursache seiner Wunder als eine unwiderstehlich — wie eine Naturkraft — wirkende Kraft.

Bekanntlich hat der Heiland oft den Kranken die Hände aufgelegt. Segnendes Auflegen der Hände ist uns von dem sterbenden Jakob, als er Josephs Söhne segnete, erzählt, und in einer Weise, die uns vermuten läßt, auch er sei vielleicht einst von Isaak in solcher Weise gesegnet worden. Von Abraham wird nicht erzählt, daß er Isaak gesegnet habe; erst die Erben des Segens fühlten dies Bedürfnis, ihr Erbe auf die Nachkommen zu übertragen. Vielleicht erbte sich diese Segenshandlung in freier Weise als Sitte fort. Jesus eignete sich diese Art zu segnen an, sei es unmittelbar von sich aus, oder aus der väterlichen Sitte, oder aus dem, was die hl. Schrift von Jakob erzählt. Ihm diente diese Handlung als Erweiterung und Verstärkung der Sprache, um in einer ans Herz dringenden Weise dem Hilfsbedürftigen seinen Willen, zu helfen, kund zu geben, weshalb er auch manchmal den Kindern die Hände auflegte, die ja für Handlungen viel mehr Verständnis und Empfänglichkeit haben, als für Worte. Wie schlicht und herzlich solche Handlung gemeint war, ersieht man aus der Erzählung des Marcus (10, 16) „und er herzte die Kinder (d. h. nahm sie in die Arme) und segnete sie, indem er die Hände auf sie legte". Das Kind in Lebensgemeinschaft mit sich setzen, und ihm einen Segen vom Vater her, welchem er im Schoße war und mit dem er in Lebensgemeinschaft stand, zukommen lassen, das war der Inhalt dieses Tuns. Und so war es wohl auch bei jenen Kranken, denen er die Hände auflegte. Es sollte ihrem Verständnis zu Hilfe kommen, ihrem Glauben ein Antrieb und eine Stütze zu sein. *)

*) Handauflegung in der Folgezeit. Die Apostel eigneten sich, wie das Neue Testament erzählt, ihrer Sendung gemäß auch dieses Tun des Heilandes, die Handauflegung an. Im weitern finden wir es einmal von den Vertretern der Gemeinde überhaupt (Apostelg. 13, 3) ausgeübt, wie auch den von den Aposteln bestellten Knechten Christi übertragen (1. Timoth. 5, 22). So handeln wir Diener des Evangeliums gewiß im Sinne Jesu, wenn auch wir je nach Bedürfnis unseren Segenswünschen, die wir über einen Menschen aussprechen, durch Auflegen der Hände

Aber gerade unsere Geschichte vom Taubstummen zeigt uns, wie ferne er davon war, durch diese Handlung eine blind wirkende Kraft ausüben zu wollen. Der Heilung dieses Taubstummen stand vorderhand ein großes Hindernis entgegen: er wußte nichts, es fehlte ihm also für den Glauben an jedem Anhaltspunkte, an jedem Inhalt. Es ist doch merkwürdig, wie der Heiland vor keiner Schwierigkeit sich besiegt erklären mochte; er sagte nicht: „Da kann ich ja vorderhand nichts tun," sondern er besiegte frischweg das Hindernis; er bringt dem Kranken die erforderliche Kenntnis dessen bei, was Er ihm tun wolle und woher die Hilfe komme, und zwar einfach dadurch, daß er alles, was sein Herz gegenüber solcher Not bewegte, in einer Weise äußerlich werden ließ, daß der Kranke es verstehen und sich daran beteiligen konnte, wobei ihm jener überwältigende Eindruck zu statten kam, welchen neue geistige Einblicke, die ihnen aufleuchten, auf Taube hervorbringen. Wie feierlich war es diesem schon, als der wunderbare Mann ihn bei Seite nahm; wie mag es ihm durch Leib und Seele geströmt sein, als jener seine kranken Organe mit etwas aus seinem eigenen Leibesleben benetzte; wie ergriff es ihn, als er an Jesu Blick gen Himmel sah, von woher er Hilfe erwartete: von dort oben her, aus den höchsten Höhen herab. Zu dem Seufzen Jesu gesellte sich sein eigenes, und — alle Vorbedingungen waren erfüllt. Die Menge hatte gewiß mit Spannung dem Tun Jesu aus der Entfernung zugeschaut und war ergriffen, als sie mit einem Male seinen lauten Ruf hörten:

einen besonderen, gleichsam zueignenden Ausdruck geben; und je mehr wir dabei von unserer Person absehen, und kindlich, lauter als Knechte Jesu handeln, desto eher wird Jesus durch uns segnen. Es sei aber immer ein Segenswort die Hauptsache! Stummes Segnen dürfte vor Gott unwürdig und vor Menschen mißverständlich sein; es erweckt den Schein einer geheimnisvollen Naturwirkung, oder gar des Magischen, also eines Tuns, das ein von der hellen Lichtnatur des Tuns Jesu völlig abweichendes Gepräge trüge. Zum wenigsten könnte dadurch die Handauflegung zu einem Heilmittel, das an und für sich wirken sollte, herabsinken. Es ist ja naturgeschichtlich nicht undenkbar, daß auf diese Weise von einem starken Nervenleben aus Einwirkungen auf ein schwächeres überströmen: allein eine solche Einwirkung steht dann außerhalb des Christentums, und dürfte kaum wohltätig wirken, denn „in mir, das ist: in meinem Fleische — sagt Paulus (Röm. 7), wohnt nichts Gutes". Eben deshalb ist es bedeutsam, daß im Neuen Testament die Ausübung dieser Handlung auf berufene Diener des Evangeliums eingeschränkt erscheint; woraus sich von selbst erklärt, warum nirgends ein Segnen oder Händeauflegen seitens des weiblichen Geschlechts erwähnt wird, offenbar im Zusammenhang damit, daß dasselbe grundsätzlich vom öffentlichen Dienste am Wort ausgeschlossen war.

„Hephata! Oeffne dich!" „Wie fein (καλῶς) hat er alles gemacht!" rufen sie, ich glaube: diesmal mit Bewunderung seiner Methode, seiner sinnreichen, erfinderischen Liebe. Sie sahen die Schwierigkeit des Falles ein, nachdem sie so sinnig überwunden war.

Sehen wir uns nun einige größere Bilder an und kommen wir im Geiste selbst mit diesen Kranken zu Jesu! Von zwei Männern ist uns erzählt, daß sie unmittelbar nach den Bergreden Jesum um Hilfe angingen, — es sind „der Aussätzige" und „der Hauptmann zu Kapernaum." Die Bittsteller sind beide, jeder in eigener Weise, von der Gemeinde Israels ausgeschlossen, der erste äußerlich als Unreiner, der zweite geistig als Heide; beide sind „geistlich arm" und selig darüber, daß nun gerade solchen das Himmelreich kommen wolle, und bekommen wohl dadurch Mut zu ihrer Bitte. So sind sich beide verwandt, obwohl in der menschlichen Gesellschaft der erste auf der tiefsten Stufe, der andere auf einer der höchsten steht.

Wir dürfen wohl denen, die dem Heiland sein großes Tun *ermöglichten*, ein Kränzchen der Ehre winden. Wir reden so leicht von Wundern hin und her, aber gegen solche Geistestat — sich im Geiste forschend, tatkräftig, flehend bis hinauf vor den Sitz der Allmacht emporzuschwingen, sind wir vielleicht allesamt Leute kleinen Geistes. Gegen ein so tief Fleisch und Blut durchdringendes Verderben, wie der *Aussatz*, wagt dieser Mensch in Jesu eine Hilfe vom Schöpfer her zu hoffen! Er „philosophiert" offenbar auch, aber die Früchte, die er pflückt, wachsen am Baume des *Lebens*, der dem kindlichen Sinne zugänglich ist, und nicht am Baume einer ungöttlichen Erkenntnis. Er hat wohl schon von großen Wundern Jesu gehört, aber möglich ist doch, daß er den Mut zu diesem Außerordentlichen aus Jesu *Predigt* gewonnen hat. Aus dem Himmelreich heraus, das den Armen am Geiste sich öffnet, strömen nun Kräfte ewigen Lebens. Jesus hat — so denkt er sich wohl — die Schlüssel des Himmelreichs, die Verfügung über die Gnadenkräfte Gottes; wie *er* beschließt, so gilt's. „Er *kann* mich reinigen," — dies ist das Endergebnis seines Denkens. Ob er aber will? Hier wendet sich die Kühnheit seines Denkens in Bescheidenheit, in Verzagtheit. Jesu *Können* beruht auf seiner Person, sein *Wollen* aber wird durch *mich*, durch meine sittliche Beschaffenheit, bestimmt werden. Das ist das echt Unabergläubische seines Glaubens, daß er sich Jesu Können zwar körperlich unbeschränkt, aber sittlich, geistig an die Gesetze der Gerechtigkeit und Heiligkeit gebunden denkt.

Oft wohl geht es uns ähnlich, aber manchmal auch umgekehrt. Sein Wollen, d. h. sein Wohlgesinntsein gegen uns zu glauben, dünkt uns Pflicht, fast als würden wir ihn mit einem (vielleicht sehr begründeten) Zweifel beleidigen; daß dies eigentlich bloß Glaube an uns ist, merken wir nicht. Aber wenn wir an sein Können glauben wollen, so versagen uns alle Glieder des Geistes ihren Dienst.

Der Aussätzige naht mit dem Ergebnis seines Denkens dem Herrn. Eine Bitte wagt er nicht, aber sagen will er's ihm doch in tiefster Demut, Jesus wird daraus doch den Wunsch erkennen. „Wenn du mir auch nicht hilfst, so unterbleibt die Hilfe nicht, weil du nicht kannst, sondern weil du (was ich wohl begreife) nicht willst. Wenn du willst, so kannst du," mit diesen Worten naht er sich Jesu.

Was tut der Heiland? Spricht er zu dieser Jammergestalt (nur dies eine Mal für alle folgenden Fälle sei diese Frage erlaubt): „Mein Sohn, diese Krankheit ist dir, oder sei dir fortan zum Segen!?" Ihn jammerte sein, das Leiden durchschauerte sein Inneres und er sprach, seine Hand fassend, ebenso kurz, wie er angeredet worden: „Ich will, sei rein!" („es tun," ist Luthers erklärender Zusatz.)

Alsobald wurde er rein.

Der Heiland erlaubte ihm nicht, sich als gesund unter den Leuten zu erklären, und als gesund zu benehmen, bis ihn, dem Gesetze gemäß, die Priester untersucht und nach Befund für gesund erklärt. Diesem Gesetze war Jesus von Herzen untertan; daneben war es ihm lieb, wenn die Priester es auch erfuhren, wie er ihre gesetzliche Autorität in Ehren halte.

Gehen wir zu seinem geistigen Genossen, dem Hauptmann zu Kapernaum.

Der Hauptmann (Centurio) ist wohl, da er ein Heide ist, ein ursprünglich römischer Offizier in des Herodes Antipas Diensten. Unser heutiger „Hauptmann" bezeichnet übrigens von ferne nicht den Rang eines damaligen Centurio. Die dienstbeflissene Art, wie die Aeltesten auf seinen Wunsch sich bei Jesu für ihn verwenden, die ehrerbietige Dankbarkeit, die sich in dem Worte offenbart „er hat unser Volk lieb," der Reichtum, der ihm erlaubt, eine Synagoge zu bauen, das alles malt uns sozusagen den „großen Herrn." Es bedurfte schon einer Geistesfreiheit bei einem solchen Manne, die „Eingeborenen" des Landes, in das er versetzt war, in dem Grade lieben und achten zu lernen. Die Synagoge als Familienzentrum einer ganzen Bevölkerung

war etwas, wie man Ähnliches nirgends fand, und offenbar gewann auch das, was er als Gast in derselben hörte, noch sein volles Interesse. Sein Entschluß, in Kapernaum ein würdigeres, wohl auch geräumigeres Gebäude für diese Versammlungen zu bauen, hatte fast etwas Providentielles; — größere Ehre als dem Tempel Salomos wurde diesem seinem Bau zu Teil, denn diese Synagoge wurde ja, wie keine andere, der Mittelpunkt der Lehrtätigkeit Jesu. War er gewiß schon vorher ein fleißiger Gast in seinem Hause, — wie gerne mag er vollends gekommen sein, als er nun sah, für *wen* er eigentlich dieses Haus hatte bauen müssen!

Dieser Mann nun hat ein Anliegen an Jesum wegen der Krankheit seines Sklaven. Was uns zuerst, als etwas dem Heiland selten Begegnendes, auffällt, das ist die ehrfurchtsvolle Förmlichkeit, mit der er vorgeht, die Art, wie er in fast „amtlicher" Weise Jesu Würde ehrt. Die Aeltesten, so etwa unser „Stadtrat," mögen verwundert gewesen sein und sich geehrt gefühlt haben, als er sie bat, seine Bitte bei Jesu zu vertreten, und wenn sie Jesu einschärfen: „Er ist's wert, daß du es ihm erzeigest," so fühlen wir bald, *welche* Würde ihnen den tieferen Eindruck macht, ob die *weltliche* des Hauptmanns, oder die *geistige* des Heilandes.

Woher bei dem Hauptmann diese Ehrfurcht? Sie rührt nicht etwa daher, daß er Jesum für ein höheres, übermenschliches Wesen hielte. Denn er vergleicht sich ja selbst mit ihm in den Worten: „auch ich bin ein von einer Obrigkeit angestellter *Mensch*" und getraut er sich doch, ihm darüber Unterricht zu erteilen, wie ein höherer Beamter sich zu verhalten habe. Letzteres ist ein rührender Zug. Es kann ja einem, der rasch in höhere Stellungen emporsteigt, begegnen, daß er in Gefahr ist, seiner Würde etwas zu vergeben, und da noch selbst einzugreifen, wo er es seinem Range schuldig ist, sich auf das Befehlen zu beschränken. Der Heiland nun in seiner Knechtsgestalt und seinem Demutssinn erschien dem Hauptmann nahezu als ein solcher, der nicht wisse, was er seinem Range schuldig ist. Vielleicht erschien ihm Jesu Vorhaben darum noch mehr als eine Leistung, ein Opfer, weil ja sein Haus, das Jesus besuchen wollte, ein *heidnisches* war, und der Jude durch den Besuch eines solchen Hauses unrein wurde bis an den Abend. Doch fühlt man seiner Rede dies Bedenken *nicht* an. Er ist nur von seiner persönlichen Unwürdigkeit gegenüber der hohen Würde Jesu erfüllt.

Woher kam dem Hauptmann diese Ehrfurcht vor Jesu? Sie entsprang einer Denkweise, welche der Heiland in solcher Klarheit und kindlich männlichen Kraft sonst nirgends fand. Er erschaute die Gesamterscheinung Jesu als ein Ganzes, Einheitliches, und erkannte in allem seinem Tun und Reden: „Ihm ist von Gott ein Auftrag geworden, eine Sendung an die Menschen, infolge deren Er über Gottes Kräfte und Heere gerade so wirksam verfügt, wie ich über meine Soldaten.“ Man schrieb gewiß gern die Wunder Jesu irgend einer unerklärten Begabung, einer Kraft von mehr oder minder göttlicher oder auch unbekannter (oder sogar, wie die Pharisäer verleumdeten, „unheimlicher“) Herkunft zu. Um den lebendigen Gott, der hier durch ihn waltet, sich nicht nahe kommen zu lassen, glaubte man um so lieber in gedankenloser, abergläubisch gläubiger Weise an eine unbekannte „Kraft“ und zersetzte so seine ganze Erscheinung (Wort und Tat) in abgerissene Bestandteile, um sich gegen jeden derselben nach Belieben verhalten, seinem Worte namentlich die Kraft göttlicher Beglaubigung etwa auch versagen zu dürfen. Bei dem Hauptmann sehen wir nun das Gegenteil. Es ist wohl gerade die Macht und Helle der Rede Jesu, und das „Wort vom Reich“ in seinem großen Zusammenhang, was ihm die Wunder als natürlich, als selbstverständlichen Bestandteil der ganzen Erscheinung dieses „Gesandten Gottes“ erscheinen ließ. In aller Machterweisung sieht er im Hintergrunde den Auftraggeber, den Oberherrn, Jesus ist ihm ein „Knecht,“ ein Beamter Gottes, und darum wendet er sich auch an ihn in Anliegen, die — wie die Erfahrung ihm zeigt — in den Kreis der Amtspflichten und Amtsbefugnisse Jesu gehören.

Auch er hat also das Wort von einer nahenden „Herrschaft des Himmels“ verstanden.

Das ist der „Glaube,“ den Jesus in solcher Größe „nicht einmal in Israel“ gefunden, ein lebendiges Denken an Gott, vor Gott, über Gott, eine Unbefangenheit, im Tun Jesu Gottes *Hand*, Gott selbst, den lebendigen, den *heute* nahen, zu erkennen und zu erfassen. Diese lebendige Fühlung mit Gott dem Allerhöchsten macht auch ihn, wie den Aussätzigen, so demütig, daß ihn der bloße Gedanke, Jesus wolle unter sein Dach gehen, erschreckt.

Das ist der Glaube Abrahams, Isaaks und Jakobs. Abraham mußte das Gestern vergessen, er konnte sich nicht mit dem behelfen, was er von Eltern und Voreltern gelernt, sondern

mußte im Glauben vorwärts. Er war religiös titellos, kein „Christ," kein „Jude", kein „Israelit," auch kein „Heide,"*) sondern einfach ein „Mensch", aber er hatte den lebendigen Gott erfahren. So war er ein Original, sein Glaube war etwas in ihm Ursprüngliches, und solcher „originaler" Menschen, die sich durch das Wort von Gott aus ihrem Herkömmlichen herausreißen lassen, sieht der Heiland im Geiste viele in allen Weltgegenden erstehen; — der Hauptmann ist ihm eine Gewähr dafür, eine verheißungsvolle Erscheinung: „Auf solchen Leuten ruht die Zukunft meiner Sache." Solche werden einmal mit Abraham, Isaak und Jakob im Himmelreiche ausruhen von der heißen Arbeit ihres Glaubens, — aber die Kinder des Reichs?

Die „Kinder des Reichs" waren in Gefahr, und sind es noch immer, einen lebendigen, eingreifenden Gott zwar in der Vergangenheit und in einer in feierlicher Ferne liegenden Zukunft zu glauben, nicht aber „heute." Beides, was Gott getan hat und was er tun wird, ist ihnen der gewöhnlichen Menschengeschichte enthoben, gleichsam in einem höhern Stockwerk „Religion" genannt; aber die Gegenwart verläuft in ihren Augen nach anderen Gesetzen. Dem Hauptmann zu Kapernaum war vielleicht die heilige Geschichte der Vergangenheit nur spärlich bekannt, aber nachdem er Gottes Hilfe in Jesu erfahren hatte, klang ihm gewiß alles, was er nachher noch von Gottes Taten in der Vergangenheit vernahm, wunderbar verwandt und sozusagen selbstverständlich. Unser Glaube kann sich nähren an den Taten Gottes, die uns die heilige Schrift aus der Vergangenheit erzählt, und schon darum ist es ja überaus wichtig, alles, was Gott getan hat, zu glauben und tief ins Herz zu schließen; aber welch ganz andere Kräfte des Geistes werden doch in uns zu den Waffen gerufen, wenn wir etwa mit Josua glauben sollen, daß Jerichos Mauern einfallen werden, als heute zu glauben, daß sie vormals einmal eingefallen sind.

Vor dieser Gefahr warnt auch Paulus die Hebräer (Kap. 11). Auch sie waren in Gefahr, der Arbeit des Glaubens und Hoffens das „erbauliche" Ausruhen auf der heiligen Vergangenheit vorzuziehen. Ihnen zeigt der Apostel, wie die

*) Das Wort „Heide" kennt die Bibel merkwürdigerweise in der Einzahl nicht. Sie kennt nur ein „Volk Gottes," welches als das allein richtig gegliederte, von Gottes Ordnung durchwaltete Volk „das Volk" (Am) heißt, und andererseits „Nationen" (Gojim). In der Einzahl sagt das Neue Testament etwa „Unbeschnittener," das Neue Testament kann nur sagen (z. B. Kolosser 2, 28) „Mensch."

Väter von Geschlecht zu Geschlecht immer wieder neu zu glauben hatten, immer wieder mit ihrem Lebensschifflein in eine ungewisse Zukunft hinaussteuern und — sich hinaus *glauben* mußten, sollten anders die Dinge *heilig*, göttlich vorwärts gehen und nicht bloß schlecht menschlich, weltlich.

So droht den Kindern des Reichs, daß sie vor lauter Gläubigkeit nie lernen, was „Glauben" heißt. Ihr Glaube ist ein Selbstgespräch, und malt sich die innere Welt der Gedanken in möglichst schönem Lichte; aber unter das eiserne Gericht des lebendigen Gottes kommen sie bei der großen Gewandtheit ihres sogenannten Glaubens nie, und den Gewaltsprung des Glaubens aus dem scheinbar Festen der Sichtbarkeit heraus auf das Erbarmen Gottes *allein* lernen sie nicht.

Bedenkenswert ist, daß der Heiland für die Leute dieser Art, die in vermeintlich frommer Selbsttäuschung befangen sind, einen eigenen Ort im Jenseits weiß, den er wiederholt ihnen, und nur ihnen anweist (Matth. 8, 12; 22, 13; 25, 30): „Die äußerste (genauer eigentlich: die „äußere") Finsternis."

Der Zeitfolge nach schließt sich nun an diese Geschichte unmittelbar die der Auferweckung des Jünglings zu Nain an. Wir stellen aber lieber dem Bilde des Hauptmanns das Bild der *geistlichen* Größe Kapernaums, des Jairus, gegenüber, da diese beiden Bilder einander eigentümlich ergänzen.

Der Mann muß wohl am Gestade des See's in hoher Achtung wegen seiner Stellung, und wegen der Art, wie er sie ausfüllte, gestanden haben, da sein Name genannt ist. Er war auch für Jesus ein wichtiger Mann, als wahrscheinlicher oberster Leiter der Synagoge zu Kapernaum. So liberal nun auch die jüdische Synagoge überhaupt war in Erteilung des Worts auch an Gäste, also auch an solche, die weder zum besondern Lehrerpersonal, noch zu der weiteren Mitgliedschaft derselben gehörten, so war doch wohl die Liberalität, mit der man Jesu die Synagoge in Kapernaum gewährte, auch damals eine ganz außerordentliche, für die wir vollends in unsern kirchlichen Verhältnissen *keine* Möglichkeit ersehen könnten. Diese Liberalität hatte Jesus wohl größtenteils dem Jairus zu verdanken. Es war keine Kleinigkeit für ihn, zu sehen, wie, wenn dieser „Gast" redete, die Räume sich weit dichter füllten, und zu sehen, wie auch in seiner Gemeinde Jesus ohne allen Vergleich mehr galt als er. Er mochte wohl ein „wohlwollender" Zuhörer Jesu sein, aber in seinem Hause mußte man gewiß eine Verstimmung niederkämpfen über diese „Unbill des

Publikums," oder über diese „Unart," den „lieben jungen Mann so zu vergöttern." Das Erkranken seines Töchterleins mag ihm nach einer Seite fast willkommen gewesen sein, als Anlaß nämlich, seiner Gemeinde mit gutem Beispiel voranzugehen. Denn diese Art, wie die Leute in allen Krankheiten sich an Jesum wendeten, war doch bisher in der heiligen Schrift unerhört; Jairus konnte versucht sein, sie unbiblisch, krankhaft, tadelnswert zu finden. Er wollte „selber beten," auf Gott allein vertrauen, worin sein Töchterlein vielleicht — schon aus Begeisterung für ihres Vaters Ehre und Trefflichkeit — mit ihm übereinstimmte.

Aber sein Beten half nichts, die Krankheit wuchs und wuchs und ward ein gewaltiger Bundesgenosse des Edleren, Kindlichen, Lauterern in ihm, und bestimmte ihn endlich, Jesum aufzusuchen, daß er „die Hand auf sie lege," daß sie gesund werde. Jesus hat eben doch „eine Kraft" geschenkt bekommen, derer man sich wie anderer Mittel bedienen darf; so mag er gedacht haben. Aber nun, da er Jesum wünscht, ist Jesus nicht da, ist über den See auf unbestimmte Zeit. Eine Glühhitze der Trübsal, der Spannung, der Angst folgte, die wohl im Stande war, solche Schlacken vornehmer Redewendungen hinweg zu schmelzen. Wir sind selbst mitbewegt, wenn wir nun die große Teilnahme seiner Gemeindeglieder sehen, vor denen es nun kund wird: „Jairus sucht Jesus für sein Töchterlein." Da war bei manchen im Stillen viel Dank gegen Gott für erhörte Fürbitte, viel erneutes Mitbeten. So standen sie alle am Ufer und erkannten endlich in den Insassen eines von jenseits kommenden Schiffes Jesus und seine Jüngerschar.

Daß Jairus vor Jesus, als derselbe ausgestiegen, auf sein Angesicht fiel, zeigt vielleicht an, daß er sich bewußt war, er habe ihm manches abzubitten, und zwar öffentlich; leicht war es nicht. Hatte er sich bisher irgendwie selbständig neben Jesus gestellt, so war diese Handlung ein edles, demütiges Bekenntnis. Lebte damals sein Töchterlein noch, oder war es schon gestorben? Wir wissen es nicht, er wußte es wohl selbst nicht. Vermutlich lebte es noch. O, daß er jetzt mit seinem militärischen Kollegen sagen könnte: „Sprich nur ein Wort, so wird mein Kind gesund!" Er hätte seinem Kinde das Sterben erspart. Aber noch kann er sich zu solchem Glauben, zu solcher Erkenntnis des Werkes, das Jesu anvertraut ist, nicht emporschwingen. „Handauflegen," das schwebt ihm vor als der letzte Rettungsanker. So war es ihm noch zu gönnen, daß das Töchterlein

starb, denn wäre es durch Handauflegung Jesu genesen, so hätte Jairus bald wieder Mittel gefunden, sich die „Kraft" oder „Gabe" Jesu in einer Weise zu erklären, die ihm die Bedeutung Jesu wieder verdunkelt, die Gottestat, die durch ihn an dem Töchterchen geschehen, wieder bedeutungslos gemacht hätte. Ließ es vielleicht darum der Heiland zu, daß das Töchterlein auch starb? Ich glaube es nicht. Könnte der Heiland nicht auch ungebeten ein Wort sprechen: „Gehe hin, dein Kind lebt!" Nein, er wollte und durfte nicht weiter gehen, als er durch den Glauben der Bittenden veranlaßt war. Er schickt sich in das bescheidene Glaubensmaß des Jairus, im Geiste Beschlag legend über ihn und das Töchterlein und das ganze Haus, daß noch alles recht werde, aber im Uebrigen dem Gang der Dinge folgend. — Ein neuer Aufenthalt — mit dem blutflüssigen Weibe! Wie mag Jairus gezittert haben! Aber lieber Mann, gerade so lange als dein Töchterlein sich des Lebens gefreut hat, gerade so lange ist dieses Weib auf den Staffeln der Not tiefer und tiefer herabgestiegen (reich und gesund, reich und krank, arm und krank), sollte nun nicht erst die Reihe an sie kommen dürfen?

Dieses Weib ist ein geistiges Gegenbild zu dem Hauptmann von Kapernaum, ebenfalls kühn im Denken, frei und stark im Glauben wie er, aber in weiblicher Weise. Denkt der Mann mehr wissenschaftlich oder geschäftlich, zieht er seine Schlüsse aus dem Allgemeinen, und den Gesetzen, die in demselben zu Tage treten, so denkt das Weib meist mehr persönlich: der Mensch, die einzelne Persönlichkeit ist dem Geiste des Weibes wichtig, und das Wesen, die Bedeutung einer solchen Persönlichkeit durchschaut sie mit feinfühligem Scharfblick. So auch hier dieses Weib. Weniger vielleicht die Höhe des Berufs Jesu erkannte sie, wie es dem Hauptmann gegeben war, als vielmehr die Majestät und Größe seiner Person. Sie sah in ihm ein wandelndes Himmelreich. Jene Engelscharen, die der Hauptmann im Geiste dem Herrn zur Verfügung stehen und seines Befehles harren sah — sie sah dieselben in Jesu und um Jesum versammelt. Weil Schamgefühl ihr verbot, ihre Not ihm, zumal vor anderen, kund zu geben, so wagte sie es, sich gleichsam bittend an dieses ganze Jesus-Himmelreich zu wenden, und jene Engel, die des Hauptmanns Knecht auf Jesu Befehl gesund machten, die halfen hier dem Weibe gleichsam auf eigene Rechnung, im Sinne ihres Herrn.

Der Heiland spürt es. Diese Art von Hilfe bedarf natür-

lich und notwendigerweiser noch einer Ergänzung — sie muß ans Licht, sonst könnte sie mißverstanden werden, und das Beispiel zu schlimmem Mißbrauch geben, der allerdings gewiß bald wegen gänzlicher Erfolglosigkeit erloschen wäre. Er verlangt des entschiedensten, daß sie sich an den Tag gebe, so daß ihr ihre Tat fast als ein Diebstahl mag auf das Gewissen gefallen sein. Aber er tadelt ihr Tun nicht und sein Wort an sie: „Dein Glaube hat dir geholfen," mag sie heute noch trösten gegen den Vorwurf mancher, sie sei doch ein wenig abergläubisch gewesen. Wie wichtig war doch dem Heiland der Glaube!

Kehren wir zu Jairus zurück! Sein Töchterlein ist unterdessen gestorben! Fast meint man aus dem Tone, mit dem es dem Vater mitgeteilt wird, eine schadenfrohe Genugtuung herauszuhören, weil nun diesem „ehrwürdigen" Hause die Demütigung erspart sei, daß dieser Rabbi Jesus dasselbe als Helfer in der Not betrete.

„Zu spät!" so dröhnte es in des armen Vaters Ohren. Aber wie der auf schmalem Pfade an jähen Abgründen vom Schwindel Ergriffene durch den Arm des stärkern Gefährten gepackt und gerettet wird, so kommt ihm der Befehl seines neuen Freundes zu Hilfe: „Fürchte dich nicht! Glaube nur!" „Glauben!" Das war ja auch das Stichwort seiner Partei, das meinte er ja auch lebenslang geübt zu haben. Glaubte er doch redlich alles, was ihm die heilige Schrift von Vergangenem erzählt, und auch die Gegenwart und Zukunft meinte er immer „im Lichte des Glaubens" angesehen zu haben. Aber jetzt war all sein bisheriges Glauben wie nichts in seinen Augen, jetzt, da er vor dem Glauben steht, welches die Väter in ihren heißen Stunden, ein Moses am roten Meer, ein Elias auf Karmel geübt, ja vor einem Glauben, das alles Frühere überbietet.

Schwärmer hätten jetzt vielleicht (manche Erscheinungen der Gegenwart legen uns diese Betrachtung nahe) eine feierliche allgemeine Gebetsszene angeordnet, um Gott zu „bestürmen". Nichts lag dem Heiland ferner als solches. Das, was er erhoffte, war heilig, und er ging auf der Spur eines Elias und Elisa, die in ähnlichem Falle auch der größten Zartheit sich beflissen, und ihre Wünsche und Hoffnungen fast in Geheimnis hüllten. Ein Versuch, Gott zu nötigen, hieße „Gott versuchen". Vorsorglich wirft der Heiland über das Wunder, das er erhofft, zum Voraus den Schleier des Geheimnisses durch das Wort: „Das Mägdlein ist nicht gestorben, es schläft." Die Wunder sind denen, für die sie geschehen, eine Ehre, wie ja viel Wundersucht

aus geistlichem Ehrgeiz hervorgeht, und „so großer Ehre sind wir, Jairus und die andern," so dachte er, „nicht wert". Der liebe Gott tut's lieber, wenn Er's kann im Stillen.

Darum säubert er auch die Stätte von allen überflüssigen Anwesenden. Drei Jünger sollen dabei sein, sie sollen lernen, wie sie's in künftigen Fällen zu halten haben, und die Eltern gehören selbstverständlich her. Es muß doch in dem Tone, womit Jesus das Mägdlein anredet: „Thalitha, kumi!" etwas besonders Herzliches und Zartes gewesen sein, daß der Erzähler (d. h. der Augenzeuge) sich's nicht nehmen lassen kann, die Worte auch noch so, *wie* er sie gehört, wiederzugeben.

Und alsobald stand das Mägdlein auf und wandelte. Das Wunder mußte *ganz* geschehen. Es war eine Neubelebung und Genesung zugleich.

Und sie entsetzten sich über die Maßen. Wir machen uns wohl kaum mehr eine Vorstellung davon, welch eine Predigt vom Dasein, von der unmittelbaren Nähe des lebendigen Gottes ein solches Erlebnis war.

Es ist ein helles Zeugnis von des Heilands klarem, allzeit in der Liebe wachendem Sinn, daß er sich sofort mit mütterlicher Vorsorge des armen, ausgehungerten Mägdleins annahm, damit es ob der allgemeinen Rührung nicht vergessen werde. Die Speise, die es auf seine Anordnung erhielt, predigte ihm seine *Liebe* und wirkte segensreicher, als ein ganzer Redestrom vermocht hätte. Wie manche Verstimmung über den Mann, der ihres Vaters Ansehen erbleichen machte, schmolz in Rührung des Dankes hinweg.

Wenden wir uns nun zu dem Jüngling zu Nain!

Der Heiland ist auf der Wanderung in die Stadt Nain begriffen. Es folgten ihm „gewaltig viel Schüler und viel Volk". „Wie er aber dem Stadttore nahte — siehe! da wurde ein Gestorbener herausgetragen, seiner Mutter ein eingeborner Sohn und sie war Witwe, und eine gewaltige Schar der Stadt war mit ihr." (Lucä 7, 12.)

So ist malerisch die Ueberraschung geschildert, in der der Heiland auf einmal zwischen zwei „gewaltige Scharen" gestellt ist — einem Gestorbenen gegenüber und zwar einem solchen Gestorbenen, der das ganze Weh des Todes, die grausen Wunden, die der Tod in unser Gemeinschaftsleben reißt, grell vertrat.

Hätte der Leichenzug ein weniges früher die Stadt verlassen, so hätte ihn Jesus von ferne erblickt und es wäre ihm

dann freigestanden, abzuschwenken und mit seiner Schar dem Leichenzuge auszuweichen. So aber blieb ihm keine Wahl und auch uns ist die Frage, was er in jenem Falle getan haben würde, erlassen.

Was sollte hier der Heiland tun? Wohl wußte er, daß das Reich Gottes, wenn es kommt, die Herrschaft des Todes beseitigen werde. Aber das wußte er auch: Gott tut alles fein zu seiner Zeit und der Tod wird unter allen gottwidrigen Mächten der jetzigen Weltordnung die letzte auf dem Plane sein. Jetzt schon dem Sterben der Menschen ein Ende zu setzen, hätte weder Sinn noch Zweck.

Was soll er jetzt tun? Soll er die Witwe gerade damit trösten, mit der Hoffnung auf das Reich Gottes, auf die Wiedergeburt (Matth. 18), auf die Auferstehung der Toten? Das lag nahe. Solche Trostworte waren an sich schon gang und gäbe im damaligen Judentum. Die Pharisäer hofften auf eine Auferstehung der Toten. Der Heiland mag solche Hoffnungsreden auch schon gehört haben und gedacht: „O ihr lieben Leute, das ist bald gesagt. Aber wüßtet ihr doch, wie schwer es hält, daß es wahr werde! Ohne mich wäre diese Hoffnung leerer Traum." Es war eben vor der Hand eine Ansicht und Ansichten bemessen sich nicht nach ihrer Schönheit, sondern nach ihrer Wahrheit.

Aber soll er nun nicht gerade sein Evangelium betonen, die Hoffnungen verkünden, die er in Aussicht zu stellen berechtigt und ermächtigt ist?

Hätte er dies getan und sonst nichts, so war man berechtigt oder verpflichtet ihm zu antworten: Das sind eben Ansichten. So hat man schon längst geredet. Schön zu reden verstehen andere auch.

Hätte der Heiland noch so schön gesprochen — der Eindruck wäre geblieben: am Tode hat er seinen Meister, über den vermag er nichts. Er wäre nicht als der Sohn des Allerhöchsten dagestanden. Auch wir denken vielfach dumm und dunkel, Gott sei ans Naturgesetz des Todes — dieser gräßlichen Erscheinung — gebunden. Es sei nun einmal so, und nicht zu ändern. Als der große Sieger und Erlöser wäre der Heiland abgesetzt gewesen, ein Held wäre er in Worten und Theorien, aber nicht in der Tat.

So war der Heiland gewissermaßen in Verlegenheit. Es war aber doch nicht nur Verlegenheit. Ihn jammerte ihrer, ihn — den Herrn, betont Lucas. Es war etwas von dem,

was wir oben als kämpferisches Denken des Herrn bezeichneten: daß dieser Witwe ihr einziger Trost so weggerissen sei — das darf unter meinen Augen nicht so bleiben," ich der „Herr" leide es nicht. Er rührte den Sarg an. Die Seele mußte doch von dort, wo sie sich jetzt befand, zurückbeordert werden, bevor er sie anreden konnte, und das bewirkte er, indem er mit seiner Hand Beschlag legte auf diese Amtsinsignien des Todes; dann sprach er: „Jüngling, d i r sage ich: wache auf!" Die Rede klingt, als setze sie voraus, es könne oder werde dem Jüngling unglaublich vorkommen, daß er so angeredet sei, und solchen Befehl, solche Erlaubnis erhalte, ja, als solle er gleichsam zu solchem Entschluß ermutigt werden. Und der Tote richtete sich auf und redete!

Wir begreifen die F u r c h t, die sich des Volkes bemächtigte. In wie gar anderem Lichte erscheint uns doch plötzlich das ganze Dasein, wenn in solcher Weise Gott selbst aus seiner Verborgenheit heraus in unser Leben hineinspricht! „Gott hat sein Volk besucht." Mit diesem israelitisch kindlichen und lieblichen Worte gibt das Volk sich Rechenschaft von dem, was es hier erlebt hat.

Die Art, wie Jesus zu dieser Totenauferweckung durch Gottes besondere Fügung veranlaßt, fast genötigt worden, erinnert uns an sein Wort (Joh. 5, 20), wo er, von den Juden wegen der Heilung eines Lahmen am Sabbath zu Rede gestellt, sagt: „Der Vater wird mir noch größere Werke zeigen, d a m i t i h r e u c h v e r w u n d e r t" — nämlich Totenauferweckungen. In der Rede (5, 17—30), der dies Wort entnommen ist, spricht sich Jesus so eingehend und tief über das Wesen seines Wundertuns aus, daß wir sie gerne eingehender betrachten.

Jesus rechtfertigt sich mit dem Worte: „Mein Vater (s c h a f f t zwar nicht mehr, spricht nicht mehr „es werde!" aber) w i r k e t bisher (obwohl noch sein Sabbath dauert) und ich wirke auch." Das war in aller Kindlichkeit gesprochen, aber es enthüllte auch, fast unwillkürlich, sein großes Geheimnis, das ihm die Juden tödlich übel nahmen — daß er Gottes Sohn sei. Dadurch ist er genötigt, sich weiter über seine Wunder auszusprechen. Was er nun spricht, ist zunächst ein Erguß der Demut, damit man ihm nicht größeren Anteil an seinen Wundern zuschreibe, als ihm gebühre; er will es ihnen aber auch klar machen, daß ihre Klagen über seine „Wunder" nicht ihn, sondern den Vater treffen. „Wahrlich, wahrlich ich sage

euch: es kann der Sohn von sich selber gar nichts tun, außer wenn der Vater etwas tut; denn was Er tut, das tut dann auch der Sohn ebenso (oder ebenfalls)." Wie wunderbar stark lehnt hier der Heiland alle, in falschem Sinne gleichsam körperlich verstanden, „höhere, übermenschliche Begabung" von sich ab. Wunder tut nur Gott. Es ist nur sein innerlich so hohes und zartes Verhältnis zu Gott, infolgedessen Gott solche Wunder durch ihn, mit ihm tut. Aber nun verbreitet sich der Heiland weiter über den großen Zusammenhang dieser Wunder mit der ganzen Erlösungsarbeit, die Gott ihm überträgt, bis zum letzten Abschluß.

Um die Heilung des Lahmen zu beleuchten, überblickt er sofort das ganze Gebiet, in das er mit dieser Heilung einen Eingriff getan, das Gebiet des Todes in seiner ganzen Weite und bis in die tiefsten Tiefen hinein, sowie namentlich auch seinen bevorstehenden Sieg über denselben von Stufe zu Stufe in allen seinen Gebieten bis zu dessen gänzlicher Vernichtung. Dem Heiland wären solche sozusagen zufällige Einzelhilfen fast sinn- und zwecklos gewesen, hätte er nicht darin ein Angeld für Großes erblicken können. Er sah in ihnen Zeichen davon, wie es im Lager des Feindes aussieht (Luc. 11, 20), noch mehr aber Aufschlüsse darüber: was der Vater im Sinne hat. Es gab ihm überhaupt Licht über den ganzen Zusammenhang des Uebels, gleichsam den Organismus desselben.

Dem Heiland ist es unmöglich, sich mit dem bloßen Naturzusammenhang des Uebels, dessen sogenannten Naturursachen, zu beruhigen, wie er auch — müßte er dies — wohl sich keine Hilfe seinerseits, als wohnte in ihm eine direkte Kraft über die Natur, zuschreiben möchte. Er sieht erstens das Uebel im Großen, als Gesamtheit (gleichsam als Gesamtkörper) im Tode und zweitens sieht er den Tod im Lichte des Vaters an als Gericht. Schwerlich sieht er in jedem einzelnen Falle ein Spezialgericht, denn wir sind zu deutlich den Naturkräften unterworfen. Aber daß wir Menschen, trotz des Göttlichen in uns, demselben unterworfen sind, daß in uns das Leben nicht stärker ist, darin sieht er ein Gesamtgericht. Der Heiland sieht uns nicht als völlig Lebende an, sondern als im Gebiete des Todes befindliche (V. 24). Immerhin sah er jedenfalls viel Spezialgericht, so gerade bei diesem Lahmen (V. 14 „Sündige hinfort nicht mehr, auf daß dir nicht Aergeres widerfahre.") So ist nun auch jede Heilung als Gottes Tat eine Gerichts-

tat, eine Vergebung, wenn auch oft nur eine teilweise. (Vergebung kann ja Stufen haben.) Die große ganze Vergebung ist Errettung vom Tode, Aufhebung des Gerichtsspruches: „du sollst sterben".

Solchen Gedanken begegnen wir, wenn wir nun die Rede von da an, wo wir sie zu betrachten begonnen (V. 20), weiter verfolgen. „Denn der Vater liebt den Sohn als einen Freund und zeiget ihm alles, was er selbst tut." So erklärt er vor der Hand seine „Wundergabe," als einfache Folge einer intimeren, vertrauteren Stellung zum Vater. „Und noch größere Werke als diese wird Er ihm zeigen, damit ihr („ihr" ist betont, es will sagen: „um euertwillen") staunet". *) Euch zu liebe, um euch aus dem Schlaf zu erwecken, damit euer Herz wieder etwas merke von ihm, dem lebendigen Gott, und seinen Gnadengedanken über euch, wird er solches tun. „Denn wie der Vater die Toten auferweckt und macht sie lebendig, also auch der Sohn macht, welche er will, lebendig." Hier denkt er vornehmlich an künftige Totenerweckungen, wie die des Jünglings zu Nain, aber im fernern noch an alles, was er von Sieg über den Tod noch weiter sagen wird, denn unter „lebendig machen" denkt er sich eigentlich noch mehr, als nur ein Weiterhinausschieben des Sterbens. Das „welche er will" zu begründen, fährt er fort: „denn der Vater richtet nicht einmal irgend einen, sondern das Gericht hat er vollständig dem Sohne übergeben." Lebendig machen ist Aufhebung eines gerichtlichen Urteils. „Dies hat er in meine, des Sohnes Verfügung gestellt." So steht nun der Sohn unter uns, als unser Mitmensch, Bruder, und als unser Richter. So kann er die Welt, obwohl sie zum Gerichte reif ist, retten, er hat freie Verfügung über unser Los. Der Vater kann ihm das Gericht ruhig anvertrauen, denn er hat den Vater lieb, er hat das volle Gefühl davon, wie häßlich wir uns gegen den Vater benommen haben. Das Gericht kann nun für uns einen günstigen Verlauf gewinnen, eine Wendung in die Erlösung, indem wir uns freiwillig dem Sohne stellen zum Gericht, uns vor dem Sohne, dem Sichtbaren, demütigen. Denn dazu hat Er ihm alles Gericht übergeben, „auf daß sie alle den Sohn ehren, wie sie den Vater

*) Dieses ἵνα ὑμεῖς θαυμάζετε erinnert an das uns (von Clem. Alex.?) als Wort Jesu überlieferte Dictum: ὁ θαυμάσας βασιλεύσει „wer sich verwundert hat, d. h. „wer einmal aus dem Schlafe der Gewöhnlichkeit erwacht ist, der wird herrschen, d. h. am Reiche Teil haben", sowie eigentlich auch an Platos Spruch, daß Staunen oder Verwunderung der Anfang des Philosophierens sei.

ehren." Dadurch, daß uns heute der Sohn ebenso unsichtbar und ebenso in göttlicher Gestalt ist, wie der Vater, sind wir in Gefahr, diese Worte anders zu verstehen, als sie damals gemeint waren. Das Gewicht des Sinnes liegt darauf, daß der Sohn der Sichtbare ist, und als schlichter Mensch vor ihnen steht. Der Vater ist der Unsichtbare, Ihn scheinbar ehren, greift nicht an, man macht sich die Vorstellung von Ihm und Seinem Gestimmtsein nach seinem Belieben, so daß alles getrost beim Alten bleibt. Darum stellt Er den Sichtbaren hin, den Sohn, mitten in die Menschengeschichte, ins Menschenleben hinein und gibt ihm Seine Ehre, damit Er, Gott, wieder gelte auf Erden, eine Geschichte habe auf Erden, ein Faktor, ein Etwas sei, dem man Rechnung trägt; da soll sich's weisen am Sichtbaren, am Sohne, ob die dem Vater, dem Unsichtbaren erwiesene Ehre Schein und Redensart, oder aber alles überwältigende Kraft sei. So gar leicht war es damals nicht, in dem Menschen Jesus den Sohn zu ehren. „Wer den Sohn, den Sichtbaren nicht ehrt, der ehrt auch den Unsichtbaren, den Vater, nicht."

„Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer mein Wort höret und trauet dem, der mich sandte, der hat ewiges Leben, und in Gericht kommt er nicht, sondern er ist aus dem Tode in das Leben hinübergegangen." — So wendet er sich mit herzeindringender Versicherung an seine Hörer. „Greift doch zu, ihr könnt euch darauf verlassen, daß es wahr ist." Wahrscheinlich wurden die Worte ebenso kühl aufgenommen, als sie warm gesprochen waren, mit welcher Aufnahme v i e l l e i c h t zusammenhängt, daß er nun das Folgende (V. 25) spricht. „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: eine Stunde kommt, und j e t z t ist sie, da werden die Toten horchen auf die Stimme (den Laut, den Ton) des Sohnes Gottes, und die, die sie hörten, werden leben."

Was für Tote meint hier der Heiland? Solche, die er — wie den Jüngling zu Nain, — wieder in das Erdenleben zurückruft, offenbar n i c h t, denn von diesen hat er schon vorher (V. 12) geredet, und mit dem „Wahrlich, wahrlich" leitet er ja offenbar etwas ganz Neues, Ueberraschendes ein. Auch würden hiezu die folgenden Worte vom Gericht keinen passenden Sinn geben. Oder „geistlich Tote?" Godet nimmt an, der Heiland rede hier von der ganzen Klasse von geistlich Toten, die „Ohren haben um zu hören". Sind das „geistlich Tote?" Aber der Heiland rechnet offenbar diejenigen seiner Zuhörer, die „ein Ohr haben zu hören," nicht zu den geistlich Toten. Seine Be-

griffe sind überhaupt alle so einfach, klar und fest, fast greifbar, daß ein so überfeiner, verwickelter, eigentlich widerspruchvoller Begriff sich bei ihm nicht denken läßt. Und überdies hat er auch von diesen, den lebenden Zuhörern, soeben (V. 24) geredet, kann also um so weniger mit seinem „Wahrlich 2c." wieder bloß sie erwähnen wollen. Godets Erklärung hat nur einen Erklärungsgrund: — die Schwierigkeit der Stelle.*)

Der Heiland hofft, bei der kühlen Aufnahme, die seine Rede findet, zuversichtlich auf eine Stunde, da er noch eine andere dankbarere Zuhörerschaft haben wird, und im Sprechen fühlt er: jetzt ist sie, die Zuhörer sind da. Es sind die Unsichtbaren, die Gestorbenen. Sie hören unter den Menschenstimmen eine als des Sohnes Gottes. Was wir nicht fühlen, das fühlen sie sofort heraus: — das ist des Sohnes Gottes Stimme.

Wir haben eine unerklärliche Scheu, an die Gestorbenen zu denken, so sehr, daß wir sie sogar in der Wissenschaft, die doch an alles denken will, beiseite tun; und wir meinen, der Heiland müsse es auch so haben. Für uns fällt gewöhnlich diese ganze Schar, der gegenüber die jeweilen lebenden Menschen eine winzige Minderheit sind, gerade so außer allen Betracht, wie für die, welche alle Unsterblichkeit leugnen. Wir denken sie uns ganz fern, eine kleine Minderheit im Himmel, die Uebrigen — zu Milliarden — in der Hölle. Dürfen wir das? Haben wir das Recht dazu, namentlich für letzteres? Leider ja, aber nur, wenn wir über „Hölle" biblisch denken. Zwei verschiedene „Aufenthaltsorte" oder vielleicht besser „Formen des Daseins", „Lagen," von denen uns die Bibel redet, hat Luther mit dem Worte „Hölle" bezeichnet: 1) die Gehenna, den eigentlichen Ort der Verdammten, über den uns die Bibel im Unklaren läßt, wer jetzt schon dorthin gelange, und ob dieser Zustand nicht erst mit dem jüngsten Gericht in seine volle Bedeutung eintrete, und 2) den Hades, den Ort der Toten, der (unselig) Verstorbenen. Dorthin (und nicht in die Gehenna) kam z. B. (Luc. 16, 23) der reiche Mann. Dort sind wohl auch die Milliarden gestorbener Heiden. Es ist dies eigentlich kein Offenbarungsbegriff, sondern ein Begriff, den Israel mit allen Völkern des Altertums und allen Naturvölkern (nur nüchterner, besonnener gefaßt) gemein hat, und wohl eben darum, weil

*) Man darf sich hier auch daran erinnern, daß dem Heilande die Anrede „Sohn Gottes" vom Volke nie, vom Jenseits her aber fast regelmäßig entgegen kam (Lucas 4, 41 2c.).

er — wahr ist. Vom Hades her, vom Ort der Toten her, befürchtet Jesus (Matth. 16, 18) feindselige Einflüsse auf die Menschen gegen seine Gemeinde. Wie kann der Heiland dies befürchten? Darum, weil solche Namen für jenseitige Begriffe nicht schlechthin räumlich, geographisch, sondern auch geistig zu verstehen sind. „Kapernaum, du bis zum Himmel erhöhte, du wirst in den Hades hinabgeniedrigt werden." Dieses Kapernaum blieb beide Male am See Genezaret. Als es Jesum aufnahm, da wimmelte es in ihm von Bewohnern des Himmels, von Engeln, nachher von Bewohnern des Hades.

An die Gestorbenen aber denkt Jesus, der ein Herz für alle und steten Blick auf das Große, Allgemeine hat, gewiß. An die Menge der damals schon Gestorbenen denkt er, wenn er hier von den Toten redet. Solche vernehmen die Stimme des Sohnes Gottes. Die Menschen hören körperlich, da unterscheidet sich die Stimme Jesu nicht wesentlich von der anderer Menschen, jene aber hören geistig, nach der Beschaffenheit und dem Gewicht der Gedanken, — sie hören die Stimme des Sohnes Gottes. „Und die sie gehört, werden leben." Wie können sie das, da sie ihres Leibes beraubt sind? Dafür kann der Heiland Hilfe schaffen. Es ist ein hoher, hehrer Grund, den er dafür angibt: „Denn wie der Vater Leben hat in Ihm selbst, also hat Er auch dem Sohne gegeben, Leben zu haben in ihm selbst." Er hat Leben zur Verfügung. „Und Macht gab er ihm auch, Gericht zu vollziehen, weil er ein Mensch (ein Menschenkind ist." (Luther, irrig und nirgends so mißverständlich wie hier: „Der" Menschensohn und „das" Gericht). Nicht „das Gericht" überhaupt, davon war ja schon oben die Rede, sondern da Gericht zu üben, wo sonst für Gericht kein Raum mehr ist. Das Todesreich ist von rechtswegen geschichtslos. Für Wandlungen in der Rechtslage eines Toten ist kein Boden da, keine Heilsgeschichte noch sonst etwas. Sie harren dem endgültigen Entscheide entgegen, der wiederum voraussichtlich nichts sein wird, als Untersuchung des Tatbestandes samt der sich ergebenden Rechtsfolge, ohne daß ihnen eine Möglichkeit in Aussicht stünde, durch ihr Verhalten einen günstigen Einfluß auf den Gang des Gerichts auszuüben. Der Boden der Heilsgeschichte, der Erlösung, auch der Buße und Vergebung der Sünden, ist das lebende Geschlecht, „das Land der Lebendigen."

An Jesus ist das „ganze Gericht" übergeben, weil er der Sohn Gottes ist. Aber die Erlaubnis, auch über Tote

Gericht zu üben, auch dorthinein die Wandlungsfähigkeit der Lage, die unser, der Menschen Vorrecht ist, zu übertragen, hat er empfangen, weil er Mensch ist.

Diese Erklärung hat nur zweierlei Mißliches: Erstens steht das nach ihr hier Gesagte im Neuen Testament ziemlich vereinzelt da (was indes gerade um des Gegenstandes willen sehr begreiflich ist) und zweitens schlägt sie allen unsern heutigen Anschauungen (den biblischen nicht) ins Angesicht. Im übrigen schließt sie sich den Worten Jesu ins Einzelne an und ergibt einen fließenden Fortschritt und klaren Zusammenhang. Erst die Lebenden (V. 24), die „sein Wort," und dann die Gestorbenen (V. 25), die „die Stimme des Sohnes Gottes" hören, können dadurch dem Gericht entrinnen, beide werden dadurch zugleich dem Todesgebiet entrissen und ins Leben gebracht; und endlich — nachdem für alle behufs möglicher Erlösung das Aeußerste getan ist, der große Endsieg über den Tod, die Auferstehung aller und aber auch — Gericht über alle.

Die Gedanken, die Jesus hier über Krankheit und Tod und ihren Zusammenhang mit göttlichem Gericht kund gibt, finden noch eine besondere Beleuchtung in der Verhandlung über den Blindgebornen (Joh. 9), also in der letzten der drei Heilungsgeschichten, die uns Johannes erzählt (die erste war die vom Königischen, die zweite die von dem oben erwähnten Lahmen.)

Jene Gedanken (Joh. 5) hat Jesus nicht als trockenes, kaltes Lehrsystem entfaltet, sondern in furchtbarem Ernste und hoher Siegesfreude, und solche Stimmung können wir auch in Joh. 9, 1—5 bei ihm und seinen Jüngern belauschen. Eine unaussprechliche Wehmut lagert sich über dieses Gespräch, wo wir der Jünger und offenbar auch ihres Meisters Art beobachten, wie sie liebend den Ursachen des Uebels nachspüren und immer und immer wieder auf den dunkeln Hintergrund, die Sünde, als die unversiegliche Quelle alles Uebels, stoßen. Wie der Arzt behufs Heilung einer Krankheit zu allererst den Ursachen derselben nachforscht, so ist Licht über die Ursache die erste Gabe, die von der Allmacht her uns zukommt, wenn wir um Hebung eines Uebels bitten, namentlich eines solchen, das, wie das hier besprochene, als eine Geißel, als ein dunkles Rätsel auf der Menschheit liegt; solches Licht ist die erste Gewähr, daß eine Hebung desselben im einzelnen Falle und endlich in seiner Gesamterscheinung von Gott ins Auge gefaßt sei, oder nach seinem Willen von uns im Namen Jesu ins Auge gefaßt werden dürfe. Gewöhnliche Fälle haben die Jünger sich schon ohne des

The British still foolishly insisted that colonists billet any Redcoat who showed up at the door. This policy often set young soldiers aquiver, since they had no way of knowing whether they'd be greeted with a hot musket or an even hotter maiden. Savvy colonial farm girls, however, were not nearly so confused. After all, those British lads did look a touch dashing in their bangles and braid. And with the home team away—toughing it out in Valley Forge or fording the Delaware with gorgeous George—what else could a patriotic girl give for her new nation? Needless to say, it was during one of those nocturnal sacrifices so very willingly made that the historic phrase "The British are coming!" was uttered for the first time upon these hallowed shores. The rest is history.

the valuable nutrients that are derived from the soil.

As humanity draws closer to the limits of agricultural production, the weather, (b), looms larger and larger in the food picture. Contrary to myths promoted by the U.S. Department of Agriculture, modern agricultural technology has not divorced food production from such mundane things as the need for enough (but not too much!) rainfall. On the contrary, contemporary grain varieties are far more dependent on reliable weather than are traditional ones. For most of the world, the period from 1930 to 1960 was one of extraordinarily consistent good weather and concomitant high food production (and rapid population growth). There is every reason to be concerned that the world may now be entering a period of more "normal" weather. We must therefore expect greater weather variability and realize that such variability may have catastrophic effects on the nutrition of a population that has doubled in

from the U.S. by the U.S.S.R. Although the blame for high and subsequently wildly fluctuating food prices has been pinned on the Soviets, the disappearance of adequate food reserves is probably the primary cause.

The sudden appearance of declines in world food production in 1972 and 1974 (for the first time in twenty years) naturally stimulated a renewed interest in rural and agricultural development in LDCs (even as it inspired a concern for self-sufficiency in several European countries, which are heavy food importers). Heretofore, the Green Revolution in LDCs has mainly been limited to a minority of relatively well-off farmers who could afford the necessary inputs: seed, fertilizer, irrigation water, pesticides, and so on. Further expansion of food production will require, among other things, the provision of know-how, inputs, and supporting facilities, such as roads, markets, transportation, capital, and credit to the poor majority

cal, and no other has been so badly ignored by governments. Any politician showing an awareness of the evolutionary aspects of agriculture—and especially of the problem of the decay of genetic variability—should be given our most earnest support.

More research is also needed to perfect Green Revolution technology: to learn how to achieve the highest dependable yields with the least environmental damage under various conditions of soil, climate, and social organization. These are no small tasks, and we question whether current and planned efforts are commensurate with the dimensions of the problems to be solved.

Essential as agricultural development and research are to future food supplies, however, economic factors and governmental policies will continue to be important determinants as well—at least while food trade operates under "free market" rules. In particular, until a world system of

CONTINUED ON PAGE 200

Meisters Beistand in seinem Sinne zu erklären gelernt, aber bei dem Falle, der ihnen hier vorliegt, versagen ihnen ihre Erklärungsmittel den Dienst. Diesen Eindruck gewinnt man aus dem Texte. Wir erwarteten vielleicht, Jesus werde zu allererst antworten: so fragt man überhaupt nicht, es ist ungebührlich, immer sofort Sünde als Ursache vorauszusetzen. Aber in seiner Antwort liegt im Gegenteil eine stillschweigende Billigung ihrer Art, sich in gewöhnlichen Fällen die Sachen so zurecht zu legen. Wir fänden in solcher Erklärungsweise (durch die Sünde) fast eine Beleidigung Gottes, aber das ist Täuschung: — nur der Mensch wird dadurch beleidigt, d. h. unehrerbietig angefaßt. Wir haben es eben leicht, wir erklären manches als einfaches „Versehen der Natur," rein „körperliche" Mißbildung. Der Heiland konnte das nicht als Ursache anerkennen, sondern nur als Folge einer höheren Ursache. Da gehören denn freilich solche im ersten Werden eingetretenen Mißbildungen auch heute noch zum Allerschwersten betreffs der Folgen, und zum Allerdunkelsten betreffs der Ursachen, und man muß fast selbst blind sein, um nicht hiebei in grauenerregende Zusammenhänge des Verderbens zu blicken.

„Wer hat gesündigt?" Hat des Armen Seele in den ersten Anfängen seines Werdens eine so böse Richtung genommen, daß sie dadurch das Anrecht auf die Sehkraft verwirkt hat? Das läßt sich doch kaum denken. Oder ist dieses Uebel eine Strafe für Sünden der Eltern? Ach wie manches Siechtum von Kindern verkündigt die Sünden der Eltern! Und doch — Beraubung des Augenlichts von Anbeginn an, also auch jeder Idee vom Lichte — kann eine solche Verkümmerung mir aufgelegt werden um der Sünden eines andern willen?

Es ist doch etwas Eigenes um diese Not des „Warum?" — um diese Not, denken zu müssen. Luther litt gottlob — auch an dieser Krankheit. Wir Uebrigen leiden weniger daran, ja wir halten es fast für Sünde. Aber der Heiland nahm den Jüngern ihre Denknot nicht übel, sondern er half ihr nach mit seinem Rat und Aufschluß, erachtete aber gewiß auch seinerseits Denken (Suchen) als eine seiner Hauptarbeiten. Denke nur nicht auf unheiligen Pfaden, denke nicht frech, sondern heilig! denke betend! Aber dann denke doch nur getrost!

Der Aufschluß, den der Heiland gibt, ist unendlich wehmütig. Er sieht hinter der Sünde noch eine weitere, scheinbar aller Angriffe spottende Verderbensmacht, — die Finsternis, die sich als Gedankenlosigkeit, als begeisterte Blindheit auf die

Menschen lagert. Der Sünde ist er gewachsen, für sie ist die Erlösung da, aber diese Erlösung — sie findet keinen Zutritt zum Menschen, der Mensch ist vermauert. Der Heiland sieht des Vaters Sehnsucht, daß die Menschen ihn merkten als den Lebendigen und den Barmherzigen. Aber es ist ihnen so schwer beizukommen, sie wissen schon alles, und über „Gott" ist jeder schon im Klaren, wie er meint. Gott verspricht sich am meisten Erfolg von „seinen Taten," d. h. von den Wundern. Durch eine solche Tat Gottes werden dir doch die Augen aufgehen, daß Gott *ist*, nicht nur als Produkt deiner Gedanken oder Schlußbegriff deines Systems, sondern als wirklicher, lebendiger, und nicht nur das Auge wird dir aufgehen, sondern das Herz vor der überwältigenden Freundlichkeit und Majestät Gottes. Das verspricht sich Gott vom Wunder. So furchtbar schwebt ihm die Not der Blindheit und Verstocktheit der Menschen vor, daß er, um mit einer hellen Tat in ihr Dunkel hineinzuleuchten, dieses sein Menschenkind unschuldigerweise ein halbes Leben im Dunkel zubringen ließ. So sehnt er sich darnach, den Menschen offenbar zu werden, ihnen ans Herz zu kommen.

Jetzt — so sagt der Heiland — ist zu solchem Tun Gottes noch eine Möglichkeit. „Wir (nicht „ich") sind verpflichtet, die Werke dessen zu tun, der uns gesandt hat (so spricht Jesus brüderlich zu den Aposteln): „eine *Nacht* kommt, wo niemand wirken kann," wo also für solche Sprache Gottes die Gelegenheit abgeschnitten ist. Um so wichtiger waren also *jetzt* die Wunder, war auch namentlich *dieses Wunder*, von dem Gott Sich so viel versprach.

Hat es gewirkt? Scheinbar gar nicht. Ergreifend schildert uns Johannes, wie dieser Plan der göttlichen Liebe an den Felswänden menschlicher Verstockung scheiterte. Ruhig, sachlich, ohne irgend ein Urteil einfließen zu lassen, erzählt er, aber man fühlt, wie ihm das Herz blutet. Die Pharisäer erscheinen hier als fest entschlossen, dem Heiland keinerlei Autorität als eines Gesandten Gottes zuzuschreiben. So laut auch dieses Wunder spricht — sie müssen es als etwas, das am besten gar nicht geschehen wäre, und aus dem um keinen Preis eine Folgerung zu Gunsten Jesu gezogen werden dürfe, beiseite schieben. Mit einem traurigen Heldenmute ihres Selbstbewußtseins schreiten sie darüber zur Tagesordnung.

Aber die wichtige Wirkung hat nun das Wunder gehabt, daß diese Entschlossenheit der andern „nicht zu sehen," für alle Zeiten zur Warnung in vernichtender Klarheit an den Pranger

gestellt ist. „Ich bin zum Gericht auf die Welt gekommen," sagt Jesus gewiß mit tiefem Schmerz — im Gegensatze zu seinem Worte (Joh. 3, 17): „Gott hat seinen Sohn gesandt, nicht um die Welt zu richten, sondern zu retten." Wie wehe mag ihm doch immer dieser Umschlag der Rettung in Gericht getan haben! Das Wort: „Auf daß die nicht Sehenden sehen und die Sehenden blind werden" stimmt zusammen mit einem andern Worte, das uns später begegnen wird, und das ihm ein helles, freundliches Licht auf diese schweren Erlebnisse warf, das Wort: „Du Vater hast es Weisen und Klugen verborgen und Unmündigen geoffenbaret."

Furchtbar hat der Heiland mit diesem Worte „auf daß die Sehenden blind werden" den Pharisäern ihr lichtscheues Tun gezeichnet, und er läßt es nicht dabei bewenden; auch den letzten Schein von Berechtigung solchen Tuns zerreißt er ihnen und stellt dasselbe ihnen schonungslos in seiner ganzen Verwerflichkeit dar. Wer sich genötigt sieht, vor einer so herrlichen Gottestat seine Augen um jeden Preis zu verschließen und doch im Namen Gottes, für Gott an dem Volke wirken will, — wem gleicht er anders, als einem Manne, der in ein Haus will und nicht durch die Türe hinein darf, d. h. einem Diebe oder einem Mörder? So fährt der Heiland in seiner Rede an die Pharisäer fort. Der Zusammenhang derselben wurde später durch die Einteilung in Kapitel unterbrochen, was zwar hier gerade für die öffentliche Erbauung praktisch war, dem Verständnis der Rede Jesu in ihrem Zusammenhang aber Eintrag tut. Gerade in diesem Wunder wurde dem Menschengeschlechte, zunächst Israel, eine längst verschlossene Türe aufgetan, durch welche Gottes Barmherzigkeit, Sein lebendiges Tun hereinströmt. Wer durch diese Türe hereinkommt — wieviel Gutes kann und wird er bringen! Israel war bisher in einem „Stalle", der, namentlich so lange es an Hirten gebricht, ein Bergungsort, aber auch ein Gefängnis ist, aus dem die Schafe so gerne hinaus auf die Weide gehen. Wer durch jene Türe hineingeht, der ist der Hirte, er kommt im Namen des lebendigen Gottes; die Tatsachen treten nun an die Stelle der Worte, die künstlichen Schranken des Stalles können nun fallen, ein persönliches Band wird ihre Stelle ersetzen, „mit Namen ruft er seine Schafe, und führet sie aus."

So hat der Heiland in raschem Wechsel des Tones wunderzart und helle die Schöne dessen, was er bringt, in jenes strafende Bild von der „Türe" hineingemalt, welches das Tun der Pharisäer unwillkürlich in ihm hervorgerufen hatte. Er

konnte nicht bei den Schatten verweilen, ihn drang es, das Licht zu schildern. Dies trug denn auch dazu bei, daß die Pharisäer ihn nicht verstanden. „Sollte er denn unter dem Diebe oder Mörder uns verstehen? Sind wir denn je an einer solchen Türe vorbeigegangen?“

Da half ihnen Jesus nach, und mit furchtbarer Deutlichkeit. Nicht jenes Wunder an sich war ja eigentlich die Türe, sondern er, Jesus, selbst — er war wieder neu als der zwischen Himmel und Erde eröffnete Weg, als unsere Türe zu Gott und Gottes Türe zu uns offenbar geworden, er war es ja auch, dem die Pharisäer auswichen; sie hatten ja nur, um ihn nicht anerkennen zu müssen, ihre Augen jenem Wunder verschlossen. So deutet er denn selbst ihnen das Bild mit den Worten „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Ich bin die Türe zu den Schafen. Alle (unter den Mitlebenden) die vor mir gekommen sind, sind Diebe und Mörder; aber die Schafe haben nicht auf sie gehört;“ d. h. alle die, welche vor mir in besonderer Weise religiös auf das Volk wirken wollten, taten es eigenmächtig, ohne Auftrag Gottes, und mithin aus unlauteren Beweggründen, aus Hunger nach Macht oder nach Ehre oder nach Befriedigung der Rachsucht oder anderer Leidenschaften. Sie können nichts anderes wollen und nichts anderes vollbringen, als stehlen, schlachten und verderben; denn sie können nichts geben, sie können nur nehmen. Darum nimmt auch Jesus hier (V. 8) wie schon vorher (V. 5) das Volk warm in Schutz darüber, daß es gegen die Zumutungen der Pharisäer bei aller scheuen Ehrfurcht vor ihnen kühl geblieben ist. Es sollte und wollte nicht bloße Beute sein.

In der Tat, wenn wir Menschen von uns aus auf einander wirken wollen, was können wir schließlich einander tun, als einander plagen mit Schelten, Strafen, Warnen, kurz: mit allerlei Ausübung eines geistigen Druckes, womit wir innerlich nicht geben, nur nehmen, nicht Leben wirken, nur Tod. Wir fühlen einen Jubel des Heilandes um unsertwillen, wenn er fortfährt: „Ich bin gekommen, daß sie Leben haben sollen und vollauf haben sollen.“ „Ich bin der rechte Hirte,“ fährt er fort, „der die Schafe liebt, und im Gegensatz zu jenen, die nur rauben und töten, sich für dieselben töten läßt.“

Aehnlich wie bei der Heilung des Lahmen (Joh. 5) sehen wir also hier den Heiland, wieder durch die Pharisäer veranlaßt, aus dem Wunder, das ihm der Vater geschenkt hat, Folgerungen ziehen. Das Wunder predigt neu die Größe

dessen, was Gott in ihm, Jesu, den Menschen gibt; aber die ungünstige Aufnahme desselben enthüllt die Stärke, ja die geheimnisvolle Wurzel des Widerstandes, der in der Menschheit sich dem Tun Gottes entgegenstellt und entgegenstellen wird. In diesem Widerstande sieht der Heiland im Geiste schon den Wolf kommen und sieht, daß dieser Wolf vorderhand anscheinend Sieger bleiben, und daß sein Kampf gegen denselben ihn das Leben kosten wird.

Das helle Licht, welches auf diese Rede Jesu durch ihren Zusammenhang mit jenem Wunder fällt, mag es rechtfertigen, daß wir dieselbe hier mit einiger Vollständigkeit betrachtet, obwohl sie uns über das Gebiet des Lebens Jesu, das uns hier beschäftigt, hinausführt.

Unser Abschnitt: „Kranke," hat sein notwendiges abschließendes Schlußbild in der letzten und größten Tat Jesu nach dieser Seite hin, in der Auferweckung des Lazarus. Hier tritt noch einmal in voller Klarheit und Tiefe uns vor die Seele, zu welchem Riesenkampfe dieses Tun Jesu sich gestaltet hat. Klarer als je tritt uns der große Feind, der zu besiegen ist, in den Gesichtskreis, es gilt einen Goliath zu bezwingen, von dessen Bezwingbarkeit den Menschen alle Ahnung verloren gegangen, er wird bezwungen im Glauben an Gott. Alle die tiefen Schmerzen und Bedrängnisse, die ein Kampf und die namentlich dieser Kampf mit sich bringt, ja auch die unausbleiblichen Wechselfälle, die Gefahr wenigstens vor vorübergehender Niederlage um des unzulänglichen Glaubens der Menschen willen sind dem Heiland nicht erspart.

In der Umgegend des sich gegen Jesus kühl verhaltenden altgläubigen Jerusalem weilt, wie ein in Feindesland vorgeschobener Posten, eine kleine Geschwisterkolonie. Diese ruft aus großer Bedrängnis heraus ihn um Hilfe an. „Herr, siehe, den du lieb hast (Lazarus) liegt krank;" so berichten Martha und Maria Jesu. Sie dachten vielleicht (fleischlicherweise), dem „Geliebten" zu liebe werde der Heiland ein Besonderes tun und um so sicherer kommen, auch um so bestimmter den Vater bitten. Das war wohl teilweise wahr, aber andererseits eher umgekehrt. Auch der Heiland „kennt niemand nach dem Fleisch" und darf's nicht. Sein Zögern ist eine Selbstverleugnung, die zur Zeit wohl gerade mit dem besonderen Liebesband, das ihn mit Lazarus verbindet, zusammenhängt. Sein Zögern ist ein ähnliches, wie einst gegenüber der Zumutung seiner Mutter an der Hochzeit zu Kana. Gerade der Ernst und die Größe des

Kampfes verlangt ängstliches Beiseitesetzen aller persönlichen Rücksichten. Er nimmt sich gewiß sofort des Lazarus beständig vor Gott an, aber — er bleibt. Sein Bleiben begriffen die Jünger vermeintlich wohl, aber aus irrigem Grunde; sie scheinen gemeint zu haben, er fürchte sich vor den Juden. Aber er hat höhere Gründe dafür. So durchs Land eilen, um dem Freunde zu Hilfe zu kommen, — die Ehre darf er seinem Gegner, dem „letzten Feinde, der abgetan wird" (1. Cor. 15, 26), dem Tode, nicht antun. Er hat von Gott her sofort eine Zusage und teilt sie den Jüngern mit, „die Krankheit ist nicht zum Tode, sondern um der Ehre Gottes willen, damit durch sie der Sohn Gottes geehret werde." Aber siehe, am dritten Tage, als er schon zu Lazarus unterwegs war, wird ihm innerlich die Kunde, „Lazarus ist gestorben". Das war eine Lage der Erniedrigung, wie er sie wohl noch nie erlebt, und die vorsichtige und zarte Weise, mit der er diese Nachricht den Jüngern mitteilt, läßt uns fühlen, welch ein Schlag dies für den Kreis war. Der Heiland hatte gesagt: Die Krankheit ist nicht zum Tode, und jetzt muß er sagen: „Lazarus ist gestorben!" Es war wohl auch ihm selbst eine schmerzliche Ueberraschung. Es mag in Bethanien auch am rechten Glaubenskampf gefehlt haben. Die Bestimmtheit, mit der sie sich an den Gedanken anklammerten, „wenn er nur da wäre" (statt mit dem Hauptmann von Kapernaum zu glauben), und vielleicht auch andererseits die Meinung, ein persönliches Anrecht auf sein Kommen zu haben (im Gegensatze ebenfalls zu jenem Hauptmann) mag Ursache gewesen sein, daß es kam wie es kam, und daß dem Fürsten dieser Welt dieser Streich des Hohns gegen Jesum, dieser scheinbare, vorübergehende Triumph gelang. Das ist Art des Kampfes. Der Sieg war gewiß, aber er mußte tatsächlich erkämpft werden, nicht in bloßem Scheinkampfe, wie bei den Friedensübungen unserer Heere, wo der Sieg des einen schon im Voraus verabredet und befohlen ist.

„Lazarus unser Freund ist eingeschlafen, aber ich gehe hin, um ihn aus dem Schlaf zu wecken." Mit diesen Worten bereitet Jesus seine Jünger vor, die Trauerkunde zu vernehmen. Nicht das Wort ἐγείρειν steht hier, das doch einen hier anscheinend sehr willkommenen Doppelsinn (aufwecken und auferwecken) bot, sondern ἐξυπνίζειν (aus dem Schlaf wecken), das den Gedanken an „auferwecken" ausschloß. So sehr lag dem Heiland daran, seinen Jüngern nur allmählich Kenntnis von dem ganzen Ernst der Lage zu geben. Die Worte Jesu ent-

flossen aber auch einem kräftigen, wirksamen Protest seines Geistes gegen dieses Sterben. Der ganze Raub, den der Tod an des Lazarus Leben verübte, war, wenn er wieder auferstand, nicht größer, als wenn er während seines Gestorbenseins nur geschlafen hätte. Durch jene Worte hat der Heiland es aber auch ermöglicht, den Jüngern sein Vorhaben, Lazarus aufzuerwecken noch vor der Kunde, daß er gestorben sei, mitzuteilen. „Wenn er eingeschlafen ist, so wird er gerettet werden" antworten ihm die Jünger, sichtlich einer schweren Sorge entledigt; sie hatten im Geist mitgekämpft. Sie dachten nicht: „Natürlich! wir haben keinen Augenblick gezweifelt, die Sache war ja schon erledigt, du hast ja gesagt, die Krankheit sei nicht zum Tode," ein solcher Gedanke lag ihnen offenbar ferne.

„Da nun sagte er ihnen offen (παρρησίᾳ „alles sagend") heraus: Lazarus ist gestorben und ich freue mich euertwegen, damit ihr glauben werdet (πιστεύσητε,) daß ich nicht dort war." Daß die Krankheit dennoch nicht zum Tode ist, daß in diesem Kampfessturm nicht Tod, sondern Verherrlichung des Sohnes Gottes das letzte Wort sein wird, dessen ist er felsenfest gewiß. Die ernste Wendung der Dinge wird also nur einen desto größeren Sieg, einen Anlaß zu großer Glaubensstärkung seiner Jünger zur Folge haben.

Das Wort: „Ich freue mich, daß ich nicht dort war" läßt uns tief in des Heilands Herz hineinblicken und zeigt uns, was in jenen Kampfesstunden in seiner Seele vorging. Ich freue mich, daß es sich nun so gewendet hat, daß Lazarus auferstehen muß, denn das wird eine viel größere Glaubensstärkung für meine Jünger sein, als wenn er bloß genesen wäre. Das ist offenbar der Sinn, der seinen Worten zu Grunde liegt. Er sagt sich also: „Wäre ich dort gewesen, so wäre Lazarus nicht gestorben." Seine Freude ist wie eine Antwort, die er sich selbst gibt (ähnlich wie Matthäus 11, 25) auf die Frage: „Warum bin ich denn nicht hingegangen?" Im Gehorsam gegen den Vater hatte er auf das Hingehen verzichtet, aber die Folge des Verzichts war ihm überraschend; er suchte Licht darüber und fand es. Sein Gehorsam bringt lauter Sieg. Wunderbar lebendig sehen wir ihn hier in die ganze Not des Menschlichen hineingestellt, in die Not der Wahlfreiheit, die oft namentlich erst nach der Tat ihr Bitterstes hat: „Hätte ich dies oder jenes tun oder lassen sollen?"

Manche haben das Bedürfnis oder halten es für Pflicht, anzunehmen, der Heiland habe von Anfang an den ganzen Ver-

lauf vorausgewußt. Wäre dem so, hätte denn der Heiland wohl im Anfange gesagt: „Die Krankheit ist nicht zum Tode?“ oder nicht eher: „Lazarus wird zwar sterben, aber ich werde ihn wieder auferwecken?“ Stellen wir uns aber vor, er hätte letzteres gesagt, und vergegenwärtigen wir uns dann den ferneren Verlauf, so sähen wir sofort, wie unnatürlich sich dieses Sterben und Auferstehen gestalten würde, wie nach einem verabredeten Plane, und wie sehr wir uns den Sinn für den ganzen Ernst des Ringens Jesu blenden und damit gerade seiner Ehre Abbruch tun, wenn wir sein Menschgewordensein nicht im vollen Ernste nehmen.

Siegesentschlossen und siegesgewiß, aber in einer Demutlage wie wohl noch nie, kam der Heiland nach Bethanien. Zu den Frauen, die sich um Martha und Maria gesammelt hatten (πρὸς τὰς περὶ Μ. κ. Μ.), hatte sich noch zahlreicher, auch männlicher, Besuch aus Jerusalem eingestellt, um sie wegen des Bruders zu trösten. Es war ein wahres Siegesfest für alle die, welche der Meinung waren, man mache denn doch zu viel Wesens aus Jesu, und es sei nicht ratsam, sich so gar auf alle seine hochfliegenden, „überspannten“ Ideen einzulassen. Wie konnte man da seiner herzlichsten Teilnahme vollen Lauf lassen, und welch ein beredter Text zu allerlei wohlmeinenden Winken war — der begrabene Lazarus! Wie kriegsgefangen unter lauter tröstenden Siegern nimmt sich das Schwesternpaar aus. In allen Gemütern kocht es, auch der Heiland ist tief erregt. Seine Sprache ist wie militärisch, die eines Feldherrn: kurz, bestimmt, befehlend, strafend.

Martha eilt dem Herrn entgegen, um mit ihm allein reden zu können. In dem Wort, das beider Schwestern einen und einzigen Gedanken ausspricht: „Herr, wärest du hier gewesen, mein Bruder wäre nicht gestorben,“ liegt beides, ein Vorwurf gegen den Heiland, und eine feste Rückzugslinie ihres Glaubens gegen die Angriffe der Jerusalemsleute. „Das wissen wir doch: es hat nur daran gefehlt, daß er d a gewesen wäre.“

Im Stillen hat Martha noch eine kühne Hoffnung; aber kaum hat sie sie dem Herrn schüchtern angedeutet, so erschrickt sie — zumal Jesus sie beim Worte nimmt und ihr das Erhoffte verspricht, — sofort wieder vor derselben und zieht sich auf den sicheren Boden der Glaubenslehre zurück. „Auferstehen wird dein Bruder“ (ἀναστήσεταὶ ὁ ἀδ. σου) hat ihr der Heiland gesagt, und sie, wie beschwichtigend: „Ich weiß, daß er auferstehen wird — am jüngsten Tage.“ Ja, was kann der Mensch nicht alles

glauben und hoffen, wenn's ihm als Glaubenslehre dargeboten und so in unabsehbare Ferne verlegt wird! Als ob diese Hoffnung mehr wäre, als einer der vielen Träume, die man Religion zu nennen liebt — wenn kein Heiland wäre! und als ob Jesus der Heiland sein, seine Sache, also auch die Auferstehung der Toten, zum Siege führen könnte, wenn er jetzt, hier in diesem Einzelfalle, der seine Siegesehre so empfindlich in Frage stellt, schmachvoll vor dem Feinde, als dem Mächtigeren, die Waffen strecken würde! „Auf was willst du warten? Ich bin die Auferstehung und das Leben." Der Heiland hat gewiß, seit er Lazarus gestorben wußte, neu und immer wieder dieses Sterbenselend der Menschen vor Gott bewegt und mit sich in Beziehung gebracht, und frisch, wie aus tiefstem Bedürfnis, es laut werden zu lassen, entströmt ihm das, was hierüber sein Herz erfüllt. „Ich bin nicht nur das Leben, ich bin auch die Auferstehung. In mir muß auch Gestorbenes wieder lebendig werden." „Und wer an mich glaubt — fährt er fort — der wird leben, ob er gleich stürbe;" hienach wäre also für Lazarus selbst, falls er wirklich so an Jesum geglaubt, seine Auferweckung überflüssig. Aber nicht für Jesus. Wer sich selbst eine so entscheidende Bedeutung für unser jenseitiges Los zuschreibt, und dem, der an ihn glaubt, so sicheren Sieg über den Tod verspricht, der muß sein Recht, also zu reden, beglaubigen und bewähren, muß sich als Herrscher und Sieger zeigen, sonst sind wird nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet, gegen seine Versicherungen ebenso mißtrauisch zu sein, wie gegen alle ähnlichen, die auch andere geistreiche Menschen schon ergrübelt haben.

Dazu war also des Lazarus Tod zugelassen, damit an ihm Jesus nicht nur als das Leben, sondern als die Auferstehung offenbar werde, und dies war vielleicht ein Gewinn, der dem Heiland selbst für sich wichtig war.

„Glaubst du das?" — wie ein Zornesbefehl im Schlachtgetümmel tönt diese Frage, und Martha, erschreckt, sagt ihm ihr volles Bekenntnis — und zieht sich zurück. „Der Meister ist da und ruft dich!" flüstert sie der Maria zu — dem Sinne nach wohl so gemeint: „Wie der Meister jetzt gestimmt ist und redet, da bin ich nicht stark genug, da muß Maria her."

War Martha in Fassung zu Jesu gekommen, so kam Maria in lauter Verzweiflung, es sind dieselben Worte, die sie sagt, aber so zu seinen Füßen hingesunken kann sie die Worte kaum anders meinen, denn in dem Sinne: „Warum bist du denn nicht gekommen?" Es ist als hätte ihre Umgebung schon ansteckend auf sie gewirkt. Der Feind hat gearbeitet, hat seinen

vermeintlichen Sieg ausgebeutet, eine Poesie der Mutlosigkeit, des Schmerzes, fast des Murrens, beherrscht die Gemüter.

Ihr antwortete der Heiland n i c h t. Als er sie weinen sah und die zu ihr zusammengekommenen Juden, (denen unbewußt ein halb schadenfrohes Triumphgefühl die Rührung ins Ungemessene steigerte) auch weinen, — da ergrimmte er und erschütterte sich selbst. — Es empörte ihn zuerst diese Weinenswut, wie ein seinem Gegner, dem Tode, dargebrachtes Ehrenopfer, diese Lust der Menschen, in ihren Wunden zu wühlen, diese stille Verherrlichung der Allmacht des Todes, die, ohne sich es zu gestehen, murrend ihre Spitze gegen Gott wendet. Hier, vor i h m, hätte das einer Maria nicht begegnen sollen. Es tat ihm wehe an ihr, mehr als an den Juden, von denen er nichts Besseres erwartete; aber sein Grimm ging über sie hinweg gegen seinen Gegner, den Fürsten dieser Welt, daß es ihm gelungen war, den Menschen, der ihm den Kopf zu zertreten berufen ist, so sklavisch zu stimmen, es ergrimmte ihn, daß er demselben in den Herzen der Menschen bis jetzt, wo doch schon die Tage seines Erdenwirkens gezählt waren, so wenig Land hatte abgewinnen können.

„Wo habt ihr ihn hingelegt?"

„Herr, komm und siehe!" Diese Worte, die am Anfang unseres Evangeliums (Joh. 1, 46) den Sonnenaufgang des „Lebens, das das Licht der Menschen war," umspielen, hier bringen sie an Jesu Ohr wie höhnische Erinnerung.

Jesus weinte, „ἐδάκρυσεν ὁ Ἰησοῦς". Es ist unmöglich, im Deutschen die Ergriffenheit des Erzählers wiederzugeben.

Es war etwas von innerem Zusammenbrechen unter der Last des Schmerzes über den ganzen Jammer des Todes und über den Schlaf in den Menschen, dieser Wirkung des „andern Todes" in uns.

Es liegt eine sieghafte Macht in den Tränen, in dem Schwachheitsbekenntnis, das in ihnen sich ausspricht. Ich glaube, der w e i n e n d e Jesus versöhnte aller Herzen mit sich und löste alle Feindschaft — für den Augenblick wenigstens — in Mitleid auf. „Er ist ja der am meisten Geschlagene!" So weit geht dieses Mitgefühl, daß sie, sich in ihn hineindenkend, sich fragen: „Hätte er den Schlag nicht abwenden können? Hat er doch dem Blinden die Augen aufgetan!"

Das war der Tiefpunkt der Schmach Jesu. Es sah aus, als wäre er selbst von dieser allgemeinen Trauerseligkeit ergriffen, als senkte er sein Banner und wüßte auch nichts mehr

als Weinen. Es liegt etwas tief Schlimmes, furchtbar Ernstes, oft jener „Poesie des Schmerzes," jener Auflösung der Seele in lauter Unglücklichseinwollen zu Grunde, nämlich ein halb unbewußtes Murren gegen Gott. An die Stelle des Glaubens ist dieses Murren getreten. Das ist eine Luft, die uns aus der Hölle anweht mit ihrem Haß gegen Gott, sie flüstert uns wie schadenfroh zu: „Jetzt wißt ihr auch einmal, wer und wie Gott ist." Da kann eine falsche Andachtsstimmung sich unser bemächtigen, eine Begeisterung für die Größe unseres Unglücks. So war es vielleicht hier, wo alles immer einstimmiger und — begeisterter in Tränen zerfloß.

Und Jesus ergrimmte abermal. Wir begreifen es.

„Hebet den Stein ab!" befiehlt er. Martha will ihm wehren mit der Begründung „er stinkt schon, denn er ist ‚viertägig.'" — „Viertägig," — so hat auch der Leichnam seinen Geburtstag und seine Altersstufen, und wie traurige! Und so hat Martha das, was da im Grabe liegt, schon als einen Gegenstand des Grauens betrachten gelernt. Sie fürchtet, wenn der Stein abgehoben werde, werde dieser widrige Geruch dem Grabe entströmen und ihr noch das letzte Andenken verderben.*) „Hab' ich dir nicht gesagt, so du glauben würdest, solltest du die Herrlichkeit Gottes sehen?" ist seine strafende Antwort. Wann und wie hat er ihr dies gesagt? Damals und damit, als er ihr sagte: „Dein Bruder soll auferstehen" und „Ich bin die Auferstehung." Solche Versicherungen Jesu sind Befehle, zu *glauben*. Was er uns offenbarte, ist ein uns anvertrautes Pfand, das nutzlos liegen bleibt, wenn wir's nicht im Glauben umtreiben. Jetzt hoben sie den Stein ab, und Jesus hob seine Augen empor und wendete sich — ausnahmsweise in lauten Worten — an den Vater, nur noch dankend für die Erhörung,

*) Martha hat diese Worte wohl als bloße *Vermutung* gesprochen, nicht aus Erfahrung; dafür spricht auch der Umstand, daß sie ihre Aussage mit dem Alter des Leichnams begründete, was völlig überflüssig gewesen wäre, wenn man schon übeln Geruch empfunden hätte. Sie erklärt sich also die Abwesenheit des Geruchs aus dem Verschluß durch den Stein, und will mit ihrer Vermutung Einsprache dagegen erheben, daß dieser wohltätige Verschluß entfernt werde. Es ist doch möglich, daß Jesus, seit er den Tod des Lazarus innegeworden, so für ihn, behufs dessen Auferweckung, vor dem Vater eingestanden ist, daß der Verwesung gewehrt wurde.

Diese Vermutung scheint mir den Worten der Martha am ehesten gerecht zu werden. Blumhardt war umgekehrt der Ansicht, Martha habe in der Tat schon übeln Geruch empfunden, eine Auffassung, die vielleicht manchen noch textgemäßer erscheint.

und dann rief (eigentlich „schrie") er mit gewaltiger Stimme: „Lazarus! hieher! heraus (δεῦρο ἔξω)!"

Es ist merkwürdig, wie wir den Herrn auch in seinem gewaltigsten Tun nie den Boden einfach menschlichen Wirkens verlassen sehen. Auch solche Wunder entströmten ihm nicht so leicht, wie es im Märchen uns gefabelt wird, auch da wollte und mußte er noch alle Kräfte der Beteiligten (wie schon vorhin der Martha) mit in Anspruch nehmen. Wie Elisas Bemühungen um den toten Sohn der Sunamitin bei aller heiligen Besonderheit eine natürliche Verwandtschaft haben mit unseren Belebungsversuchen bei Scheintoten, so scheint es mir, als habe hier der Heiland auch auf die Seele des Lazarus eine moralische Kraftwirkung irgend welcher Art, einen mächtigen Befehl zu Aufraffung für nötig befunden.

„Er kam heraus, der Gestorbene, an Füßen und Händen mit Grabtüchern gebunden und das Gesicht mit einem Schweißtuch umwunden;" Jesus sagt ihnen: „Löset ihn auf und lasset ihn weggehen!" Kein Wort des Grußes an Lazarus! Kein Wort des Triumphes an die Anwesenden, eine wunderbar heilige Selbstbeschränkung, — darin liegt die Ehre, die er dem Vater erweist.

Viele der anwesenden Juden glaubten nun an ihn, aber andere hinterbrachten den „fatalen Fall" den Pharisäern und bewirkten damit, daß sein Tod beschlossen wurde.

Dämonische.

Ein mittleres Gebiet zwischen dem der körperlichen Krankheit und dem der sittlichen Verderbnis bietet das der Seelenstörung. Dieses trat dem Heiland, wie wir wissen, in der auffallenden Form entgegen, daß er den Kranken innerlich von einem anderen fremden Ich beeinflußt sah, von „unsauberen Geistern" oder „Dämonen." Es war eine schwere Entdeckung, und doch für ihn eine siegverheißende; denn wenn jenes ganze Heer verworrener Stimmungen und Gedanken nicht eigentlich dem Kranken angehörte, sondern einem Geiste, dem er durch sein Machtwort zu weichen gebieten konnte, — wie schnell war da Hilfe geleistet in einer Not, der gegenüber oft die schwerste Krankheit weit erträglicher erscheint.

Wir betreten dies Gebiet, weil ein Uebergehen desselben im Bilde des Wirkens Jesu eine Lücke ließe, die um so empfind-

licher wäre, als der Heiland selbst auf diesen Teil seiner Aufgabe sichtlich großes Gewicht gelegt hat. Aber nur schüchtern betrete ich dasselbe und mit dem Vorsatz, mich darauf zu beschränken, daß wir den geschichtlichen Tatbestand des Erzählten zu gewinnen suchen.

Der Vergleichung jener Jammerzustände mit den in unserer Zeit immer massiger auftretenden Seelenstörungen sei allein ein kurzes Wort gegönnt! Wir fürchten uns im allgemeinen davor, anzunehmen, daß ähnliche Zustände, wie sie aus diesem Gebiet in den Evangelien erzählt sind, auch heute noch vorkommen, d. h., daß manches derartige Uebel auch heute noch, sei's auch nur ausnahmsweise, auf dieselben Ursachen zurückzuführen sei. Diese Befürchtung hat einerseits große Berechtigung. Spielt doch unter den Wahnvorstellungen der Gestörten die Einbildung, besessen zu sein, eine große, verhängnisvolle Rolle, und wenn wir die Erzählungen des Neuen Testaments aus diesem Gebiete recht verstehen, so dürfte diese Einbildung in der Regel bloßer Wahn sein. So mechanisch zeigt sich uns in den Evangelien die Beeinflussung durch Dämonen nie, daß der Betreffende eine Ahnung von der wahren Beschaffenheit seines Zustandes hätte. Es dürfte deshalb schwer zu verantworten sein, wenn wir einem solchen Kranken diesen seinen Wahn ohne weiteres glauben oder gar ihn in demselben bestärken würden.

Wo aber etwa nicht der Kranke, sondern wir eine solche Ursache seines Uebels vermuten würden, da bieten uns die Evangelien wiederum keinen Anhaltspunkt dafür, daß es von uns wohlgetan wäre, dem Kranken unsere Vermutung mitzuteilen, zumal hier bei Jesu Licht über die Ursache und sofortige *Hilfe* immer Hand in Hand geht. Gegen solche Mißgriffe nun bietet allerdings jene oben erwähnte Abneigung, für Seelenstörungen überhaupt noch solche Ursachen als möglich anzunehmen, einen wirksamen Schutz. Andererseits aber würden wir uns bei der großen Hilfsbereitschaft Jesu, wie sie heute noch besteht, auf Kosten mancher Unglücklicher den Weg zu großer und schöner Hilfe mutwillig verschließen.

Wie sehr der Heiland in diesem Gebiet tätig war, das erzählen uns die Evangelien wiederholt im allgemeinen (Marc. 3, 11; Luc. 4, 41 u. s. w.); und wie sehr sein Geist sich damit beschäftigt, das beweist uns auch jenes merkwürdige Wort über den Geist, der vom Menschen ausgetrieben „Ruhe suchend wasserlose Oerter (Luther: wüste Stätten)" durchreist und nach-

her mit sieben anderen Geistern in sein früheres „nun gescheuertes“ Haus zurückkehrt (Luc. 11, 24 ff.). Aber einzelne Beispiele seines Wirkens werden uns aus diesem Gebiete weit weniger erzählt, als aus demjenigen der Krankheit; teils wohl, weil sie doch seltener vorkamen, hauptsächlich aber aus einem anderen, heiligen Grunde: nämlich, weil die Erzähler innerlich gebunden waren, mit solchen aufregenden Geschichten sparsam zu sein, um nicht ohne Not bloß unsere krankhafte Vorliebe für die Nachtseite des Daseins zu reizen und zu befriedigen.

Das bekannteste Erlebnis aus diesem Gebiete war dasjenige mit dem Gergesener (oder nach Matthäus: den Gergesenern). Die jähe Folge aufregender Szenen und rasch Lösung verlangender Aufgaben, welche dieselbe bietet, malt sich auch in der zerrissenen Darstellung der Erzählung derselben (Matth. 8, 28 f., Marc. 5, 1 f. und Luc. 8, 26, f.). Der Heiland war, nachdem er zu den Scharen in Gleichnissen geredet, abends, wie es scheint in größter Erschöpfung auf das Schiff gegangen, um schlafen zu können. Da wurde dasselbe von jenem wilden Sturme erfaßt, der die Jünger, wie sie meinten, nötigte, ihn zu wecken. Mit seinem Strafwort gebot er dem Sturm Ruhe, und sie fuhren an das jenseitige Ufer, in die Gegend von Gadara, einer meist von Heiden bewohnten Stadt. Da sprang aus den Gräbern ein nackter Mann auf sie zu, in größter Aufregung, ob der Wut oder der Furcht, läßt sich kaum entscheiden — und siehe: vor Jesu angelangt, fällt er auf die Kniee, und schreit mit jenem uns aus dem Erlebnis in der Synagoge zu Kapernaum schon bekannten Ton: „Jesu, du Sohn Gottes, des Allerhöchsten, ich beschwöre dich, du wollest mich nicht quälen!“ War der Mann in böser Absicht auf die Schar der Landenden zugesprungen, um die Wut seines Menschenhasses zu kühlen, und hatte ihn der Anblick der Majestät Jesu auf die Kniee geworfen, oder hatte ein helles Licht der Ahnung ihn durchleuchtet, daß Jesus ihm helfen könne, — hatte er am Ende das plötzliche Aufhören des Sturmes in der Natur, der dem Sturm in seinem Herzen so verwandt schien, bemerkt? War er auf Jesus zugeeilt, um ihn um Hilfe anzuflehen, und verließ ihn, als er vor Jesu kniete, die Macht über sich selbst, so daß ein anderer als er aus ihm herauslief, und den Wunsch seiner Seele völlig verfälscht, verdreht vor Jesum brachte? Wir wissen es nicht. Was war es überhaupt um diesen Mann? Was war seine Vergangenheit, was sein jetziger Zustand? Von allem dem wußte Jesus in jenem Augenblick nur so viel, als er sofort aus seinem Gebaren

zu schließen vermochte. Was wir jetzt über ihn wissen, das erfuhr er nachher von dem Genesenen und seinen Freunden, möglicherweise auch im Momente des Kampfes von jenem anderen Leidensgenossen, den Matthäus erwähnt, etwa einem Freunde, der — minder krank — nur von jenem Rasenden angesteckt war. „Er hatte, sagt Lucas (8, 26 ff.), Dämonen seit langer Zeit; ein Kleid zog er nicht an, und in einem Hause blieb er nicht, sondern in den Gräbern," und (29) „zu wiederholten Malen hatte ihn der unsaubere Geist mit sich fortgerissen," (das griechische Wort schildert sonst, z. B. in Apostelg. 12, 4 und 19, 29, wie ein Mensch von einem anderen mit fortgeschleppt wird; Luthers „geplagt" ist nicht genau) und wurde zur Bewahrung mit Hand- und Fußfesseln gebunden; er zerriß dieselben, und wurde vom Dämon in die Einöden getrieben." Welch ein Zustand! Wenn in einem Menschen, wie wir uns hier wohl denken dürfen, ein Rest von Selbstbewußtsein geblieben ist, wie schämt er sich und erschrickt einerseits vor sich selbst über dies sein Tun, und andererseits — wie verletzend, ja wie empörend wirkt es auf ihn, sich von seinen Nächsten, vielleicht von seinen eigenen Kindern, wie ein wildes Tier gefesselt zu sehen, — und welch eine unheimliche Wut, sich unglücklich wissen zu wollen, verrät es, wenn er Tag und Nacht am liebsten in den Gräbern zubringt. Wenn er die Menschen, die sich ihm nahen, mit Steinwürfen verscheucht, so können wir das nicht nur aus dem Zustande seines Innern, sondern auch aus der Behandlung, die er von den Menschen erfahren hat, begreifen. Eine klar ausgesprochene Besorgnis, daß vielleicht Jesus ihn ebenso behandeln werde, wie er es bisher von den Menschen erlebt, läßt sich nicht annehmen; dann wäre er wohl einfach geflohen. Aber jene Angst vor Jesu, die ein anderes Ich in ihm hatte, spiegelte sich ihm in seinem bösen Gewissen, das er gegen die Menschen hatte, und in seinen bitteren Erfahrungen von Mißhandlungen, die er selbst halb als verdient erkannte, wahrscheinlich doch als dunkle Angst, es möchte ihn hier ein wohlverdientes Gericht treffen. So kniete der Mann vor dem Heiland; sein ganzer Zustand schrie nach Hilfe, aber seine Worte sagten: Laß mich gehen! — Wie heißest du? frug ihn Jesus. Um diese Frage zu verstehen, müssen wir uns des Gedankens entschlagen, der Heiland habe sofort alles gewußt und habe sofort mit psychologischer Berechnung auf die Seele des Kranken einzuwirken begonnen. Wie plötzlich war doch der Kranke vor seine Füße gekommen! und mehr als sich seinen

Augen und Ohren darbot, wußte er noch nicht. Eins war ihm gewiß sofort verdächtig: nie wurde er vom Volke als Sohn Gottes angeredet, wohl aber fast regelmäßig von den Dämonen. Erst will der Heiland Licht. Er sieht ein Versteckspiel; er sieht, daß ein anderer sich für diesen Kranken ausgibt und in seinem Namen spricht, und will wissen, mit wem er es zu tun hat. Manche nehmen an, der Heiland habe den Kranken selbst nach seinem Namen gefragt, um zu bewirken, daß er sich auf sich selbst besinne, und sich von seiner Vorstellung, besessen zu sein, ein wenig losmache. Das hätte der Heiland tun können, wenn der Besessene gewußt hätte, daß er besessen sei; davon steht aber in der Erzählung nichts. Ohnedies hätte ein solches Verfahren, wofern nicht die Vorstellung auf Irrtum beruhte und Wahn war, offenbar gar nichts genützt. Es gilt, den Kranken zu befreien, und hiezu kann er, der Kranke, nichts beitragen. Der Heiland wandte sich also geradeswegs dahin, wo der Sitz des Uebels war, zwar mit all der Machtvollkommenheit des Sohnes Gottes, von der er wußte, daß sie in jenem Gebiete gar wohl bekannt war. Immerhin hat diese Frage Jesu „wie heißt du?" etwas Auffallendes, da er damit eine Klasse von Wesen zu reden auffordert, welcher er sonst das Reden verbot. Der eigentliche Anlaß dazu wird in der Bitte liegen, welche von dorther an ihn gestellt wird: Quäle mich nicht, ehe es Zeit ist! War es nicht vielleicht Mitleid, das ihn zu dieser Frage bewog?, so daß ihr der Gedanke zu Grunde läge: um darüber entscheiden zu können, muß ich vorerst wissen, mit wem ich's zu tun habe. Entstammte der Geist dem Menschengeschlechte,*) so war mit seinem Namen seine frühere Lebensgeschichte und damit ein Sündenbekenntnis gesagt; entstammte er anderen Gebieten, so kann man sich unter seinem Namen kaum etwas anderes denken, als ein Wort, das sein ganzes Wesen, seine

*) So vermutete Blumhardt. Die Bibel wirft einen Schleier über die Frage, welchem Gebiete diese Dämonen entstammen mögen; übrigens scheint Jesus sie zu den Bewohnern des Hades, des Ortes der Toten zu rechnen (Matth. 16, 18). Die Annahme des Josephus, sie seien „Geister böser Menschen" hat natürlich keinen sachlichen Wert. Aber die Behauptung, er habe dies aus heidnischen Quellen, dürfte sich nicht belegen lassen, da Philostratus der ältere, der allein Aehnliches (aus des Apollonius Indienreise) erwähnt, später ist als Josephus. Wenn Horaz jenem Knaben, der für Zauberzwecke zu Tode gequält wird, Verwünschungen in den Mund legt, Drohungen, er werde noch als Gestorbener seine Mörder ängstigen und erschrecken, so gemahnt uns diese dichterische Schilderung eher an Spukvorstellungen, als an Erscheinungen, wie sie uns die Evangelien erzählen.

sittliche Bedeutung, ausspricht, also wieder eine Art Sündenbekenntnis. Die Antwort, die er erhielt, war überraschend. Wir können uns wohl denken, daß in jenen Gebieten Lügen das Gewöhnliche ist, aber die Möglichkeit, dies zu tun, war hier durch die Majestät des Sohnes Gottes ausgeschlossen. Die ganze Wahrheit zu sagen, brachte jedoch jenes Wesen nicht über sich. Die Antwort lautet ausweichend: „Legion," wie wenn es heute hieße: Bataillon oder Brigade, „denn unser sind viele." Die Antwort auf seine Frage wurde also dem Heiland in schüchterner Weise verweigert. Statt dessen erneuern diese Geister nun ihre Bitte, und drücken dieselbe, da sie nun entlarvt sind, deutlicher dahin aus, daß er sie nicht aus dieser Gegend fortschicke, und noch deutlicher, „daß er ihnen nicht verordne, in den Abgrund zu fahren."

Wir können jetzt solche Erzählungen fast als eine Weide, sei es für unsere Liebe zur Aufregung, sei es für unsere kritische Kunst, lesen; aber von dem Seelenschmerz, in welchem der Heiland sich in solchen Momenten befand, machen wir uns wohl keinen Begriff. Er, der einst nicht Mensch war, und aus Erbarmen gegen diese verkommenen Wesen Mensch wurde, soll er für andere Wesen kein Herz haben? In welchen unsäglichen Jammer des Daseins sah hier der Heiland hinein! Er ist des Menschen Sohn, und dem Menschen muß vorderhand, so will er's, unbedingt geholfen werden; aber welche Härte muß er nach anderer Seite hin üben, um hier im Kampf als Sieger dazustehen. Eine Antwort, einen Abschlag hören wir vom Heiland nicht; die Flehenden scheinen ihm dazu nicht Zeit gelassen zu haben; sie ahnten wohl sofort das Außerordentliche ihrer Bitte, sowie auch, daß ihres Bleibens an ihrer jetzigen Wohnstätte nicht mehr sei. Sie verfallen also auf einen Vorschlag: ob ihnen die Tierwelt als Behausung gestattet werden könnte. Wie weit muß es mit einem denkenden Geiste gekommen sein, bis er sich's als Wohltat erbittet, in einem Schwein hausen zu dürfen! Aber sie ziehen dieses Los dem anderen, in den Abgrund zu müssen, vor, freilich ohne zu ahnen, daß ihnen durch dieses Auskunftsmittel die sofortige Verbannung in den Abgrund nicht erspart ist. Eine Herde von zweitausend Schweinen war es, die sie sich zum Aufenthaltsort erbaten, und der Heiland erlaubte es ihnen.

Erst jetzt bekommen wir den vollen Eindruck von dem, was der arme Gergesener auszustehen hatte; ja, wir möchten fast die Seelenkraft bewundern, die im Menschen liegt, um solche

Gemütsstürme notdürftig zu bewältigen, wenn wir sehen, wie es nun diesen Schweinen ging, deren Widerstandskraft freilich null war; in einem Sturm sprangen sie ins Meer und ertranken.

Wie es diesem Gergesener war, als diese Gemütsstürme ihn mit einem Mal verlassen hatten, das können wir ihm heute kaum mehr nachfühlen. Sofort wohl wünschte und erhielt er Bekleidung, und wir begreifen, daß er seinen Retter nicht mehr verlassen, daß er ihm auf seinem weiteren Weg folgen wollte. Aber der Heiland verlangt nun von ihm eine Leistung. Er ist ein Schuldner des Heilands geworden, und ein Schuldner seiner Landsleute, denn ihr ökonomischer Schaden war nicht gering, und diese Schuld soll er an des Heilands Statt bezahlen.

Es ist wehmütig, den Eindruck zu betrachten, den diese Tat auf jene Landsleute hervorgebracht hat. Es war ja eine Heilung, eine wunderbare, ungeahnte, aber — sie war teuer! Sie waren des Rasenden wie einer seltsamen Naturerscheinung gewohnt geworden, und so erschien ihnen vielleicht der Preis für seine Heilung zu hoch. Sie kamen auf die Kunde von dem, was ihren Schweinen geschehen war, zu Jesu; sie sahen die schöne Kehrseite dieses Mißgeschicks, den armen Mitbürger, bekleidet und vernünftig zu den Füßen Jesu sitzen, und — sie erschraken noch mehr. Unwillkürlich blitzt uns hier eine Ahnung auf von einer schweren Wolke der Finsternis, die über diesem Volke lag. Ein Schreck über diese Gottesnähe bemächtigt sich der Bevölkerung; voll Furcht, gewiß, daß hier höchstens Bitten helfe, ersuchen sie den Heiland demütigst, ihr Land doch wieder zu verlassen. Das war der dritte Jammer, der des Heilands Herz bewegte; erst der über den Kranken, dann der Blick in die unselige Finsternis im Jenseits, und hier der Blick in eine sich noch behaglich fühlende Finsternis im Diesseits. Gegen diese letztere verwendet er nun seinen Genesenen als Verkündiger der großen Gotteshilfe, die ihm widerfahren ist.

Wurde diese Geschichte von den Evangelien vielleicht wegen des außerordentlichen Blickes in den Jammer des Jenseits erzählt, so erwähnen sie einen anderen Fall mit ähnlicher Einmütigkeit, wegen der eigentümlichen Schwierigkeiten, die sich der Heilung entgegenstellten.

Der Heiland war mit den drei bevorzugten Jüngern auf einen Berg gegangen, wahrscheinlich ohne weder ihnen, noch auch den Zurückgebliebenen über das, was ihm dort bevorstehen werde, etwas zu sagen. Es war die Verklärung, die er dort

erlebte. Wie er gewöhnlich des Nachts auf den Berg zu gehen pflegte, so mag es auch diesmal der Fall gewesen sein, und er kam mit seinen Begleitern erst des folgenden Tages zurück. Von weitem schon bemerkt er eine zahlreiche und in sichtlicher Aufregung begriffene Schar um seine Jünger versammelt. Man eilt auf ihn zu, um sein Kommen zu beschleunigen, und sofort ist er, der auf dem Berge die Herrlichkeiten des Himmels geschmeckt, wieder in den ganzen Jammer des Erdenlebens versetzt (Matth. 17, 14 ff., Marc. 9, 14 ff., Luc. 9, 37 ff.).

Ein Mann hatte seinen Knaben zu Jesu bringen wollen, der von einem Leiden heimgesucht war, das in überraschender Weise an die heutige Epilepsie erinnert, ohne daß wir deshalb berechtigt sind, dieses oft so sichtlich tief im Körperleben wurzelnde Leiden für dasselbe zu halten, wie dasjenige, welches uns an diesem Knaben entgegentritt. Die neun Jünger waren infolge der Abwesenheit des Heilandes durch das Ansuchen des Mannes plötzlich vor eine Glaubensaufgabe gestellt, der sie sich leider nicht gewachsen fühlten. Sie sollten glauben: erstens, daß der Heiland in diesem Gebiete unbedingt Herr und Sieger sei, und zweitens, daß in seiner Abwesenheit ihnen in seinem Namen dieselbe Macht zustehe. Wie schwer diese Aufgabe für sie war, können wir heute um so leichter ermessen, da wir jetzt beständig uns in diesem Falle befinden, in Abwesenheit Jesu in seinem Namen handeln zu müssen. Die Glaubensaufgabe war ihnen noch dadurch erschwert, daß ihr Kleinglaube sich in den Schein der Bescheidenheit hüllen konnte; fehlten doch die drei Hauptjünger, und waren nur sie, die „minderen", gegenwärtig. Aber die Aufgabe, das wußten sie, war unerbittlich da. Was mag das für peinliche Szenen gegeben haben, wenn bald der, bald jener der Jünger einen Versuch wagte, dieser finsteren Macht Einhalt zu gebieten, einen Versuch, dem vielleicht die Verzagtheit, und damit das Urteil der Erfolglosigkeit an der Stirne geschrieben stand! Es mahnt uns an Versuche solcher, die heute ohne eine Vollmacht, wie die Jünger sie besaßen, gebieterisch gegen solche Mächte, als im Namen Jesu, vorzugehen sich erkühnen. Wir können uns den Hohn der Finsternismacht und die steigende Aufregung in dem Knaben denken; und wenn dann noch, wie erzählt ist, Schriftgelehrte sich mit ihren Ratschlägen, vielleicht auch mit ihren Vorwürfen, einmischten, mit Anklagen: „Da habt ihr's, wohin eure anmaßenden Hoffnungen führen," wie peinlich wurde da die Lage! Der Vater des Knaben war offenbar von diesen verfehlten Versuchen

wenig erbaut; er begann Mißtrauen und Zweifel gegen die Macht Jesu überhaupt zu bekommen, und als er nun dem Heiland auf dessen sorgfältiges Befragen das Leiden seines Knaben umständlich und von Anfang an schilderte, schloß er zwar mit einer Bitte um Hilfe, jedoch nicht, ohne die Bemerkung beizufügen: „wenn du etwas kannst;" offenbar auf der tiefsten Stufe der Verzagtheit, fast unter dem Eindruck, hier sei eine Macht, welcher niemand, der auf Erden lebe, gewachsen sei. Es ist, als wollte er den Heiland zum Voraus entschuldigen, ihm zu erkennen geben, er sei von seinem guten Willen völlig überzeugt, auch wenn nicht geholfen werde. Von jenem kühnen Worte des Aussätzigen: „Herr, wenn du willst, so kannst du," sehen wir hier nahezu das Gegenteil.

Es möchte uns der Verstand stille stehen vor der Schwierigkeit der Lage, in der sich der Heiland hier befand. Wenn der Bittsteller nicht glaubte, dann kann der Heiland nichts tun, er will und darf nicht. Uns wäre es nahe gelegen, dem Manne zu sagen: „Armer Mann, wenn du nicht glauben kannst, so mußt du auf Hilfe verzichten," und wäre ihm solches gesagt worden, so wäre daran sein letzter Glaubensrest erstorben. Aber so spricht der Heiland nie; er löscht das glimmende Docht nicht aus, aber er wirft die ganze Wucht der Aufgabe auf den Bittsteller, man möchte sagen mit einem Zug von Demut: „Wenn du glauben könntest! Alle Dinge sind möglich dem, der glaubt." So wirft er ihm gleichsam den Glauben an, und ruft damit jenen berühmten Notschrei des Mannes hervor: „Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben!" Während dieses Gesprächs hatte noch der Geist an dem Knaben seine größten Triumphe zu feiern gesucht, aber nun, nach diesem Glaubenswort des Vaters, kommt der Befehl Jesu an den Geist: „Ich gebiete dir, daß du von ihm ausfahrest, und fahrest hinfort nicht mehr in ihn!" Alsobald riß ihn der Geist; der Knabe fiel wie tot zu Boden, so daß auch manche, vielleicht nicht ohne Schadenfreude, sagten: er ist tot. Aber der Heiland hob ihn auf, und er war gesund.

Jene neun Jünger mußten ein ernstes Strafwort hören, um ihres Klein- oder Unglaubens willen. Am Glauben, sagt der Heiland, habe es allein gefehlt, denn: „Wenn ihr Glauben habt als ein Senfkorn, so werdet ihr sagen zu diesem Berge: hebe dich hinweg und wirf dich ins Meer, und er wird euch gehorsam sein." Als sie aber weiter in ihn drangen, ließ er noch eine denkwürdige Bemerkung fallen: „Diese Art läßt nicht,

denn durch Fasten und Beten." Alles Bitten, sei es an Gott oder an Menschen gerichtet, ist eine Zumutung an den Gebetenen, daß er etwas tue, und der Gebetene erwartet gern seitens des Bittenden irgend eine Leistung, die den guten Willen bezeugt, seinerseits das Mögliche zu tun. Arbeit ist nun für uns Menschen in diesem Gebiete nicht möglich; *eine* Leistung aber, ein Beweis, daß uns die Sache zu Herzen geht, liegt in unserer Hand, nämlich daß wir dem Jammer zu lieb, den wir gehoben wünschten, wenn auch nicht auf die nötige Nahrung, so doch auf erlaubte sinnliche Genüsse verzichten. Es gibt eine Majestät des Jammers, der gegenüber die Befriedigung der bloßen Eßbegierde unwürdig ist. Wären sie in ihrem stillen Bitten ununterbrochen im Geist vor Gott gestanden bis zum erkämpften Sieg, so hätten diese Bitten ein ganz anderes Gewicht erlangt, als wenn es hieß: „Sie sind so untröstlich nicht, sie können wieder essen." So etwa können wir die Worte des Heilands unserem Verständnis näher bringen. Jedenfalls sieht man aus dieser Aeußerung, wie ernstlich der Heiland im Herzen dieses Jammergebiet bewegt hat, und wie scharf er verschiedene Grade in der Macht der Finsternis unterschied; vielleicht ist er nach seinem geistigen Begriff vom Fasten, welches das Zusichnehmen der nötigen Nahrung nicht ausschließt, beständig ein Fastender gewesen.

Ein drittes Erlebnis ist uns heute *darum* lehrreich, weil es uns zeigt, wie weit der Heiland solche finstere Einflüsse sich erstrecken sah, sogar bis auf das mehr körperliche Gebiet.

Daß uns dies befremdet, hat vielleicht seinen Grund in einer Unklarheit oder Unsicherheit in unserer Auffassung dessen, was uns aus diesem Gebiete in den Evangelien erzählt ist. Fast ist's, als legten wir das Hauptgewicht solches dämonisch verursachten Elends auf die Vorstellung, die der Kranke davon hat. Geschieht dies nicht etwa in dem halb unbewußten Bestreben, die Ursache des Leidens doch mehr innerhalb als außerhalb des Ichs des Kranken zu finden? Sobald wir aber mit den Evangelien den Sitz des Uebels *außerhalb* jenes Ichs, also in der Region des Unbewußten, erkennen, so verliert auch für uns der Unterschied von seelisch und körperlich in Bezug auf dieses Uebel erheblich an Bedeutung. Ist es doch an und für sich ein wunderbares, schönes Geheimnis, wie die Lebenstätigkeit in uns von unserem ersten Werden an die Glieder unseres Leibes, die Werkzeuge unseres Geistes aufbaut, — ein Geheimnis, in welchem ebenfalls die Grenze zwischen Geist und Materie, Un-

bewußtem und Zweckvollem, verschwindet. Manches Krankheitsbild erweckt uns den Eindruck, als hätte sich in einem Organe ein unbotmäßiges Sonderprinzip festgesetzt, gleichsam eine Sekte oder einen Staat im Staate bildend, mit besonderen Eigeninteressen. Es kann ja das seine mechanischen Gründe haben, ob aber immer — ist vielleicht fraglich. Das Erlebnis, an das wir hier denken, ist dasjenige jenes gekrümmten Weibes (Luc. 13, 10 ff.).

Der Heiland steht auf der Kanzel der Synagoge, und überschaut seine Leute. Sein Blick fällt auf ein im Hintergrund sitzendes Weib, das zusammengekrümmt war, und nicht völlig aufrecht sein konnte. Es ist etwas ungemein Erhebendes und Trostreiches um diese väterliche Weise, in welcher der Heiland seine geistige Haushaltung mit seinem Blick durchsucht, wo etwas fehlt, und um die königliche Weise, in der er jede Disharmonie, jedes Mißverhältnis an einem der Seinen als etwas ansieht, was nicht sein sollte. Mit seinem Frieden, mit seinem hellen klaren seligen Verhältnis zum Schöpfer Himmels und der Erde stand ein solches Mißverhältnis im Widerspruch, und es gehörte zu seiner Herrlichkeit als des Eingebornen vom Vater, daß die Seinen eine schöpferisch befreiende Kraft der Strahlen solcher Herrlichkeit an sich erfuhren. Diesem Weib war solches wohl ganz besonders zu gönnen. Achtzehn Jahre schon hatte dieses Uebel an ihr, wohl mit allmählichem Erfolge, gearbeitet. „Sie hatte einen Geist der Krankheit oder Schwachheit," das will uns wohl zuvörderst sagen, es sei nicht ein Fehler in ihrem Knochenbau gewesen, sondern etwas ihr Unbekanntes, vielleicht sogar ihr Gemüt Beeinflussendes, was sie nach und nach in diesen Zustand brachte. Es gehört zum Wesen des Weibes und seiner Stellung unter uns, daß bei ihm sein Aeußeres für seine Geltung unter den Menschen minder gleichgültig ist als bei dem Manne. Wie schwer mag es einer solchen Tochter gewesen sein, zu sehen, wie nach und nach das Urteil der Leute über sie sich änderte! „Ich bin doch noch so gescheit wie vorher, so brav wie vorher, — warum werde ich denn jetzt vernachläßigt?" Das verbittert ein Gemüt, verschüchtert es, und es kann hier Folge zur Ursache und Ursache zur Folge werden, eine Wechselwirkung eintreten. Die Verstimmung über die Vernachlässigung befördert die Krankheit. Ein solches Leiden bringt es mit Notwendigkeit mit sich, daß man es möglichst vor den Leuten verbirgt. Das Weib getraute sich offenbar nicht, dem Heiland dieses ihr Leiden zu klagen, vielleicht in dem

Wahne, es sei ihr doch nicht zu helfen, vielleicht auch aus Scham, ihr Leiden so offen kund zu geben. Sie war entschlossen, es zu tragen, vielleicht doch nicht ohne ein bitteres Gefühl, daß jedermann geholfen werde, nur *ihr* nicht, nicht ohne einen an unbestimmte Adresse gerichteten Vorwurf darüber, nicht ohne jene eigentümliche Lust, die sich solcher Unglücklichen oft bemächtigt, sich ja recht unglücklich zu fühlen.

So etwas mag es gewesen sein, was den Heiland zu einem Verfahren veranlaßte, das wir sonst nie bei ihm erblicken. Es war sonst nicht seine Art, sich *anzubieten*, hier aber sah sein fast mütterlicher Scharfblick einen Zustand, wo die Sucht, sich der Hilfe zu verschließen, mit zur Krankheit gehörte. Wie mag es dem Weibe gewesen sein, als sie sich plötzlich mit Namen gerufen hörte, und den Befehl erhielt: „Komm hervor!" Zum letzten Mal mußte sie, fast feierlich, ihre Schande tragen, sich gleichsam ihres Uebels schämen, und mit ihrer kümmerlichen Gestalt durch die Menge hindurch vor den Heiland gelangen. Er legte die Hände auf sie. Es war bei diesem Weibe, das eben doch die Bitte nicht gestellt hatte, eine solche vermehrte Wirkung auf ihr Gemüt erforderlich, wie eine tröstende Zusage: „Du sollst mein Kind sein." „Und er sprach: Weib, sei los von deiner Krankheit! und alsobald richtete sie sich auf und pries Gott." Ja, welch eine Empfindung der Freundlichkeit Gottes sie durchströmt haben mag, da sie nun mit einem Male von ihrem langen Leiden los ist, können wir ihr nicht nachempfinden. Wir hätten mit in der Versammlung hören mögen, wie sie aus frischem warmem Eindruck nun Gott pries!

Ein Mann blieb unbewegt; es war der Oberste oder Leiter der Synagoge. Er war ärgerlich, angeblich wohl über diese unerbauliche Störung der Andacht, innerlich vielleicht über diese neue Verherrlichung Jesu und dessen, der ihn gesandt hatte. „Es sind sechs Tage, darinnen man arbeiten soll, an denselben kommt und laßt euch heilen," — so tönt sein schriller Mißton in den Preis Gottes hinein. Diesem Vorwurf haben wir es wohl eigentlich zu verdanken, daß uns Lucas diese Erzählung gebracht hat. Aber hiemit hat der Mann auch jede Rücksicht des Heilandes auf seine Würde als Oberster der Synagoge verscherzt. Hat er doch durch diesen Vorwurf eigentlich *seine* Ehre in die eine Wagschale und Gottes Ehre in die andere gelegt, und da muß das Urteil schonungslos, ohne Ansehen der Person gefällt werden. „Du Heuchler," redet ihn Jesus an, „löset nicht ein jeglicher seinen Ochsen oder Esel von

der Krippe am Sabbath, und führet ihn zur Tränke? Sollte aber nicht gelöst werden am Sabbath diese, die doch eine Tochter Abrahams ist, von diesem Bande, mit dem Satanas sie gebunden hat, siehe nun achtzehn Jahre?" Und die Klarheit und Einfachheit dieser Worte, verbunden mit der Größe und Einfachheit der Gottestat, bewirkte diesmal einen denkwürdigen Sieg. Es schämten sich (sogar) alle, die ihm zuwider gewesen waren, und der ganze Haufe freute sich über all den herrlichen Dingen, die durch ihn geschahen. „Satan hatte sie gebunden," so sagt er. Vielleicht denkt er dabei nicht gerade nur daran, daß die Krankheit von einem geistigen Einfluß herrührte, sondern er führt im Großen alle Verunstaltungen der Schöpfung Gottes auf Satan zurück. Er ist ihm die Summe und die Wurzel alles Widerwärtigen, Verfehlten, und aller der Ursachen desselben. Daß solches alles nicht ohne Zulassung Gottes geschah, war ihm unverborgen, hinderte ihn aber nicht, sondern trieb ihn nur desto mehr an, immer neu zu bitten: D e i n Reich komme!

Noch ein Beispiel wird uns erzählt, wo in ähnlicher Weise körperliche Uebelstände sich als Wirkung dämonischen Einflusses enthüllten. Es ist dasjenige eines Menschen, der bei gesunden Sinneswerkzeugen blind und stumm war (Matth. 12, 22 ff.). Die Heilung desselben machte so gewaltigen erschütternden Eindruck auf das Volk, daß die Pharisäer sich zu der äußersten Gewalttat der Verdächtigung entschlossen, und dadurch den Heiland nötigten, sich über sein Walten in diesem Gebiete grundsätzlich auszusprechen; und dieser letztere Umstand gestaltet uns dies Bild zu einem passenden Abschluß unseres Abschnittes. „Ist dieser nicht Davids Sohn?" sagt sich das Volk. Es begann im Heiland den Helden zu ahnen, der allein die wahre Befreiung bringt, weil er Feinde besiegt, gegen die der Mensch sonst keine Macht besitzt, ja, die um so widerstandsloser regierten, als man von ihrem Vorhandensein kaum eine Ahnung hatte. Daß der Heiland in dieses Gebiet, mit dem sich bisher nur abergläubische Abenteurer beschäftigt hatten, anders und wirklich siegreich einwirkte im Namen Gottes und in der Kraft des Lichts, davon wollten die Pharisäer nichts wissen, vielleicht gerade deshalb, weil sie selbst nicht frei von solchem Aberglauben *) waren. Sie

*) Aberglaube. Dieses Wort findet sich eigentlich in der Bibel nicht, kann aber gar wohl für eine von der Bibel ernst verpönte Geistesrichtung gebraucht werden. Sie verpönt nicht jede Annahme des Vorhandenseins einer Nachtseite des Daseins, um so weniger, als sie ihrerseits selbst aus

glaubten offenbar in diesem Gebiet eine ziemlich genaue Kenntnis zu besitzen, die aber nichts weniger als aus biblischem Quell stammte. Sie wußten, wie sie meinten, von einem Obersten der Dämonen, dessen Namen „Beelzebul" an Baal, die oberste Gottheit der Phönizier, erinnert; und einer unmittelbaren Verbindung mit diesem, ja sogar einer unbedingten Verfügung über denselben (Marc. 3, 22, „er hat den Beelzebul") schrieben sie die Macht Jesu über die Dämonen zu. Die Pharisäer bewegen sich also ohne allen Gewissenskrupel auf der Spur des Aberglaubens ihrer Zeit. Des Heilands Wirken muß ihnen eine alte länst bekannte Sache sein, die alte Teufelsbeschwörerei, nur zu einer gewissen Meisterschaft gebracht. Hiedurch wurde der Heiland in der tiefsten Wurzel seines Seins auf eine Weise verwundet, wie wir es wohl kaum stark genug uns denken können. Sein innerster Zusammenhang mit seinem Vater wurde als Teufelssache aufgefaßt, das Vertrauen des Volkes zu ihm als eine Sünde wider das erste Gebot, seine Siege in Gottes Kraft über die Finsternis als neue Triumphe dieser selbst. Vor allem rechtfertigt er sich ebenso fest und klar als demütig vor seinen menschlichen Richtern, beleuchtet dann warm und siegesfroh die selige Bedeutung seiner Erfolge, und — von der Verteidigung zum Angriff übergehend — enthüllt er seinen Gegnern die furchtbare Gefahr, der sie sich mit solchen Verdächtigungen selbst aussetzen. Aus seiner ganzen Rede geht die Voraussetzung hervor, daß sein Wirken auf diesem Gebiete unwidersprechlich schöne Erfolge gehabt hat, und zwar in großer Zahl, so daß er darauf als auf eine unbestrittene Tatsache hinweisen konnte.

Zwei Gesichtspunkte treten uns aus den Gedanken dieser Rede hervor: derjenige der Sittlichkeit, des Heiligen, und derjenige der Macht. Der Heiland geht über den abergläubischen Begriff „Beelzebul" mit Stillschweigen hinweg, und nennt sofort Satan, die Wurzel des Bösen, das Zentrum aller

dem Vorhandensein einer solchen kein Hehl macht; aber um so ernster verurteilt sie jede Beschäftigung mit derselben ohne Gott, namentlich zu dem Zwecke, daraus einen Nutzen zu ziehen, sei es für Heilung oder für vermeintliche höhere Aufschlüsse u. dgl. Insofern verwirft sie natürlich auch jede angebliche Kenntnis über dies Gebiet, die nicht unmittelbar mit der göttlichen Offenbarung in Beziehung steht. Gott verbietet dies alles eigentlich im ersten Gebot: „Du sollst keine andern Götter neben mir haben," was, auf dieses Gebiet angewendet, heißen kann: Gib dich keinem anderen unerklärlichen oder wunderbaren Einfluß hin, namentlich keinem vermeintlichen oder wirklichen Einfluß aus der unsichtbaren Welt, als nur dem deines klaren und unmittelbaren Zusammenhangs mit Gott.

Feindschaft wider Gott, als Urheber aller dieser Erscheinungen, womit sofort wirklichen Siegen auf diesem Gebiete sittliche, heilige Bedeutung zugeschrieben wird. Kann Satan solche wünschen? Mit dieser einen Frage widerlegt er die Verdächtigung.

Wie aber seine Ziele sich vom Aberglauben unterscheiden, so auch die Mittel, mit denen er arbeitet. Er treibt die Dämonen aus durch den Geist Gottes (Matth. 12, 28). Wie oft die Herrschaft eines unsauberen Geistes befestigt ist durch das beifällige Behagen des Kranken an den unlauteren Einflüssen, hatten wir bei der ersten Erscheinung dieser Art in der Synagoge zu Kapernaum zu bedenken Gelegenheit. Von dieser schmählichsten Fessel des eigenen Wohlgefallens befreite der Heiland durch den Geist Gottes, indem er dem Kranken selbst zu einem Siege über das Böse verhalf. Hiemit im Zusammenhang schildert er nun in denkwürdiger Weise die innerste, tief sittliche Wurzel aller seiner Siege. Die Größe dieser seiner Siege hebt er zuerst hervor, um zum Nachforschen zu reizen nach der Ursache derselben. Er erinnert an die Worte Gottes im Propheten Isaias (49, 24 und 25). Gott schildert dort Sein Volk als Beute eines Starken und als Gefangenen eines rechtmäßigen Gläubigers. Mit den Worten: „Kann man auch dem Riesen den Raub nehmen? oder kann man dem Gerechten seine Gefangenen los machen?" schildert Er die Schwierigkeit sowohl in Bezug auf die Macht, als auch in Bezug auf das Recht, Sein Volk aus der Notlage zu befreien, in die es durch eigene Schuld gekommen ist, und verheißt ihm dann allem Schein der Unmöglichkeit entgegen eine Befreiung aus derselben: „Seht ihr denn nicht — sagt der Heiland — wie sehr dies heute der Fall ist? wie ich dem Stärksten der Starken unter Gottes Feinden durch dies mein Tun seine Beute raube, ohne daß er sich widersetzt? Meint ihr, er ließe sich das gefallen, wäre er nicht im ernsten Kampfe besiegt und gebunden?" Der Heiland weist damit offenbar auf jenen gewaltigen Kampf hin, wo er vom Geiste Gottes in die Wüste getrieben, durch seine treue Liebe zum Vater und die Klarheit seines Vertrauens auf Ihn im Namen des ganzen Menschengeschlechtes der Stärkere war und so die Liebe zu Gott in die ihr allein gebührenden Herrscherrechte einsetzte. Jene unbedingte Macht über die Geister, die wir ihren eigenen Aussagen zufolge seiner Gottessohnschaft zugeschrieben haben, schreibt hier der Heiland also seinem sittlichen Siege zu. Die im stärksten Feuer der

Versuchung bewährte absolute Lauterkeit seiner Stellung zu Gott — sie ist es, vor deren sieghaftem Glanz alle unlauteren Geister sich beugen. Sein Sieg ist dadurch ein vor Gott, der ohne Ansehen der Person richtet, verdienter geworden, daß er ihn nicht seinem Rang, sondern seiner Gesinnung als Gottes Sohn verdankt. So ist es also der Geist Gottes, der heilige Geist, der gegenüber jenem Hereinragen einer finsteren Macht in die Menschenwelt als Sieger auftritt, und an ihrer Statt die Menschheit beherrschen will, als der eigentliche Segen Abrahams, der sich über die Völker ergießen soll.

Hat der Heiland in solcher Weise den geistigen, heiligen Charakter seiner Siege sowohl nach den Zielen, die sie erstreben, als auch nach den Mitteln, mit denen er sie erkämpft, in helles Licht gestellt, so wird uns nun auch ihre selige Bedeutung vom Gesichtspunkte der M a c h t aus um so wichtiger. Wir freilich fühlen uns oft seltsam beruhigt, sobald von „Macht" nicht mehr die Rede ist, sobald dieselbe sich in (dann nur vermeintliche) „Geistigkeit" aufgelöst hat. Jesus denkt anders: ihn machen seine Siege jubeln. Wenn er davon spricht, wie er den Starken gebunden hat, sehen wir da nicht den Sohn Davids, den ganzen Kämpfertrotz eines Helden, der den letzten, eigentlich allein kämpfenswürdigen Kampf bis zum Siege durchführen will und wird? Und gerade deswegen schmerzt ihn die Unterschätzung, ja die Verkennung seiner Erfolge seitens der Pharisäer; und eben diese peinliche Lage, in welche sie ihn versetzen, veranlaßt ihn, von dem Machtwerte seiner Siege zu reden. Ihre Schriftgelehrsamkeit ermöglicht ihm, mit einem einzigen Worte sowohl die Häßlichkeit der Stellung, die sie einnehmen, als auch den Ernst der Macht, gegen die sie ankämpfen, zu beleuchten. Es ist das Wort „der Finger Gottes," (2 Mos. 8, 19) jenes Wort, womit die ägyptischen Zauberer sich von Mose für besiegt erklärten.

In welcher peinlichen Lage befand sich doch damals Moses! Gott tat Zeichen durch ihn, und je heller er wußte, daß er selbst gar nichts Wunderbares könne, desto zuversichtlicher hoffte er, daß sofort jedermann hier Gottes Tun erblicken werde — und siehe, da kamen Männer, die „konnten" etwas! Mit ihren rätselhaften Mitteln machten sie, wenigstens scheinbar, das nach, was Gott durch ihn getan und bewunderten wohl einfach in Mose einen Menschen, der es in ihrer Kunst noch weiter gebracht habe. Moses sah sich gerade um der Wunder,

die Gott ausdrücklich zu seiner Beglaubigung getan, als Zauberer angestaunt.*)

Wie ähnlich die Lage Jesu! Um der Siege willen, die er gegen die Finsternis erficht, soll er nun als derjenige verdächtigt werden, der am allermeisten in den Dienst dieser Finsternis verstrickt sei. Aber jene Zauberer waren doch, als die Wunder des Mose eine gewisse Höhe erreichten, so verständig und so ehrlich, es sich und anderen zu gestehen, daß hier von irgend einer Kunst nicht mehr die Rede sein könne. Erschrocken und gedemütigt sprachen sie: Das ist Gottes Finger. In dem Worte „Finger" spiegelt sich uns der gewaltige Eindruck wieder, den sie von Gott bekamen, als ihnen mit einem Male eine Ahnung von diesem Wesen aufblitzte. Es ist ein Wesen, das nur den Finger zu regen braucht, um das Allergrößte zu bewirken. Wenn nun diese vor einem Tun Gottes sich beugten, das strafend wider sie, wider ihr Volk gerichtet war — wie viel eher sollten die Pharisäer ein Tun Gottes anerkennen, das lauter Freundlichkeit atmet.

„Wenn ich — sagt der Heiland — die Dämonen durch den Finger Gottes austreibe, so ist ja das Reich Gottes über euch gekommen (eigentlich: auf euch zuvorgekommen.)" Gerne eignet er sich dieses Wort „Finger Gottes" an; auch für *seine* Siege hat es ihm eine selige, hoffnungsreiche Bedeutung. „Was wir jetzt erleben, das ist erst der Anfang, das ist nur das Regen Seines Fingers, Er wird noch Seine Hand kund tun, Sein Arm wird herrschen, Sein Reich wird kommen." Man muß gleichsam mit Jesu der ganzen furchtbaren Tatsache der Gottesferne und einer Uebermacht der Finsternis ins Auge blicken, um mitzufühlen, wie hoch erfreut Jesus über diesen Umschwung in den Machtverhältnissen war.

Am Schlusse seiner Rede macht Jesus den Pharisäern die Gefahr klar, in welche sie durch die Stellung gelangt sind, die sie zu den Taten Gottes einnehmen; er zerreißt ihre Selbsttäuschung, als ob sie gegen ihn sich „neutral" verhielten, weder für noch gegen ihn, und warnt sie, in ihren Lästerungen des

*) Eine Wiederholung dieser Lage, wenn auch viel mehr ins Geistliche gewendet, befürchtet Paulus für die Folgezeit (2 Timoth. 3, 1 ff. namentlich V. 8). Es werden den Knechten Christi Nebenbuhler entstehen, welche ähnliche, wie es die ägyptischen Zauberer es Mose gegenüber taten, verlangen, daß ihr Tun und das Tun jener Knechte auf dieselbe Quelle zurückgeführt werde, nur mit dem Unterschied, daß sie nicht die Quelle des Tuns der Knechte Christi als eine ungöttliche, sondern die Quelle ihres eignen Tuns als eine göttliche angesehen wissen wollen.

Menschensohnes nicht bis zu der Grenze zu gelangen, wo sie zur Lästerung des heiligen Geistes würden. Da aber diese Ausführungen kein weiteres Licht werfen auf den Gegenstand, der uns in diesem Abschnitte beschäftigt, so gehen wir nicht weiter auf dieselben ein.

Sünder.

Wir kommen nun zu dem Gebiete, welchem des Heilands Herz voll und ganz zugewandt war. Das Verlorene zu suchen und zu retten, dazu ist er, wie er uns wiederholt sagt, gekommen; alles andere hat ihm nur hiefür Wert. Aber von seinem Wirken in diesem Gebiete, so weit es nicht aufs Große, sondern auf Einzelne sich erstreckte, ist uns im Verhältnis zu seinem Tun an den Kranken auffallend wenig erzählt.

Dies hat zweierlei Gründe. Einmal kam ihm hier weniger Bedürfnis, weniger Sehnsucht nach Hilfe entgegen. Zwar, wenn der Mensch einmal einen Einblick in seine Sünde und Schuld erlangt hat, dann ist sein Wunsch nach Hilfe in dieser Beziehung weit, weit dringender und brennender, als betreffs leiblicher Uebel. Aber zu diesem Einblicke gelangen wir eben schwer. Das leibliche Uebel kündigt sich sofort als Schmerz an, das sittliche fast als scheinbares Wohlsein und Behagen.

Sodann war es in der Art Jesu begründet. Es war *seine* Wirkung auf die Betreffenden, daß wenig Bekehrungsgeschichten in Umlauf waren und erzählt wurden. „Hüte deine Perlen!“ sagt er. Die stillen Pfade, auf denen der heilige Geist an deine Seele gelangte, gehören nicht an die Oeffentlichkeit. Aber auch die Sünden nicht. Es tut Gott wehe, wenn du Sünden (eigene oder fremde), die Er verziehen hat, immerfort wieder erzählst; wenn Er sie nicht mehr weiß, sollen sie auch nicht mehr erwähnt werden. Zudem kommt in solch beredtes Schildern ehemaliger Sünden leicht unvermerkt eine unheilige Glorifikation derselben, man schämt sich ihrer erst nicht mehr recht.

So bieten uns denn die Evangelien nur solche Bekehrungsgeschichten, die ihrer Natur nach öffentlich verliefen und mit sonstigem Geschehen von allgemeiner Bedeutung verflochten waren.

Was war Jesu Tun gegen diese Not, die Sünde und Sündenschuld? Ich getraue mir nicht, in dieses Heiligtum unbefugt einzudringen, um dieses Tun mit einiger Vollständigkeit zu beleuchten, und möchte deshalb nur das, was sich uns unmittelbar aufdrängt, erwähnen.

Das erste war und ist seine persönliche Kraft, ja seine persönliche Leistung — des Verzeihens. Verzeihen ist die allerschönste, größte und schwerste Tat, die der Mensch tun kann. Verzeihen fiel nach einer Seite dem Heiland viel schwerer, als uns, er sah viel tiefer, welche Zerstörung die Sünde in des Vaters Schöpfung und in Seinen Kindern anrichtet, und empfand viel schmerzlicher die dem Vater damit angetane Beleidigung. Aber er war und ist lauter Verzeihung. Dadurch ist er der Retter der Welt, daß in ihm auf Erden eine Geistesmacht war, die dem schauerlichen Tun der Sünde gegenüber beständig die Riesenarbeit des Verzeihens leistet, des Verzeihens, da wo es nachgesucht wird. Das ist nicht die kalte Arbeit eines Prinzips, das ist jedesmal eine Tat seines Gemüts, seines Geistes, — als Gegengewicht gegen unser Tun. Und indem er einem Sünder verzieh, war er selbst vor Gott dieser Sünder, wollte er es — das war seines Herzens Bedürfnis — auch vor dem Vater, dem heiligen, verantworten, daß er ihm verziehen habe. Sahen wir bei der Krankheit, wie ihm sein Kampf gegen dieselbe ein Erdulden des Todes in Aussicht stellte, so sehen wir's hier noch deutlicher bei der Sünde. Mit aller Schuld beladen, steht er vor dem Vater. Er will es selbst nicht, es ist gegen seines eigenen Herzens Bedürfnis, daß dieser große Mißstand der Schuld, gegen alle sonst so streng folgerichtige Art des Vaters, einfach durch einen Akt der Willkür, einer rechtlich unbegründeten Gunst beseitigt werde. Das will und darf er nicht. Es mag so schwer ausfallen als es will, es muß alles, alles im Lichte, heilig und folgerichtig, vernunftgemäß, nach dem Rechte erledigt werden. So steht er als Sünder vor dem Vater, Verzeihung gewärtigend, nicht aber Straflosigkeit. In der Strafe wird die Verzeihung vollendet werden. So hat er unsere Sünden später selbst auf das (Kreuzes-)Holz getragen (1. Petri, 2, 24), damit ihnen an ihm würde, was sie verdient.

Darin, daß sein Verzeihen nie in Unabhängkeit (Emanzipation) vom Vater geschah, gleichsam als frage er hierin Ihm nichts nach, sondern in steter, heiliger Liebesgebundenheit an Ihn, — darin lag die große endgültige Kraft seines Verzeihens,

darin lag auch vornehmlich seine Macht begründet, auf Erden Sünden zu verzeihen.

Neben diesem Tun des Verzeihens erwähnen wir nur noch etwas, das innig damit zusammenhängt — den wunderbaren Scharfblick seiner Liebe, durch allen Schutt des Unartigen und Ungeordneten hindurch in einem Menschen sein Gutes (wofern es da war) zu entdecken, den Punkt, wo, wie auch den günstigen Augenblick, wann er anknüpfen konnte. „Richtet nicht!" das durchzog seine ganze Seele. Nichts böse auslegen, zum Argen deuten und dabei immer auf den zu Grunde liegenden guten Willen, wofern er da war, achten, — das war seine Kunst, nein, seines Herzens Lust. Damit war er eine wunderbare „Kraft des Herrn" für seine jeweilige Umgebung, die sie alle hob, befreite, durchleuchtete.

Seine Stimmung und sein Verhalten gegen die Sünder schildert uns Jesus in den drei Gleichnissen vom verlorenen Schaf, vom Groschen, vom Sohne (Luc. 15). Wir verdanken dieselben den Vorwürfen der Pharisäer, darüber, daß er „Sünder annehme und mit ihnen esse." Während die Pharisäer und ihr Anhang sich mehr von Jesu zurückzogen, sah man den Heiland von allerlei „Weltvolk," oft solchem von anrüchiger Vergangenheit, aufgesucht und umgeben („es nahten ihm alle Zöllner und Sünder"), was auf den Heiland um so eher ein schiefes Licht warf, als die Umwandlung dieser Leute nicht immer in die Augen fiel und namentlich auch jene Kennzeichen, nach denen die Pharisäer die Frömmigkeit bemaßen, vielfach vermissen ließ, so daß es den Schein erweckte, Jesus verkehre freundlich nicht bloß mit reuigen Sündern, sondern auch mit solchen, die es auch fernerhin an Erweisungen der Frömmigkeit fehlen ließen. Aber wie lieblich war doch andererseits gerade dieser Zug solcher Leute zu Jesu! Sie hatten ein feines Auge für die gewaltige selige Umwandlung, die an dem und diesem unter ihnen durch seinen Umgang mit Jesu vorgegangen, und dies zog immer mehrere zu ihm, und bußfertig, bereit sich umwandeln zu lassen, nahten sie sich ihm.

In den Augen der Pharisäer galt diese Klasse von Leuten als für ohne weiteres verloren. Der Heiland sieht ihr Verderben nicht kleiner an als die Pharisäer, sondern größer, und in dem Bilde, das er von ihnen in den Gleichnissen entwirft, schont er oder beschönigt er sie nicht. In der Pharisäer Augen aber waren sie allein die verlorenen, die von der Gemeinde der Gerechten ausgeschiedenen; in des Heilands Augen nicht.

Aber diesen Unterschied der Auffassung zu berühren, vermeidet der Heiland sorgfältig, sonst müßte er den Pharisäern ausdrücklich ihre eigene Sündhaftigkeit vorhalten, und das will er nicht. Das Sündliche einer Tat bringt der Heiland etwa einem Menschen zum Bewußtsein, aber das allgemeine Gefühl „ich bin ein Sünder," das will er ihm nie sozusagen streitweise beibringen, das muß in den Tiefen des eigenen Herzens von selbst erwachen. Der Heiland wollte auch nie einem Menschen das verächtlich oder gering machen, was von wirklich guten Regungen und Handlungen in seinem Leben zu finden war. Er will auch den Schein jeder Geringschätzung sittlichen Tuns vermeiden. Israel ist gegenüber der sich selbst überlassenen Heidenwelt Gottes Volk, Gottes Herde, die Er teils unmittelbar, teils durch Hirten weidet, und furchtbar ernst ertönen (Ezech. 34) Seine Vorwürfe gegen solche Hirten, welche der Schafe, namentlich der verirrten und verlorenen, sich nicht annehmen. An diese den Pharisäern wohlbekannte Anschauung knüpft der Heiland an. Der Mensch ist darauf angelegt, Gott zu lieben und sich von Gott geliebt zu wissen, unter Gottes liebender Pflege, als eingegliedert in Seine Herde, zu gedeihen. Der Sünder ist aus diesem Zusammenhang herausgerissen, verirrt, verloren, vielleicht eben so sehr durch Torheit, als durch bösen Willen, vielleicht, wie der verlorene Groschen, durch Schuld derer, die ihn hüten sollten, ja — wie z. B. die Heiden — durch Schuld früherer Geschlechter. Er bleibt Gott doch lieb als ein Schaf Seiner Herde, ja als ein rechtmäßiger Bestandteil Seines Vermögens. Der Heiland redet aber nicht vom Standpunkte des Verlorenen aus, sondern von dem des Suchenden, des Besitzers. Welche Fülle von Teilnahme, Liebe und Zärtlichkeit enthüllt er uns da in seinem und seines Vaters Namen! Eine Liebe, die um so gewaltiger zu uns spricht, je heller sie uns bei näherem Nachdenken als selbstverständlich einleuchtet.

Wir fühlen des Besitzers Herz aus diesen Worten heraus: sein Schaf ist's, sein Groschen, sein Kind; — sein Herz verrät dies. So wachsen diese Gleichnisse weit über die bescheidenen Rahmen hinaus, die für das Verständnis der Pharisäer berechnet waren. Gott hat nicht nur ein Schaf verloren, sondern das ganze Menschengeschlecht, nicht nur einen Groschen eingebüßt, sondern Sein ganzes Vermögen auf Erden, — eben Seine Menschenkinder; und getreu Seiner Verheißung „Ich will selbst das Verlorene suchen" (Ezech. 34, 11), hat Er den Sohn gesandt, mit dem Auftrage, das Verlorene zu suchen und zu retten.

Es kann uns auffallen, wie selten der Heiland den uns so geläufig gewordenen Satz ausspricht, daß ohne ihn alle Menschen verloren seien. In unseren Gleichnissen spricht er von einem Hundertstel oder einem Zehntel, und auch in den folgenden Beispielen seines Verhaltens zu den Sündern erscheint oft der Einzelnen Verirrung fast als ein Ausnahmefall behandelt. Der Heiland hütete sich eben mit großer Zartheit davor, unser ohnehin schon abgestumpftes Gefühl über die Unverantwortlichkeit unserer Fehler dadurch noch mehr abzustumpfen, daß er unsere Sündhaftigkeit als eine ausgemachte Sache erklärte. Daß er dennoch und mit großem Schmerz von der Allgemeinheit des Verderbens überzeugt war und daß daher jene Zahlenverhältnisse des Gleichnisses nur aus obigen Erwägungen zu erklären sind, das beweist uns unter anderm namentlich jene Antwort, die er den Jüngern auf ihre Frage gab, wer kann denn selig werden? Das Wort bildet den Schluß der Erzählung von jenem reichen Jüngling, der durch seine Anrede „guter Meister" bekannt ist (Matth. 19, 16, Marc. 10, 17, Luc. 18, 18).

Diese ganze Erzählung ist hiefür um so lehrreicher, als sie die ganze Weite des Herzens Jesu enthüllt, wie er bei dem klarsten Blick in die Tiefen des Verderbens auch jede Spur des Guten im Menschen groß achtet und hoch wertet.

Es ist ein wohlgezogener, vom Erdenglück begünstigter Jüngling, schon Rabbi, der, für das Gute begeistert, von Jesu, dem Meister des Guten, zu erfahren hofft, wie er seinen edlen Bestrebungen die Krone aufsetzen könne. „Meister, — so redet er ihn an — du Guter, was muß ich tun, daß ich das ewige Leben ererbe?" Der Heiland erschrickt über diese Anrede. Er ist sich's längst gewohnt, fast von jedermann für einen gewöhnlichen Menschen, der immerhin über die andern emporrage, gehalten zu werden, und läßt sich das, wo er nicht besondere Nötigung fühlt von seiner Würde zu zeugen, gefallen; um so mehr, als er unter dem Druck der allgemeinen Sünde immer schambedeckt vor Gott für die Menschen stand. „Was nennst du mich gut? Niemand ist gut als der einige Gott," so antwortet er, eben weil er hier durchaus keine Veranlassung findet, seine Ausnahmestellung kund zu tun. In Bezug auf seine Frage aber verweist er ihn einfach auf die zehn Gebote, in welchen Gott selbst diese Frage beantwortet hat. Es sind vornehmlich *Verbote*; sie bezeichnen uns die Dinge, durch welche man das Leben *verwirkt* und ein solcher wird, der

des Todes würdig ist. Namentlich gilt dies von der zweiten Tafel, an welche Jesus ihn vornehmlich erinnert und zwar in einer Reihenfolge, die der Lage des Jünglings und ihren besondern Versuchungen angemessen ist. Zu stehlen u. s. w. ist er weniger versucht, deshalb stellt Jesus das Gebot „du sollst nicht ehebrechen" voran. Jene großen Warnungsrufe Gottes an die Welt: „Nur tötet nicht! ehbrecht nicht! stehlt nicht! lügt nicht!" die soll der Mensch beherzigen; beherzigt er sie nicht, so ist er verloren. Der Jüngling antwortet: „Das habe ich alles gehalten von meiner Jugend auf — was fehlt mir noch?" — und der Heiland? Er sah ihn an und liebte ihn! (Marc. 10, 21.) Auch an diesem Blümlein der Gottesfurcht erquickte er sich; er überschaute im Geist ein schönes Feld redlichen Kämpfens und gesegneten Siegens, und getreu seinem Worte: „Wer den Willen meines Vaters tut, der ist mir Mutter und Bruder," gewann er diesen Menschen lieb. Aber ein Verlorener war er in seinen Augen doch. Wie weit und groß erscheint uns doch hier das Herz des Heilandes! Er beherbergt Gedanken, die in unseren kurzsichtigen Augen fast Widersprüche sein könnten. Wie kann ich — so fragt er sich — diesem Jüngling die Hand reichen, daß ihm sein Streben noch gelingt, das ewige Leben zu ererben?

Verloren ist er. Er hat zwar ein gutes Teil jener „Frömmigkeit," die Gott vor dem Kommen Jesu als Gerechtigkeit nahm; er benimmt sich so zu sagen auf der Grundlage der allgemeinen Sündhaftigkeit so gut wie möglich, ähnlich wie der Hauptmann Cornelius (Apostelgesch. 10, 35) von Petrus das Zeugnis erhielt: „Du bist Gott angenehm, weil du Ihn fürchtest und recht tust." Aber ähnlich wie Gott diesem Cornelius seine Gnade darin erwies, daß er ihm Gelegenheit gab, im Namen Jesu Verzeihung der Sünden zu erlangen, und dadurch selig, gerettet zu werden, — ähnlich wird es mit diesem Jüngling stehen. Hätte er sich wohl dieses gute Zeugnis so getrost ausgestellt, wenn er in der Bergrede aus Jesu Munde vernommen hätte, was es um diese Gebote Gottes sei? Der Heiland als Sohn Gottes ist von demselben beseelt, von dem das Gesetz ausging; und d a d u r c h, daß er uns in die Gemeinschaft dieser seiner Kindesstellung hereinzieht, wird er das Gesetz auf Erden erfüllen (Matth. 5, 17). Davon nun freilich, wie sehr so der Heiland unser einziges und volles Bedürfnis ist, hat der Jüngling, der in ihm nur den Meister sucht, keine Ahnung. Sollte ihm nun der Heiland antworten: „All dein bisheriges Bravsein ist unvollkommen und wertlos, glaube an mich! dies ist das

Einzige, was dir hilft?" So redet der Heiland nie; er löscht den glimmenden Docht nicht aus, um ihn von neuem wieder anzuzünden; er weiß, wie schwer letzteres ist; und mit solchem Reden hätte er auch das Fünklein Glauben an ihn eher ausgelöscht als angefacht. Er geht völlig ein auf die Denkweise des Jünglings, der in seinen Bemühungen, brav zu sein, selbst unbefriedigt ist und deshalb ins Ungewisse hinaus höher strebt. Umgang mit Jesu täte dem Jüngling vor allem not; ja Jesus konnte jene erlösende Gemeinschaft mit ihm vorderhand in einiger Völligkeit fast nur in dem engeren Kreise seiner Jünger erzielen, die er durch seine beständige Anwesenheit unter ihnen „im Namen des Vaters bewahren" (Joh. 17, 12) konnte. Dies nun, den Segen seines unmittelbaren Einflusses, bietet Jesus dem Jüngling an, nicht ohne damit ein Opfer zu bringen; denn der kleine Kreis seiner nächsten Umgebung durfte nicht ohne Not vergrößert werden. „Willst du vollkommen sein — sagt er, auf die Denkweise des Jünglings eingehend — so folge mir nach!" „Vollkommen" will hier nicht eine leblose Musterhaftigkeit bedeuten. „Vollkommen sein" heißt ihm einfach „ein Ganzer sein," einer, der nicht mehr zweierlei will, sondern nur eins: das Reich Gottes. Aber freilich, einen reichen Herrn, vollends wie er in jener Zeit gewöhnlich war, reich an Grundbesitz und Sklaven, kann der Heiland unter seinen Jüngern nicht brauchen. „Verkaufe, was du hast, und gib's den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben, und dann komm, und folge mir nach!" So haben wir wohl des Heilands Aufforderung zu verstehen, und schwerlich bloß als eine berechnete Probe, fast als eine Falle, die er ihm stellt, um ihm seine vermeintliche Gerechtigkeit, die dem Heiland doch nicht ganz nur eine vermeintliche war, in ihrer Blöße aufzudecken. Der Heiland meinte die Einladung aufrichtig; er bezweckte damit nicht ein Nein seitens des Jünglings, sondern ein Ja; aber leider gab es ein Nein. Jene Gerechtigkeit zeigte sich wirklich als hohl, ja das Bewußtsein derselben als ein Hindernis, die Größe der Gabe Jesu zu fassen. Der Jüngling sinnt und sinnt. Der Ruf lockt ihn, aber — „nichts mehr, gar nichts mehr haben? wer bin ich dann noch?" mag er sich gesagt haben. So sehr ist mancher teilweise edle Mensch mit seinem Reichtum verwachsen. Stumm hört er den Heiland an, stumm sinnt er nach, stumm wendet er sich und schleicht von dannen. Was in des Heilands Herz vorging, können wir wohl kaum nachfühlen.

Dieser Macht des Reichtums ist also in des Jünglings Herzen vorderhand der ganze Glanz des Sohnes Gottes und die ganze Fülle der Liebe Jesu nicht gewachsen! Es liegt ein unaussprechlicher Ernst der Wehmut auf dem Gespräch, das sich nun zwischen dem Heiland und den Jüngern entspinnt. Als der Jüngling von ihm wich, sah sich Jesus um (Marc. 10, 23 ff.) und sprach zu seinen Jüngern: „Wie schwer ist es, daß die Reichen (eigentlich: die, welche die Sachen*) haben) in das Reich Gottes kommen werden." Die Jünger aber erschraken über seine Worte. Aber Jesus antwortete abermals und sagte ihnen: „Kinder, wie schwer ist's, in das Reich Gottes zu kommen! Leichter ist's, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in das Reich Gottes komme." Damit hat er den Jüngling einigermaßen entschuldigt, aber zugleich den ganzen Ernst unserer Lage kund gegeben. Es geraten hier zwei scheinbar gleich unerbittliche Gesetze mit einander in Kampf: einerseits verwächst die Fülle der Sachen mit demjenigen, der sie, oder vielleicht den sie besitzt, zu einem Ganzen, und andererseits kann diese Fülle der Sachen nicht ins Reich Gottes kommen. Die Jünger aber entsetzten sich noch viel mehr und sprachen zu einander: „und wer kann gerettet werden?" und damit entlockten sie ihm jenen tiefsten Kummer seines Herzens, der uns zunächst veranlaßte, diese Erzählung hier zu besprechen: „Bei Menschen — unmöglich." Wer hat denn nicht Sachen? Hier setzt also der Heiland nicht nur die Allgemeinheit des Verderbens als selbstverständlich voraus, sondern er spricht uns Menschen alle Möglichkeit, uns selbst daraus zu retten, ab. „Aber — fährt er siegesfreudig fort — nicht bei Gott; denn alles ist möglich bei Gott." Gott wäre also nicht nur im Stande, wenn es nötig wäre, ein Kamel lebendig durch ein Nadelöhr zu bringen, sondern er vollbringt auch das noch größere Wunder, sogar einen Reichen in das Reich Gottes zu bringen. So stellt er uns unser Seligwerden als ein beständiges Wunder dar.

*) Heute steht dem Gelde die Fülle der Sachen in allen Laden, Wirtshäusern u. dgl. sofort zur Verfügung, weshalb uns heute der Reichtum sich namentlich als Geldbesitz darstellt. Das war schon an und für sich im Altertum nicht so. Der Reichtum bestand mehr in allerlei Sachen. Noch viel ernster meint aber der Arme diesen Ausspruch. Einer dünkt sich, obwohl er die Sachen hat, dennoch arm, weil es ihm an Geld gebricht; aber der Aermste hat auch die Sachen nicht. So hat mir dieses Wort im Munde des Heilandes etwas Rührendes. Jene Sachen, die wir geradezu für unentbehrlich halten, ein Bett z. B. — hatte er nicht!

Diese Erzählung beleuchtete es uns vielfach, wie der Heiland den sittlichen Zustand der Menschen auffaßte, und diente uns deshalb zum Eingang in unseren Abschnitt, wo wir sein Verhalten gegen die Sünder im engeren Sinne betrachten, namentlich gegen solche, die dies in ihren eigenen Augen, wie auch in denen anderer waren. An dieser Geschichte sowohl, als an den folgenden können wir die auffallende Beobachtung machen, daß die Deutlichkeit der Sünden dem Erfolge Jesu nicht Abbruch tat, sondern Vorschub leistete.

Gehen wir nun auf die Betrachtung einzelner Bilder ein!

Einzig in ihrer Art betreffs Jesu Verhalten gegen Sünder steht die Geschichte da von der Sünderin, die ihn gesalbt hat. Sie zeigt uns im hellsten Lichte des Heilandes Herz, wie er gegen Sünder gesinnt ist.

Ein Pharisäer lud Jesum zu Tische. Es waren doch eigentümliche Leute, diese Pharisäer, man muß sie teilweise wieder lieb gewinnen. Wo Jesus ist, sehen wir sie auch, immer beschäftigt sich ihr Geist mit ihm, sie können seiner in ihren Gedanken nicht los werden, immer noch sind sie „nicht klar" über ihn, darum laden sie ihn zu sich ein, um endlich ein richtiges Urteil über ihn zu gewinnen; auch lieben sie die geistige Anregung, die er jeder Gesellschaft gibt, in der er sich befindet.

Der Heiland schlägt nie aus. Er ging wohl zu Tische gepreßten Herzens, wäre lieber unter seinen Unmündigen geblieben, er ging nicht ohne Sorgen, aber doch getrost, daß wieder irgend etwas von Sieg, von Heil für die Seelen sich dabei ergeben werde.

Schmerzlich ist der Empfang. Er kommt liebewarm, herzlich und nicht ohne das stille Bewußtsein, daß er und seine Liebe auch etwas wert sei — aber kühl weht es ihm entgegen. Er erwartete wohl einen Kuß von dem Manne zur Begrüßung des Gastes, aber eine gemessene Haltung belehrt ihn, daß er darauf zu verzichten hat. Wasser für die Füße, Oel für das Haupt, jene Zeichen, daß man den Gast wenigstens einigermaßen für seinesgleichen ansehe — sie fehlen. „Man muß solche Leute nicht verwöhnen, mag Simon gedacht haben, es ist für sie selbst gut, wenn sie nicht vergessen, wer man ist und was sie sind; sind sie doch immer in Gefahr, den Unterschied von Rang, Stand, Bildung zu verkennen." Verzeihen kann der Heiland schnell, aber — klug wie die Schlange *) merkt er sich

*) „Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben!" Diesen Rat gab der Heiland seinen Jüngern mit auf den Weg, als er sie

den Vorteil, den er dadurch über diesen Mann gewonnen hat und spart ihn auf, um ihn zu rechter Zeit zu dessen Heil zu verwenden.

Sie sitzen nun am Mahle, strahlenförmig gelagert, die Füße nach außen gewendet. Da tritt die Hauptperson unserer Geschichte herein, die „Sünderin". Es war wohl eine Frau — der köstlichen Salbe nach nicht aus den niederen Ständen — über die man sich allerlei von schlimmem Leichtsinn erzählte, so Starkes und so Beglaubigtes, daß sie sich hier diesen Namen gefallen lassen muß. O diese Art von Sünde, sie hat das an sich, daß sie mich wie kaum eine andere so verächtlich und verwerflich hinstellt in anderer Augen und auch in meinen eigenen! Diese Frau sehnt sich heraus aus ihrem inneren Elende, sie hat von Jesu gehört und von seiner Gnade, sie will, sie muß zu ihm; aber wie das machen? Erfinderisch in solchen Dingen war sie wohl schon längst. Sie will sich mit einer sinnigen Ehrenerweisung, einer Ovation, einführen, sie will ihn (ihr Plan war wohl: sein Haupt) salben, wohl mit dem Nebengedanken, damit ihrer Vermutung, er könnte der Christus

aussandte. Es fehlt nicht an Stimmen in unseren Herzen, die dem ersten Teile dieses Rats vermeintlich verständnisinnig zustimmen, indem sie sich daraus die Erlaubnis ziehen wollen zu allerlei Falschheit, trotzdem daß der zweite Teil jenes Rats dies so ausdrücklich verbietet. Bei solcher Auffassung mußten wir allerdings vor dem Gedanken erbeben, dem Heiland dieselbe Schlangenklugheit, die er uns anrät, zuzuschreiben. Aber wird er uns anraten, was er nicht selbst übt? Solange unsere Klugheit mit Sündlichem vermischt ist, namentlich nur dem Eigennutze dient, halten wir die Klugheit überhaupt für halb sündlich und die wahre Frömmigkeit für ein klein wenig einfältig. Aber wie verkehrt ist doch dies gedacht! Wie klug ist Gott (Eph. 1, 8), wie klug der Heiland, wie töricht schließlich alle Klugheit der Finsternis! Die Klugheit ist die wachsame, energische Verwendung aller Geisteskräfte für eine vorliegende Aufgabe und insofern eine sittliche Pflicht. Worin sah wohl Jesus die Klugheit der Schlange? Offenbar nicht in ihrer Falschheit, von der uns überhaupt nichts bekannt ist. Die Schlange, aller Glieder bar, ist für das Habhaftwerden ihrer Nahrung ganz auf ihre Klugheit und Behendigkeit angewiesen. Und diese Nahrung ist eine lebendige, sie fliegt und springt! Hauptsächlich wohl darin besteht nun ihre Klugheit, daß sie für das Erhaschen ihrer Beute den günstigen Augenblick erstens abwartet und zweitens auch sofort benützt. Wenn aber der Heiland sich als den Hirten darstellt, der das verirrte Schaf sucht — welcher Klugheit, fast List bedarf der Hirte, um des verirrten Schafes wieder habhaft zu werden! und wenn er seine Jünger zu Menschenfischern zu machen verspricht — wie ähnlich ist oft des Fischers Stellung zu einem Fischlein mit derjenigen der Schlange zu ihrer Beute! So sehen wir denn auch in der Tat den Heiland in seinem Bestreben, Verlorenes zu suchen und zu retten, alle Kraft der Klugheit aufwenden.

sein, einen schönen, sinnbildlichen Ausdruck zu geben. Man sieht, möchte man sagen, den ganzen Schöngeist, der sie war. Aber man sieht auch, in diesem Schöngeist schlummert ein redliches Herz, das war nun erwacht und suchte unter großer innerer Zerknirschung um jeden Preis ihrer Seele Heil. Aber wie sie das Zimmer betritt, und die feierlichen Gesichter, die vorwurfsvollen Blicke, das Befremden sieht (Jesu Angesicht sah sie nicht, sie stand hinter ihm, er scheint unten gesessen zu sein!), da war sie betroffen, sie bückt sich, sie ist zu den Füßen Jesu, und damit ist ihr irdischer Verstand, ihre gesellschaftliche Besonnenheit dahin. Hier am Ziel ihrer heiligsten Sehnsucht zu den Füßen dessen, der von Gott gekommen ist, die Sünder zu suchen und zu retten, und eine Macht empfangen hat, auf Erden Sünden zu vergeben, hier spürt sie nur Ewigkeit; sie weint und — o Schreck, die Tränen sind auf Jesu Füße gefallen! Wie den Schaden wieder gut machen? Das Nächste, was sie zur Hand hat, seine Füße zu trocknen, sind ihre Haare; sie trocknet, aber ohne Erfolg, denn immer reichlicher fließen die Tränen, und in diesem wundersamen Widerspiel von Trocknen und Benetzen fühlt sie, daß der Heiland ihr nicht zürnt, daß er ihr Innerstes versteht, aber nach der Regel der Gesellschaft und guten Sitte betrachtet, zu ihrem Schaden, denn — das allergrößte Mißgeschick begegnet ihr erst jetzt — sie küßt seine Füße! Noch etwas hat sie, um den Schaden wieder gut zu machen, — das Salböl, und sie benützt es reichlich.

Hier werden wir in ergreifender Weise inne, wie die Liebe Jesu in der Tat (Epheser 3, 19) alles Denken übersteigt. Gestehen wir's uns nur: wir wären alle mehr oder minder auf Simons Seite gestanden. An Jesu Stelle hätten wir uns verpflichtet gefühlt, das Weib ernst und unsanft abzustoßen, vielleicht mit der gemessenen Bemerkung, sie habe sich hier in der Person und in den Leuten geirrt und tue wohl, Anstand zu lernen. Wir hätten es ihr dann wohl von Herzen gegönnt, daß sie nun doch endlich einmal von einer männlichen Person würdig, d. h. mit ernster Abweisung behandelt worden sei. Ja wir hätten vielleicht an Simons Stelle ihr einfach — zumal im Blick auf ihre Vergangenheit — die Türe gewiesen.

Aber des Heilands seelensuchende Liebe hat ein wunderbar weites Herz und scharfen Blick. Er fühlt durch all das Ungeschickte hindurch: ihr ist's Ernst, da ist lauter aufrichtige Zerknirschung, reiner Sinn. O für unsere Zerknirschung hat man schließlich nicht zu sorgen, wenn uns einmal das helle Licht der

Vergebung strahlt. Aber des Menschen Geist bedarf nicht nur der strafenden Peitsche, er bedarf noch mehr der Nahrung, der Erquickung, der Befriedigung. Sie fühlte seine Vergebung, seine Gnade, seine heilige Liebe. All ihr Sündenelend wurzelte darin, daß sie die Gaben der Liebe und Liebesempfänglichkeit, die Gott für sich selbst in unser Herz gelegt, an Schmutz und Staub verschwendet hatte. Nun fühlte sie etwas aus der Heimat, Vaterliebe und in ihrem Herzen Kindesliebe. Wie wunderbar war es ihr wohl zu Mute! Gewiß hatte sie sich auf ein ernstes Bußgericht gefaßt gemacht, aber hier — zu Jesu Füßen — war sie mit einem Male, wie durch des Vaters Hand selbst, allem Elende der Schuld und Schmach vor Gott entrückt und als Kind auf- und angenommen.

Alle Schmach ihrer Sünde ruhte nun auf Jesu. Gerade mit der Art von Sünde, die des Weibes Ruf befleckte, konnte dieses ihr Tun in unliebsamen Zusammenhang gebracht, und gerade deswegen konnte auch ein billigendes Geschehenlassen solchen Tuns sehr mißdeutet werden. Durch die Art, wie er sich ihre Liebe gefallen ließ, hatte er die ganze Schmach ihrer Sünde sich gleichsam zugezogen.

Er durfte es wagen. Seine Reinheit und Heiligkeit ist auch dem Simon über allen Zweifel erhaben; aber Jesus sinkt doch in seiner Achtung. Die Frage, ob er nicht am Ende doch ein Prophet sei, war ihm bisher eine offene gewesen, — jetzt ist sie ihm gelöst. „Wenn er wüßte, wer und was für ein Weib das ist, so würde er sie „gebührend" d. h. derb abweisend behandeln; so viel Tugend traue ich ihm unbedingt zu. Aber er weiß es eben offenbar nicht. Mithin ist er kein Prophet." — „Simon!" Mit diesem Rufe weckt ihn Jesus aus solchen Betrachtungen auf, indem er jetzt ihn an die Reihe kommen läßt mit seiner rettenden Liebestätigkeit. Er legt ihm eine Aufgabe zu lösen vor, ganz im Geiste der morgenländischen Aufgaben- und Rätselspiele, nur gewiß in Simons Augen für einen Mann wie er „befremdend" leicht. Sie wird auch von diesem rasch und sicher gelöst, gewiß noch ohne alle Ahnung, wie nahe diese nach seiner Meinung „nicht gerade ausgesucht geistreiche" Frage ihn berühre. Jetzt hat jene liebende Klugheit, von der wir oben geredet, den Moment erschaut, wo sie ihren rettenden Pfeil mit Erfolg absenden kann. Mit den Worten: „Siehest du dies Weib?" veranlaßt Jesus den Simon, dieses Weib anzusehen, das er wohl bis jetzt halb aus Verlegenheit, halb aus Höflichkeit gegen Jesus „nicht zu sehen" sich bestrebt hatte, und

nun folgt ein Vergleich, in welchem Jesus ihm freundlich, aber in ruhiger Klarheit und ohne auch ihm nur etwas zu schenken, sein ganzes Verfahren gegen ihn, seinen Gast, Stück für Stück erzählt — ohne jede Spur von Kritik, von beigefügtem Tadel, — nur alles aus dem Dunkel heraus ins Licht der Wirklichkeit stellend. Der Mann stand gewiß innerlich vor sich selbst wie vernichtet, desto mehr gerade, je freundlicher und vergebender es ihm Jesus sagte. Es waren ja allerdings lauter Kleinigkeiten gewesen, — von Laster keine Spur, — aber wie viel verrieten doch diese Kleinigkeiten vom inneren Leben, oder vielmehr vom Mangel desselben! Und zugleich: in welchem Lichte strahlt ihm nun dieses Weib mit ihrem sonderbaren, von den Regeln der Sitte verpönten Tun! Da sah er, daß der Mensch sonst noch etwas hat, was ihm vor lauter künstlicher und vermeintlicher Tugend abhanden gekommen war, nämlich — ein Herz. „Verstandesmenschen" liebt man Leute von Simons Art zu nennen, aber das Wort „Verstand" ist hier sehr unglücklich gewählt, „Tod" wäre richtiger. Da ahnte er, daß Gott auch gewissermaßen ein Herz hat, dem totes Formenwesen nichts gibt und nichts gilt, und daß unser Verhältnis zu Gott durch Sein Vergeben ein überschwenglich warmes und herzliches werden kann. Kurz — da sah er: bei uns ist Tod, bei Jesu ist Leben. Er hat vielleicht in jener Nacht nicht gut geschlafen und oft jene Wage vor sich gesehen, auf der in Jesu Gleichnis die zwei Schuldner gewogen wurden, und sich schließlich gerne und mit großem Danke jener Worte Jesu erinnert: „Da sie aber nicht hatten zu bezahlen, schenkte er es beiden."

Mehr scheinbar als wirklich ist dieser Geschichte verwandt die Geschichte von der Ehebrecherin (Joh. 8, 2—11). Der Heiland wirkt in derselben wieder auf eine Sünderin einerseits und auf die Pharisäer andererseits, aber sein Augenmerk geht dieses Mal vornehmlich auf die Pharisäer, zumal ja das Weib nur unfreiwillig vor ihn gelangt, also von zweifelhafter Empfänglichkeit sein mag.

Es war tief bemühend für Jesus, als die Pharisäer ihm dieses Weib „auf frischer Tat des Ehebruchs ertappt" vorführten. Wenn ein für sein Fach begeisterter Arzt oft vor einem ausnahmsweise schwer Erkrankten, der vor ihn gebracht wird, seine Freude über den „interessanten" Fall kaum verhehlen kann, so begreifen wir das und wissen, daß dies das innigste Mitleid keineswegs ausschließt. Noch mehr begreifen wir die Freude eines Insekten- oder Mineraliensammlers und

dergl. über ein wunderschönes Exemplar, dessen er gewahr oder gar habhaft wird. Aber weh tut uns hier die sichtliche Freude dieser Männer über den Fund für ihre Rechtsfragen, den sie aufgetrieben haben. Die betreffende Sünde ist solcher Art, daß die Scham uns wehrt, sie so öffentlich zu behandeln, aber das vergessen sie in ihrem Eifer für Theorie. „Auf frischer Tat ergriffen" führen sie sie wie im Triumphe vor Jesus, denn die ganze Freude an der Sache gilt ihm. „Jetzt haben wir einmal einen Fall, an welchem wir seine ‚verschwommenen Grundsätze' und seine ‚übertriebene Gutmütigkeit' entweder besiegen oder öffentlich ihrer Gefährlichkeit und Unrichtigkeit überführen und also brandmarken können."

Die Erstorbenheit ihres Scham- und Zartgefühls, mit der sie, ohne es zu merken, fast prunken, sagt Jesu zum Ueberflusse noch deutlich genug, was für dunkle Punkte es schon in ihrem Leben hat geben müssen, bis es so weit mit ihnen kam. So stehen sie da, als Wächter der Tugend vor ihm als dem Entschuldiger der Sünde (wie sie meinten). Das tat tief wehe, gerade um ihretwillen. Soll er, kann er das Weib irgendwie in Schutz nehmen? Er kann es um des Weibes willen nicht, denn davon, daß sie bei ihm Vergebung von Gott und nicht etwa bloß Straflosigkeit seitens der Menschen suche, davon weiß er noch nichts, sie kam ja unfreiwillig. Aber vollends unmöglich ist es um der Ankläger willen, gegen diese darf er nie weniger denn jetzt als der dastehen, dem die Sünde weniger ein Greuel sei, als ihnen. Da sieht er wieder neu in den Abgrund von Finsternis, der seine Gegner umnachtet. Ihr Geist ist voll von lauter Moral, sie denken scheinbar nichts anderes, und doch ist sie ihnen eigentlich wildfremd geworden. Er beschließt einen Versuch, in diese Burgen von Finsternis eine Bresche, eine Oeffnung zu brechen. Aber wie? Würde er die Frage, die er an sie tun wird, sofort an sie richten, und etwa dabei, wie auch schon, sie Auge um Auge ansehen, so wären sie unfähig, sich solcher Demütigung zu unterziehen, lieber würden sie „im Interesse der guten Sache" — lügen. Um ihnen dieselbe möglichst zu erleichtern, entwirft er einen förmlichen Feldzugsplan. Er bückt sich und zeichnet nach Knabenart, wie zerstreut, oder um sich zu besinnen, Figuren oder Buchstaben in den Sand, gewiß zugleich heftig betend, der Vater möchte unterdessen die erhitzten Gemüter ein wenig beschwichtigen. Es sah aus wie Verlegenheit, als gäbe er sich schon halb verloren und wüßte sich nicht zu helfen. Desto mehr dringen sie in ihn. Da

erhebt er sich einen Augenblick und spricht jenes Wort zu ihnen: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie!“ und bückt sich sofort wieder nieder, um seine Beschäftigung fortzusetzen. Hätte er sich erst jetzt, — zum ersten Male — gebückt, so hätten sie seine Absicht, sie unbeobachtet zu lassen, erraten. Da er aber nur ein Tun fortsetzt, dem er sich schon vorher hingegeben, ehe er jenes Wort sprach, so merken sie dies nicht. So hat Jesus ihnen mit dem äußersten Scharfsinn der Liebe ihre Selbstdemütigung erleichtert und — ermöglicht.

Da stehen sie vor diesem Worte Jesu, das jeden mit einem Schlage aus den Nebelhöhen der Theorie herab auf den harten Boden der Wirklichkeit versetzt. Die Theologie ist verschwunden, das Ich mit seinen Schulden steht allein vor ihrer Seele: „Wer bist du?“ Diese furchtbare praktische Frage beherrscht allein noch das Schlachtfeld. Das war ein Seelenkampf in ihnen! Aber Jesus siegte.

Auf die Angesehensten zuerst waren wohl zuversichtlich die Augen der Jüngeren gerichtet; sie sollten — und das fühlten sie selbst — nun irgendwie handeln. Aber „Einer“ kann sich ja wohl aus irgend einem Grunde entfernen. Dieser „Eine“ ahnte nicht, daß die andern so schlecht waren wie er. Gestützt auf Jesu scheinbare Zerstreutheit schlich er sich davon, zum Schreck des zweiten. „So? der geht? dann gehe ich auch.“ Das Beispiel hilft bedeutend nach; sie gingen alle.

Wie gespannt mag der Heiland gewartet haben! Es war ihm wohl nicht unverborgen, daß sein Wort diesmal gewirkt habe; und siehe: als er sich endlich erhob, stand nur noch das Weib da. Welche Angst hatte dieses Weib ausgestanden! Jene Aufforderung an die Pharisäer — für sie klang sie wie jähes Todesurteil. Die kleine Befriedigung beim Abmarsch ihrer Verkläger mag man ihr fast gönnen, war sie doch roh behandelt worden, und stand sie doch andererseits in großer Angst, was Jesus beschließen werde, der über das, was er tun wolle, noch gar nichts gesagt.

In seinem Schlußworte an sie spricht er gleichsam nicht seelsorgerlich, nicht priesterlich, sondern ganz nur innerhalb der Rahmen der strafrechtlichen Frage, die ihm war vorgelegt worden: „Ich verdamme dich auch nicht.“ Immerhin mit der Warnung: „Gehe hin und sündige hinfort nicht mehr!“ Eine Vergebung der Sünde vor Gott sprach er nicht aus, dazu war er durch sie nicht veranlaßt.

Mittlerweile stellten sich die Pharisäer wieder ein. Es war ja jeder „nur zufällig" fortgegangen, und gerade um dies zu beweisen, mußte er bald wieder da sein. Aber eigentlich standen doch Jesus und sie nun anders zu einander als vorher. Es war ihrerseits doch ein leises Sündenbekenntnis ergangen. Es war jetzt doch zwischen ihm und ihnen ein öffentliches Geheimnis, daß jeder seine heimliche Schuld habe, zu der er — milde gesagt — noch nicht klare Stellung genommen. Der Heiland durfte nun hoffen, daß sie sein Mitleid mit ihnen verstünden. So begrüßt er sie denn mit dem denkwürdigen Worte: „Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolgt, der wird nicht in Finsternis wandeln, sondern das Licht des Lebens haben." Es ist fast, als sei ihm selbst aufs Neue klar geworden, daß eben nirgends Licht ist auf der Welt als nur in ihm und bei ihm und durch ihn.

Er hoffte wohl, mit diesem Worte nun Eingang zu finden, aber umsonst. Die Herren hatten sich wieder vollständig erholt; die Lehre, das System, die Theorie hatte wieder die Oberhand.

Dem theologischen Leser bin ich übrigens noch Rechenschaft darüber schuldig, daß ich überhaupt diese Geschichte als eine einigermaßen beglaubigte verwendet habe. Diese ganze Erzählung (Joh. 7, 53—8, 11) fehlt nämlich in den ältesten Handschriften, erscheint jedoch schon frühe in gewichtigen, aber immerhin erheblich jüngeren Handschriften und Uebersetzungen; sie müßte also, falls sie dennoch echt, jedenfalls schon in sehr früher Zeit und von sehr einflußreicher Hand beseitigt worden sein. Manche finden auch in dieser Erzählung eine Abweichung von der sonstigen Redeweise des Johannes. Sie wird deshalb heute von den meisten Gelehrten dem Johannes abgesprochen und für späteres Einschiebsel gehalten. Ohne mir ein irgend maßgebendes Urteil zuzutrauen, wage ich doch die Vermutung auszusprechen, daß die Stelle echt, d. h. von Johannes sei, und daß sie entfernt worden, weil man das Figurenzeichnen Jesu nicht mehr verstand, und dann den Eindruck von einer unpassend geheimnisvollen, fast abergläubischen Handlung bekommen, die ja Jesu völlig unwürdig wäre. Hat man doch schon sehr frühe die wunderlichsten Vermutungen darüber aufgestellt, was Jesus möge geschrieben haben! Er hat sicherlich *nichts* geschrieben. Es ist mir leichter, mir vorzustellen, wie die Stelle habe entfernt — als wie sie habe eingeschoben werden können. Die Mannigfaltigkeit der Schreibung der Stelle erklärt sich

teilweise aus ihrer Verpöntheit. Die Verwechslung der Kasus (Akkus. mit Nomin. oder auch mit Dativ) dürfte von Rückübersetzung aus einer semitischen Uebersetzung herrühren.

Ein Grund, der gegen die Echtheit angeführt wird, scheint mir völlig unstichhaltig, der nämlich: die Stelle unterbreche den Zusammenhang (!). Solche Erklärer scheinen nicht zu merken, daß die Pointe der Stelle nicht gegen die Ehebrecherin, sondern gegen die Pharisäer gerichtet ist und einen Punkt nicht der Kasuistik, sondern des Gewissens trifft.

Es würde uns am Bilde Jesu etwas fehlen, hätten wir nicht noch ein Bild seiner Behandlung des Einzelnen in betreff der Sünde, das sich auf einen Mann bezöge. Die heilige, liebliche Zartheit, mit welcher er dem weiblichen Gemüte zurechthalf, haben wir gesehen, — wie wird er es anstellen, um des rauhen Mannes Herz zu gewinnen?

Das zeigen uns zwei Beispiele: das von Zachäus, und das vom Schächer. Der Eine ist uns willkommen als Vertreter der Zöllner, jener Klasse, der es der Heiland so ganz besonders angetan hatte; wie dies im einzelnen zuging, das hoffen wir hier zu sehen. Waren die Zöllner so ziemlich die verrufenste Schicht der israelitischen Gesellschaft, so steht der Schächer noch eine Stufe tiefer, er ist unterhalb aller Gesellschaft — ein Verbrecher, und gerade darum bildet seine Bekehrung den würdigen Schluß dieses Abschnittes, wie der auferweckte Lazarus den Schluß des vorigen.

Zachäus hatte das Amt eines Oberzöllners inne, ein Amt, das in der Zeitgeschichte sonst nirgends erwähnt ist, und das Jericho wohl teilweise seiner Grenzlage, noch weit mehr aber seiner berühmten, gewinnbringenden Balsamproduktion verdankte. Er war reich und gewiß in seiner Art von großem Einfluß um seines Amtes willen; nicht geehrt noch geachtet, aber gefürchtet, hatte er doch gewisse Stellung in der Gesellschaft inne. Er hört, daß Jesus durchziehen wird, und beschließt, ihn zu sehen. Er will wohl zuerst beobachten, denn als Geschäftsmann ist er mißtrauisch, aber ein Etwas sagt ihm wohl im voraus, dieser Mann sei real, er sei all das Große, wofür er sich erkläre; er weiß wohl von manchem Geschäftsgenossen, dessen Geistesleben durch ihn eine ganz neue Wendung genommen. Daß er das auch brauchen könnte, fühlt er, und wenn seine Beobachtungen günstig ausfallen, will er in Gottes Namen auch dran. Aber wie das wird zu machen sein, daß er mit Jesus zusammen komme, und was Jesus dann zu ihm sagen,

von ihm denken wird? Das waren vorderhand unlösliche Fragen. Erstes Hindernis: Die Straße ist besetzt und er ist klein. Die Bäume sind wohl schon von der lieben Jugend besetzt; er gesellt sich zu ihr auf einen Baum hinauf, gewiß ein anerkennenswertes Wagnis, denn dieser „Geldmensch" da oben, auf Jesus wartend, gab wohl reichlich Anlaß zu allerlei unliebsamen Bemerkungen.

Aus seinem Laubversteck hervor funkeln seine beobachtenden Augen, als Jesus naht. Beider Blicke treffen sich. Jesus hat wohl schon oft von ihm gehört. In den mancherlei Bedrängnissen, die Jesu seelsorgerlich geklagt wurden, spielte gewiß die Geldfrage eine große Rolle; und wenn die Klagenden aus Jericho waren, erschien vielleicht manchmal in solchen Not- und Sorgengemälden die dunkle Gestalt des Zachäus im Hintergrunde, als das böse Schicksal; und vielleicht hatte gerade deswegen der Heiland schon oft und viel für ihn geseufzt und gebetet. Und siehe da! jetzt blicken dieses Mannes Augen vom Baume her ihn an, gespannt, erschrocken und verlegen über Jesu Blick. Die Lage der Dinge bei diesem Manne ist Jesu sofort klar, schon sein Standort verkündet es.

Was hätten wir an Jesu Stelle in diesem Augenblick gedacht? Vielleicht: „Bei dir ist es hoch an der Zeit, daß du auf andere Gedanken kommst, aber auf meine Friedenszusage wirst du noch warten müssen! mit dir habe ich vorher ein ernstes Wort zu reden, bevor ich dir freundlich sein kann." Der Heiland nicht. Er übersieht das ganze Gewicht dieser Tat des Zachäus, die ihm sagt, welche Stunde es in dessen Herzen geschlagen, und er verzeiht ihm vorderhand, so viel er kann. „Den laß ich nicht mehr los," denkt er. O, was wären unsere Bestrebungen nach Ihm hin, wenn Er uns nicht immer zehn Schritte auf einen entgegenkäme! „Zachäus, eilend steige herab, denn heute muß ich in deinem Hause weilen!" So ruft er; er hat damit ein Opfer gebracht, scheinbar sogar ein kühnes Wagnis unternommen. Das Volk, dessen Verehrung für Jesus ohnehin damals keineswegs mehr auf voller geistiger Höhe stand*), war gewiß sehr verblüfft, und dachte: „Da wird nun

*) Dies beweist jene geringschätzende Antwort an die Blinden: „Jesus von Nazareth (wie ihn sonst nur die Pharisäer nannten), geht vorbei;" sowie auch, daß sie den Blinden wehren wollten, Jesum um Hilfe zu bitten. Sie waren der Wunder satt, ihnen wäre es lieber gewesen, Jesus hätte sich dieser „Spezialität" entschlagen und sich dafür, mehr als er tat, um die allgemeinen kirchlichen und bürgerlichen Angelegenheiten (als „Messias") bekümmert.

doch einmal seine maßlos kühne Gutmütigkeit Schiffbruch leiden; der wird ihm schon sagen, wen er zu Gaste haben wolle oder nicht, an dem hat er sich verrechnet." Sie konnten von einem Zachäus so denken, weil wohl bekannt war, daß, wer sein Haus Jesu öffne, es damit auch für so lange zu einer Freistätte für jedermann, namentlich für alles Elend, Kranke, Verrückte u. s. w. mache. Aber es war nicht so. Wie war es dem Zachäus, als sein Name, der Ruf des guten Hirten an sein verlorenes Schaf, an sein Herz tönte, und als Jesus ihm, ihm — seine Freundschaft anbot! Das Himmelreich war über ihn gekommen. Nicht unsere Bekehrung, nein, das Himmelreich, Jesus ist der Sieg: das erfuhr er nun. Im Nu war er unten, seinem „Gaste" Willkomm zu bieten. Wie wunderlieblich mag doch dieses Bild gewesen sein, wie der kleine Mann beglückt, verlegen, höflich, aber innerlich jauchzend Jesum begrüßte. Die Engel im Himmel sangen ob dem Sünder, der Buße tat, aber auf Erden hatte sich diese große Wendung zum ewigen Heile in den schlichtesten Formen des geselligen Verkehrs vollzogen — in einer kühnen Selbsteinladung und in einer dankbaren Annahme derselben.

Aber nun brach das Murren los. Wie mancher Bewohner Jerichos hatte wohl schon oft Jesus im fernen Galiläa aufgesucht und machte sich jetzt neue Hoffnung, ihn einmal bei sich und den Seinen zu sehen, ihm sein Heim, seine Kleinen zu zeigen, und nun — wer von allen hat das große Los? Dieser Geldmensch! Daß Zachäus reich war, war für Jesum noch schlimmer; ein Reicher kann eben, so könnte man wenigstens reden, seinem Gaste manches sinnlich Angenehme bieten.

So lag nun auf Jesu infolge seiner Vertrauens- und Verzeihenstat die ganze Sünde und Schuld des Zachäus. Zachäus hat die Ehre, den Frieden, Jesus die Schande und den Vorwurf.

Niemand fühlt das mehr, als Zachäus selbst. „Dadurch, daß er mir seine Freundschaft anbot, hat sich Jesus, so hätte Zachäus in heutiger Sprache gesagt, kompromittiert, sich scheinbar eine Blöße gegeben. In Wahrheit ist es nicht so; das Volk ist im Irrtum, aber es hat ein volles Recht, so zu irren. Ich würde es selbst nicht glauben, daß ich ein neuer Mensch sei, wenn ich es nicht eben, mir selbst zum Wunder, wirklich *wäre*. Er fühlt, daß nun die Reihe an ihm sei, etwas zu tun, daß er die Ehre Jesu zu retten habe. Worte, Versicherungen, Beteuerungen, daß er nun ein anderer sei, sind ihm in solchem Falle selbst zuwider, dazu ist er zu sehr Geschäftsmann, aller „Senti-

mentalität" abhold. Es muß eine Tat geschehen. Er trat hin und sprach zum Herrn: „Siehe, die Hälfte meiner Güter, Herr, gebe ich den Armen, und wenn ich jemanden betrogen habe, so erstatte ich es vierfach." Letzteres erforderte manchen sauern Demutsgang; denn das Bekenntnis, „ich habe dich dazumal betrogen," ist schwer und wird oft, trotz schöner Erstattung, mit großer Entrüstung aufgenommen. Aber sein Herz trieb ihn an, seine Sünden gut zu machen.

Da mag doch jedermann in Staunen über diese Verwandlung geraten sein, in Freude über die Tapferkeit, mit welcher Zachäus dem Götzen zu Leibe ging, dem er bisher gedient hatte. Mancher vielleicht, der an dem Volksgericht über den „Sünder" Teil genommen mit seinen Scheltworten, mag sich nun doch zu seinem Leidwesen keines Falles haben erinnern können, da er von Zachäus sei betrogen worden.

Jesus selbst hatte ein Tun des Zachäus erwartet und offenbar weiteren Trost sich für Eintreten eines solchen vorbehalten. Jetzt aber sagte er: „Heute ist diesem Hause Heil, Rettung widerfahren, sintemal er auch Abrahams Sohn ist." „Es ist nicht recht von uns Abrahamskindern, ein anderes Abrahamskind so völlig zu verwerfen, wie ihr mit den Zöllnern tut." Das lag in seinen Worten und zugleich waren sie ein Lockruf an jedes Abrahamskind: „Komm nur getrost zu mir!" „Denn des Menschen Sohn ist gekommen, das Verlorene zu suchen und zu retten," fügt er hinzu. So war und ist Verlorensein ihm einziger und ausreichender Grund, uns zu suchen.

Herzbeweglich ist das letzte Bild, zu dem wir kommen: wie der sterbende Heiland dem sterbenden Schächer im Geiste (körperlich kann er es nicht mehr) die Hand zur Rettung reicht. (Luc. 23, 39—43.) Es ist aber zugleich auch reich an fruchtbaren Aufschlüssen. Denn in der Not des Schächers reichen sich die beiden Uebel, die wir betrachtet haben: Sünde und Tod, die Hand, ein Tod, von dem der Heiland nicht retten kann oder will, dem er ja selbst erliegt; die Hilfe, die er dem Schächer verspricht, liegt im Jenseits. Dieser Schächer ist der einzige einzelne Mensch, dem der Heiland eine Hilfe im Jenseits versprach, und die Art, wie er es tat, ist deshalb für uns um so wichtiger.

Worte der Anregung hören wir hier vom Heilande nicht. Er wartet auf eine ordentliche, rechtmäßige Veranlassung; unberufen zu reden war seine Art nicht. Aber seine Lage predigte. Jesus ist jetzt selbst ein aufgegebener Mann, dem auf Erden

nichts mehr zu tun übrig bleibt, als die Folterqualen der Kreuzigung durchzukosten. Leiden, leiden ist jetzt seine furchtbare Aufgabe. Aber das merken wir, mit welch wunderbarer Schlichtheit und Demut er sich derselben unterzieht. Die Worte seiner beiden Leidensgenossen beweisen denn auch, welch Zutrauen er ihnen einflößt, daß ihm ihr Geschick ebenso, wie das seine, zu Herzen gehe. „Wir Menschen," so war er lebenslang zu denken und zu fühlen gewohnt gewesen, und „wir drei," so denkt und fühlt er jetzt. Kann man ein demütigeres Wort für ihn finden in dieser Lage, als sein Wort (Luc. 23, 31): „Wenn das geschieht am grünen Holz, — was soll am dürren werden?"

Seine Arme sind nach ihnen ausgespannt, seines Herzens Zug geht auch nach ihnen und sie fühlen es. „Bist du nicht der Christus?" so fängt der eine an: „Rette dich selbst und uns!" Ein zutraulicher, vernünftiger Vorschlag. Vielleicht war es mit leisem Anflug des Zweifels, auch des Spottes gesprochen, des Spottes der Verlegenheit und Feigheit, um, für den Fall, daß er nicht Christus wäre, sofort auf der Seite der Spötter zu sein. Aber ein wenig Glauben und Zutrauen lag doch darin, und viel weiter bringen auch wir es gar nicht immer, als zu der Bitte: „Falls du der Christus bist, so hilf mir aus der Not!" Aber er blieb eben in seiner irdischen Vernünftigkeit gefangen. Von der fatalen Notwendigkeit, sterben zu müssen, wäre er recht gerne durch den glücklichen Zufall, daß gerade dieser Mann mit ihm gekreuzigt wurde, befreit worden. Das war alles, und mehr erwarten wir eigentlich auch von solchem Manne nicht, zumal es doch schon viel war, sich überhaupt von Jesu, dem an das Kreuz genagelten, noch die Möglichkeit vorzustellen, daß er der Christus, der Sieger sei.

Aber nun hören wir unsern Schächer: „Du willst dich nicht einmal fürchten vor Gott, der du doch in gleicher Verdammnis bist. Und zwar, wir sind billig darinnen, denn wir leiden, was unsere Taten wert sind, dieser aber hat nichts Ungeschicktes gehandelt." Dieser Mensch ist von einem Ewigkeitshauch angeweht.

Seiner hat sich eigentlich die gleiche Hoffnung bemächtigt, wie seines Genossen: „Jesus könnte mich retten." Aber dies gestaltet sich ihm nach zwei Seiten hin anders als bei jenem. Es ist, als wäre er im Geiste schon in der Schule seines wunderbaren Nachbars und unter dem stillen Segen seines Einflusses. Einmal macht er sich schon über die Rettung ganz andere Gedanken. Auf den so naheliegenden Wunsch, vom Kreuzes-

tode errettet zu werden, hat er verzichten gelernt, — er will „leiden, was seine Taten wert sind;“ sieht er doch, wie sein heiliger Schicksalsgenosse den unverdienten Tod freiwillig erduldet. Er sinnt über eine mögliche Hilfe Jesu jenseits des Todes. Aber noch in etwas anderem weicht sein Denken von dem seines früheren Gefährten ab. Zweifelt dieser nur am Können Jesu, so zweifelt er — jenem Aussätzigen gleich — nur an dessen Wollen. Die Duldergröße Jesu hat ihn ergriffen, er kommt — trotz des ungünstigen Anscheines — zu der festen Ueberzeugung: Jesus ist der Christus, ist der Sieger und wird siegen (dies sagen uns seine späteren Worte), er sieht, er spürt die Freundlichkeit Jesu gegen ihn, und sie wird ihm so stark, daß er die Gelegenheit ergreifen muß, ihm zu sagen: „Du irrst dich in mir; ich bin nicht — wie du — unschuldig, meine Taten waren der Art, daß die Kreuzigung ihr gerechter Lohn ist.“ Es war ihm leichter, das Bekenntnis — in rauhen Vorwurf gehüllt, dem andern hinzuwerfen, als es Jesu direkt zu sagen. Wie gespannt mag er auf Jesum geblickt haben, um die Wirkungen dieses Bekenntnisses auf ihn zu beobachten, ob nicht ein plötzlicher Wandel in den Gesichtszügen eintrat, Entsetzen, Abscheu, Widerwillen! Als er von alledem nichts sieht, sondern nur vermehrte Freundlichkeit, da wagt er seine denkwürdige Bitte: „Jesu, gedenke mein, wenn du in deiner Königsherrschaft kommst!“ Es ist schade, daß Luther, vermeintlich zur Verdeutlichung, hiefür geschrieben hat: „Wenn du in dein Reich kommst,“ eine Verbesserung, die übrigens schon im Altertum versucht wurde. An ein Reich Jesu im Jenseits dachte der Schächer von ferne nicht und dachte auch damals (zumal vor der Auferstehung Jesu) niemand. Nein, der Schächer denkt einfach: Dieser Jesus wird siegen und siegreich als Herrscher wiederkehren, und zwar — das ist das Allergrößte — als Herrscher über Gestorbene so gut wie über Lebendige. „Ich muß jetzt sterben und wer weiß in welchem Kerker mich gedulden; aber wenn du einmal gesiegt hast, dann gedenke deines alten Kreuzesgenossen!“

Der Heiland hatte offenbar auf eine solche Bitte gewartet, oder sich nach ihr gesehnt. Es geht ein Jubel der Freude über die gerettete Seele durch seine Antwort: „Was warten? Wahrlich, wahrlich ich sage dir: heute wirst du mit mir im Paradiese sein.“

Diese Antwort ist sehr merkwürdig, und sehr lehrreich. Sie zeigt, wie nüchtern und bescheiden der Heiland vorderhand

seine Hoffnungen auf die Aussichten gründete, zu denen ihn die Bibel (das Alte Testament) berechtigte. Der Himmel ist die Wohnung Gottes; daß er auch die Wohnstätte gestorbener Menschen sei, davon sagt das Alte Testament nichts und aus gutem Grunde, denn wie sollte das geworden sein? Wohl war die Himmelfahrt des Elias eine viel verheißende Tatsache, aber in heiliger Unbestimmtheit des Geheimnisses. Auch war er als Lebender dorthin erhoben; daß aber ein Gestorbener dorthin gelange, dafür bot sich nirgends ein Anhaltspunkt. Darum denkt auch der Heiland nicht daran, mit seinem Sterben und vor seiner Auferstehung in den Himmel zu gelangen („hinaufzufahren zu seinem Vater"); eins aber hält er fest: die ursprüngliche Heimat des Menschen, das Paradies, einst Erde, aber verklärte, vergeistigte Erde. Wohl war es dem Sichtbaren entrückt, aber seinem inneren Wesen, seiner rechtlichen Bedeutung nach als Heimat des sündlosen, dem Todesurteil nicht verfallenen Menschen bestand es fort. „Aus dem Paradiese sind wir um der Sünde willen verstoßen, dahin will und darf ich nun zurück und dahin nehme ich dich mit." — Es ist nachher ihm — in seiner Auferstehung — weit Größeres geworden und dies war ihm vorher vom Vater zugesagt. Aber hier, in den Hoffnungen, die er dem Schächer gibt, beschränkt er sich auf die sich unmittelbar aus seinem Tode ergebende Folge, die in feierlicher Weise einen Kreislauf der Menschengeschichte vom Paradies zum Paradies abschließt.

So haben wir nun des Heilands Verhalten gegen Andersgesinnte, sein Lehren, sein Heilen der Kranken, sein Befreien der Gebundenen, sein Retten der Sünder betrachtet. In den drei Gebieten der Krankheit, des dämonischen Einflusses und der Sünde, soweit sie nach der erlösenden Tätigkeit Jesu riefen, sahen wir Zusammenhang mit dem Tode und mit dem Jenseits (bei der Sünde, sofern sie die Wurzel ist des Verlorenseins). Eine Betrachtung des tatsächlichen Standes der Dinge im Verhältnis der Menschen zu Tod und Jenseits, wie ihn Jesus vorfand und antrat, kann daher Licht auf alle diese drei Gebiete und das Walten Jesu in denselben werfen und möge deshalb den Schluß dieser drei Abschnitte bilden.

Unsere Gedanken knüpfen wir gerne an die des sterbenden Schächers. Bildet doch sein Sterben einen Wendepunkt vom alten Bunde zum neuen, denn er ist der letzte Sterbende des alten und zugleich der erste des neuen Bundes. Er wurzelt auch mit seinen Anschauungen völlig in denen Israels. Es

waren nicht bloße Anschauungen bezüglich des Jenseits, sondern vielmehr Aussichten; denn diese Anschauungen waren ja nicht willkürliche, sondern entsprachen einfach der Lage der Dinge.

Der Urteilsspruch Gottes über alle Adamskinder: „Du sollst des Todes sterben" gab den Kindern Israels, auch den Frommen, vorderhand keine andere Aussicht bei ihrem Sterben, als daß das Los oder der Ort der Toten ihrer harre, in der Bibel die Hölle, der Hades genannt. So begründet z. B. der kranke David Ps. 6, 6 seine Bitte um Rettung aus der Todesgefahr mit den Worten: „Denn im Tode gedenket man deiner nicht, wer wird dir in der Hölle danken?"

Ueber diesem schweren Verhängnis aber thronte die Verheißung, daß einmal des Weibes Same der Schlange den Kopf zertreten werde; ein Sieg, der allen, welche in Glaubens- und Hoffenszusammenhang damit gestanden, zu gute kommen wird. Wenn einmal im Lande der Lebendigen der Sieg erkämpft sein wird, dann wird dies auch den Entschlafenen zu gute kommen. Dessen tröstet sich schon Lamech (1. Mos. 5, 29) bei der Geburt des Noah, denn er verspricht sich von ihm einen dem Allgemeinen und damit auch ihm zukommenden Trost, einen Trost, der ihn nicht mehr unter den Lebenden treffen wird. Der Zusatz „auf Erden" ist im Sinne jener Männer selbstverständlich; sie erwarteten allen Sieg zwar vom Himmel, aber auf Erden; von einem Himmel als zweiter Wohnstätte des Menschen wußten sie nichts. Auch den Henoch, als er „nicht mehr gesehen ward," dachten sie sich nicht im Himmel, sondern im Paradiese, dessen Verschwinden wohl, weil es uns nicht erzählt ist, mit der Sündflut zusammenfällt. In jener Siegeszeit wird Gott (Jesaia 65, 17) einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen; Er wird (Jesaia 25, 8) den Tod verschlingen ewiglich, und dann werden die Frommen Israels, über welche der Tod nur zeitweilig Gewalt hatte, frei werden, und unter dem Szepter jenes ewigen Friedefürsten, der uns als „unser Kind" (Jesaia 9, 6) von Gott verheißen ist, jene Stadt bewohnen, auf welche nach Hebr. 11, 16 die Erzväter gewartet haben.

Dieser feststehende Ratschluß Gottes enthüllte sich aber nur allmählich in immer deutlicheren Umrissen, und unterdessen war nur Wenigen ein hellerer Blick in denselben vergönnt. Hochbedeutsam redet hievon der 49. Psalm, auf welche Bedeutsamkeit er selbst (V. 1—5) aufmerksam macht. Er sieht die übermütig ihr Erdenleben genießenden Menschen alle nach dem Tode rettungslos (V. 8—10) der Hölle verfallen. „Aber

(V. 15) ‚an jenem Morgen' (so auch Delitzsch nach dem Wortlaute statt Luthers „gar bald") werden die Rechtschaffenen sie besiegen . . . . . ja (V. 16), Gott wird meine Seele befreien aus der Hölle Hand, denn Er wird mich annehmen." So dunkel diese Worte der Natur der Sache gemäß sind, so sprechen sie doch die Hoffnung des Dichters aus, einmal aus der Hand der Hölle befreit zu werden, wohl eben an „jenem Morgen," welcher hier irgendwie in Zusammenhang gesetzt wird mit einem Sieg über die Totenwelt.

Auf diesen Morgen weist ja auch der Tagesanbruch und das Aufgehen des Morgensterns in 2. Petri 1, 19 hin, und er eröffnet jenen Tag der Freiheit oder der Offenbarung der Kinder Gottes (Röm. 8, 19 und 21), nach welchem alle Kreatur sich sehnt. Auf jene Zeit geht auch die Hoffnung, die Ps. 17, 15 ausgesprochen ist: „Ich will schauen dein Antlitz in Gerechtigkeit, wenn ich erwache nach deinem Bilde." In jene Zeit im allgemeinen wird auch die Erfüllung dessen einzureihen sein, was Ezechiel 16, 53 vielleicht nur beispielsweise verheißen ist, nämlich, daß Gott das Gefängnis des (untergegangenen) Sodom wenden werde.

So starb der fromme Israelite keineswegs hoffnungslos, wohl aber vorderhand auf Hoffen und Warten angewiesen, ganz wie es sich unser Schächer dachte, wofern er von Jesus erhört würde.

Besonders helle aber leuchtete diese Hoffnung in jenen Trägern der Sache Gottes auf Erden, deren Leben dem Zweck diente, die endliche Erreichung jenes Hoffnungszieles zu fördern. In der Liebe des allmächtigen Gottes, die sie beständig erfahren, ist ihnen selbstverständlich ein ewiges Leben verbürgt. „Gott, der sich nicht schämt, ihr Gott zu heißen, (Hebr. 11, 16) ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebendigen. Ihm, ihrem Gott, leben sie alle." Mit diesen Worten beweist uns Jesus, daß sie um ihres Zusammenhangs mit Gott willen vor Gott auch nach ihrem Gestorbensein und bis zum großen Siege Lebendige sind; was um so mehr bedeuten will, wenn wir Gottes unbedingte Freiheit bedenken, seiner Heiligen auch in der Zwischenzeit sich anzunehmen.

Solches Bewußtsein, ein Ewiger zu sein, konnte allein einen Abraham bestimmen, daß er um eines in fernster Zukunft liegenden Lohnes willen mit Verzicht auf das reiche Erdenglück, das ihm seine Heimat bot, einer ungewissen Pilgerschaft entgegenging. Er sollte zum großen Volke und der Segen aller

Völker werden, er der Lebendige, natürlich längst nach seinem Gestorbensein. Esau dagegen verachtet eben deswegen, weil ihm solches Ewigkeitsbewußtsein fehlt, sein Anrecht, Erbe der Segensverheißung zu sein. Wie sehr Abraham als ein Gestorbener und im Lande der Toten Weilender doch ein Lebender geblieben ist, darüber erhalten wir jenen lieblichen Aufschluß in der Geschichte vom reichen Manne und vom armen Lazarus, wo wir seinen Schoß als eine Lebensinsel im Ozean des Todes, als die Zuflucht der Frommen Israels erblicken, mit denen er — so dürfen wir annehmen — der Wiedergewinnung des vollen Menschenlebens, der Auferstehung entgegen harrt. Daß diesem Harren bei einzelnen nach Gottes freiem Rat auch vor der allgemeinen Auferstehung ein Ziel gesetzt sein könne, darauf weisen die Erscheinungen bei Jesu Tod und Auferstehung (Matth. 27, 52 u. 53) hin.

Ebenso zeigt uns der sterbende Jakob ein hohes Ueberlegenheitsgefühl über den Tod, einmal darin, wie er dem Tode Halt gebietet, bis er mit ruhigem Bedacht das Segnen aller seiner Söhne vollendet hat und dann auch, wenn er als einer, der noch weiter selbständig zu leben gedenkt, seinen Aeltesten um ihrer Untat willen es versagt, ihnen künftig nahe zu sein, mit den Worten: „Meine Seele komme nicht in ihren Rat, noch meine Ehre in ihre Versammlung."

Daß die Herrschaft des Todes keine absolute sei, das zeigte sich wunderbar in der Himmelfahrt des Elias, welche einen verborgenen Wendepunkt in der heiligen Geschichte bezeichnet, vom irdischen Israelsreich zum Gottes- und Himmelreich.

In diese Lage der Herrschaft des Todes, und der Hoffnung eines künftigen Sieges über denselben wurde Jesus hineingeboren und hineingestellt; jedoch mit dem Unterschiede, daß bei ihm an die Stelle der Hoffnung auf den Sieg die Aufgabe und die Pflicht zu siegen trat. Wie er dieses Ziel verfolgte, wollen wir nun in der weiteren Entwicklung seines Lebens sehen.

Die Apostel.

Des Heilands Wirken dehnte sich wohl mehr und mehr aus, Tag und Nacht war er in Anspruch genommen, Not um Not drang auf ihn ein, wollte Hilfe haben und erhielt sie. Aber

wenn er sich besann, was nun weiter werden solle, so mochten schwere Sorgen und Fragen ihn bewegen, Fragen, die denselben Sorgen entsprangen, wie des Täufers Frage: „Bist du, der da kommen soll?“ Was soll nun eigentlich werden? Wie hoch sehen wir in allen jenen drei Gebieten menschlichen Elendes die Not sich türmen, am meisten in dem furchtbarsten, in dem der Sünde! Alle seine Hilfen, die wir sahen, sind Ausnahmsfälle, wenigen Glücklichen zu gut, und im Uebrigen bleibt alles beim Alten. Auf einem kleinen Flecklein Erde war glücklicherweise ein seliger Ausnahmezustand; die Not aber erstreckte sich über die ganze Menschheit; wie soll es werden, daß die Hilfe sich ebensoweit erstrecke? Für diejenigen vollends, welche des Heilands Bedeutung nicht durchschauten, konnte seine ganze Erscheinung, wenn nichts Neues, Allergrößtes kam, den Charakter des Vorübergehenden, fast des Zufälligen bekommen, von dem niemand (unter diesen) wußte, wie lange es dauern werde. Er war dann unter allen Erscheinungen, die schon über den Schauplatz der Erde geschritten, die bedeutendste, außerordentlichste, auch anziehendste — aber mehr n i c h t. Sein Leben wird in dem Meeresspiegel der Weltgeschichte einige Ringe bilden, wie ein hineingefallener Stein, aber auch über seinem Andenken wird dieser Spiegel sich wieder glätten. So sah es aus. Der Heiland wußte, daß es nicht so kommen darf, aber ein ernstes Sorgen und Ringen darüber war ihm sicherlich n i c h t erspart.

Vorderhand war es mehr der Ueberdrang der an ihn kommenden menschlichen Not, was ihm das Ungenügende seiner damaligen Lage klar machte. Als er (Matth. 9, 35 ff.) im Lande herum selber dem Elende nachging, die Freudenkunde vom Reich ausrufend (vom „Predigen“ ist dort nicht die Rede), und „heilete alle Seuche und alle Krankheit im Volk,“ da „jammerte ihn des Volks, denn sie waren verschmachtet (eigentlich zerzaust) und zerstreut wie Schafe, die keinen Hirten haben“. Der Heiland sieht, wie uns das Gleichnis lehrt, das Ideal des Menschenglücks nicht darin, daß der Mensch selbständig sein eigener Herr sei, sondern darin, daß er von Gott geliebt und gepflegt wird, daß, wie über dem Schafe die Menschenweisheit liebend und sorgend waltet, so über dem Menschen der himmlische Vater. Aber diese Pflege denkt er sich nicht rein unsichtbar und auf jeden einzelnen nur unmittelbar, — so zu denken ist überhaupt seine Art nicht, er will alles im Leben sehen, er denkt sich diese Pflege auch als eine vermittelte — durch Knechte Gottes. Es soll eine Gliederung unter den Menschen sein, und

innerhalb dieser Gliederung soll der Kreislauf des göttlichen Segens sich bewegen. Diese Bedeutung hatten ja in Israel die Gesalbten (Priester, Könige, Propheten). Was Gott Israel gibt, gibt er ihm durch den Gesalbten, und was er dem Gesalbten gibt, gibt er ihm für Israel, — das waren die Hirten, wofern sie wirklich eine Gabe von Gott zu Handen Israels empfangen hatten. Solche Hirten sah der Heiland nirgends mehr, Israel war in seinen Augen eine unorganische, gleichsam verwesende Masse geworden, wo jeder Teil sich selbst überlassen war. Keinen Hirten? Doch, einen hatten sie, ihn. Aber das liegt doch in der Natur solchen Hirtenamtes, daß es, um seinen Dienst zu leisten, in genügender Zahl muß vertreten sein. So drückte ihn sein Alleinsein. Er denkt hier wohl nicht gerade an seine allergrößte Aufgabe, die der Hauptsache nach immer ihm allein obliegen wird, sondern an die vor Augen liegende Not, an all das Zerzauste, Ungeordnete, Verwahrloste an und unter den Menschen, das doch anders werden könnte und sollte. Darum sieht er die Not, eben diese vor Augen liegende, noch in einem anderen Bilde. Sie zeigt ein zum Schneiden herangereiftes Erntefeld. Was ist reif? Sind die Menschen zur Buße und Erlösung reif? Das konnte er gerade nicht sagen, damit stimmten seine Erfahrungen nicht sehr. Aber etwas ist doch reif; eine Hilfsbedürftigkeit in allerlei Not kommt ihm vertrauensvoll entgegen und nimmt dankbar, mit vollem Bewußtsein, woher es komme, und darum auch nicht ohne Buße und nicht ohne geistlichen Segen die Güte Gottes an, die aus seinen Händen strömt, die heilende und ordnende Hirtenpflege, die er ihnen im Namen und in der Kraft Gottes bieten kann.

Da stehen wir nun vor einer wunderbaren Demut und Kindlichkeit des Heilandes in der Anschauung der Lage der Dinge. „Warum bin ich denn allein?" Es ist, als wäre er nahe daran, den Vater hierin nicht zu verstehen, obwohl er ja natürlich die Hindernisse wohl verstand, die dem Willen des Vaters sich entgegenstellten. Da ist eine weithin, bis über die ganze Erde, wogende Ernte reif zum Schneiden, und ihr Besitzer — sendet einen Arbeiter! Wo ist solches erhört! „Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende!" Diese Aufforderung an seine Jünger, sie möchten ihm bitten helfen, steht einzig da. Es ist, als hätte er auf sein bisheriges Bitten die Antwort erhalten: „Daß du es wünschest, ist schön, aber so lange von denen, für die du es wünschest,

niemand es begehrt, kann davon nicht die Rede sein." Und in der Tat: groß war die Bitte, und sie zeugt nicht nur von großer Demut Jesu, sondern auch von einem ganz unbemeßbaren Vertrauen in die Menschen oder darein, daß dieselben vor Gott auch etwas gelten könnten. Geht doch die Bitte auf nichts Geringeres, als daß Gott das, was er *ihm* für die Menschen gegeben, auch andern für die Menschen gebe. „Aussenden" heißt nicht: in dem oder jenem „den Entschluß wecken," sonst hätte der Heiland lieber einfach gesagt: „Helft mir schneiden!" Aber das wären verderbliche Schnitter! „Aussenden" heißt: „zu Werkzeugen Gottes machen, mit Kraft und Vollmacht Gottes ausrüsten." Darum dürfen sie nicht einmal bitten: „Sende uns!" sondern nur: „Sende Arbeiter!"

Apostel sollte Gott geben, in denen die Macht Jesu, des mit ihnen lebenden, ebenfalls wirkt. Wie groß, wie außerordentlich dies ist, und welche Würde Gott damit dem Menschen überhaupt zuerkennt, dafür haben wir das Gefühl völlig verloren. Wir haben uns in unserer Gedankenlosigkeit daran gewöhnt, es für etwas ganz Selbstverständliches zu nehmen, daß es im Verlaufe des Lebens Jesu, gleichsam nach einem vorweltlichen Handbuche seiner Lebensgeschichte, Apostel gegeben habe.

Wozu der Heiland seine Jünger anhielt, das tat er selbst. In Lucas 6, 12 ist uns erzählt, daß er die ganze Nacht auf dem Berge im Gebet vor Gott zugebracht. Es ist dies die zweite Nacht, von der uns solches erzählt ist. An Stoff zum Beten und Bitten gebrach es nicht. Da mag Frage und Antwort über jeden einzelnen, der „ausgesandt" werden soll, hin und her gegangen sein, mit viel Wenn und Aber seitens des Himmels, mit viel Fürbitte seitens des Heilandes. Aber es handelte sich nicht nur um diese. Mit dieser Aussendung war das Werk Jesu *organisiert*. Es hob sich von der Stufe einer örtlich und zeitlich vereinzelten Erscheinung auf die Stufe einer alle Länder und Zeiten ins Auge fassenden und im Geiste schon in Beschlag nehmenden Institution, es bekam festen geschichtlichen Boden, und eine klare Aussicht in die Zukunft, mit allen ihren Hoffnungen und allen ihren Gefahren. Da war viel zu beten.

Wie mag es am andern Morgen den Jüngern, die ungezählt sich um Jesum einfanden, gewesen sein, als Jesus wie ein Feldherr einen um den andern — zwölfe an der Zahl — aus ihrer Mitte hervorrief! „Simon!" so fing er an. Mit welcher Spannung harrte man jeden neuen Namens, und mit welcher Bewegung hörte man den eigenen!

Der geschichtliche Hergang war übrigens nicht ganz so einfach, wie ich ihn hier erzähle. Berufung und Bevollmächtigung der Apostel ist von Matthäus (10, 1 ff.) einmal, von Lucas zweimal erzählt, und zwar so: Nach Lucas hat Jesus sie zuerst (6, 13 f.) ernannt, wohl damit sie nun im besondern Sinne seine Schüler würden, und befähigt, die Vollmacht, die sie noch nicht erhalten, dereinst zu empfangen. Später erst (9, 1 ff.) gibt er ihnen die Vollmacht. Dies ist wohl der Hergang nach genauerer Schilderung. Matthäus faßt beide Handlungen Jesu in eins zusammen. Das hängt mit seiner großartigen, nur aufs Lehrhafte und Erbauliche Gewicht legenden und geschichtliche Einzelheiten rein nebensächlich behandelnden Art zusammen.

Da ich ebenfalls mir nicht eine chronologisch nach genauer Zeitfolge geordnete Geschichte zu schreiben vorgenommen, sondern bloß die großen Entwicklungen zu beleuchten wünsche, so erlaube ich mir, in diesem Falle den Matthäus nachzuahmen und die doppelte Handlung als eine einheitliche, einfache zu behandeln.

Alle die zwölf waren bisher, wohl neben anderen, seine Schüler, seine Jünger gewesen. Jetzt sandte er sie aus und ernannte sie zu „Ausgesandten." Er „gab ihnen Macht (Matth. 10, 1) über die unsauberen Geister, so daß sie dieselben austrieben und alle Seuche und alle Krankheit heilten." Das, was er ihnen gab, war eine Macht über die unsauberen Geister: alles Uebrige ist Wirkung dieser Macht (nach dem Griechischen).

Hiedurch war eine Schwierigkeit gelöst, welche der Bitte um Aussendung von Arbeitern entgegenstehen konnte. Der Vater konnte antworten: „Außer dir gibt es keinen, den ich senden kann oder will, sie sind allesamt untüchtig." Aber was unmittelbar nicht geschehen durfte, geschah nun mittelbar. „Du darfst ihnen von deiner Macht geben und sie aussenden." So ist, was sie haben, der Name Jesus, dessen schlichte Werkzeuge sie nun geworden sind, es ist etwas von Jesus in ihnen.

So hat nun der Heiland eine Helferschar für das seelische und leibliche Gebiet; er, der wunderbare Ausfluß machtvoller Güte Gottes, ist verzwölffacht. Für das eigentliche geistliche Tun erhielten die Zwölfe vorderhand weder Vollmacht noch Auftrag, denn Vers 7 heißt es nicht „prediget," sondern einfach „rufet aus!" Sie sollen allerdings mit ihrem ganzen Tun Zeugen davon sein, daß ein Neues, das Himmelreich, naht, und davon die Ueberzeugung zu wirken, soll der Hauptgewinn all

der Gotteshilfe sein, die sie verbreiten: dabei wird auch in alle Not, die sie treffen und heben, ihr Licht des Himmelreichs leuchten. Aber einerseits hat alles speziell geistliche Tun des Heilandes immerfort so sehr den Charakter des freien, unwillkürlichen Waltens, daß er sie wohl schon darum nicht so stellen wollte, als wären sie nun gleichsam „amtlich" verpflichtet, an den Seelen zu wirken, und andererseits war wohl die Sache seines Werks noch nicht so weit gediehen, daß er sie auch hierin sich gleich stellen durfte. Die Macht, die er vom Vater empfangen hatte, „auf Erden Sünden zu vergeben," also gerade das Entscheidendste, konnte er ihnen noch nicht geben. Erst nach seiner Auferstehung gab er ihnen dies. Diese Macht hat er nicht so bloß seelsorgerlich aufgefaßt, wie wir es tun, sondern königlich. Es ist das Tun des Richters, oder eines Königs, ein Tun, wie es erst nach seinem vollen Versöhnungssiege möglich geworden ist.

Im Auftrage erweiterte der Heiland die Gabe offenbar noch mehr, daß sie auch rein körperliche Schäden sollten heilen können.

Wie haben wir nun diese Gaben zu verstehen? Hüten wir uns, daß wir sie nicht abergläubisch, gleichsam als eine blind wirkende Naturkraft auffassen. Was Jesus Joh. 5, 19 und 20 von sich sagt, das war nun auch auf sie übertragen: „Der Sohn kann nichts von sich selber tun, denn was er sieht den Vater tun, denn was derselbe tut, das tut ebenso auch der Sohn; der Vater aber hat den Sohn lieb und zeiget ihm alles, was er tut." So sind sie nicht Herren dieser Gabe, sondern Knechte Gottes.

Unter diesen Zwölfen zeichnete der Herr drei sichtlich aus, es waren jene zwei Brüderpaare, die wir so frühe bei ihm sehen. Die Ausschließung des einen aus dem engeren Kreise dieser vier, des Andreas, läßt diese Auszeichnung der drei um so stärker hervortreten. Den Anspruch der Gleichheit aller begünstigte er nicht, sondern trat ihm entgegen. Sie sollen unter einander „Brüder" sein, aber gerade das Bruderverhältnis hat Gott so geordnet, daß die Brüder in einem Hause einander nicht gleich stehen, sondern nach dem Alter einander unter- oder übergeordnet. Selbständigkeit einander gegenüber erwartete er, aber nicht Gleichheit. Gegen das Großseinwollen wandte er nichts ein, er gab nur dem, der groß sein wollte, Anleitung, wie er's richtig anzufangen habe, um zum Ziele zu kommen.

Unter diesen Dreien ragt zuerst hervor Johannes, der „Freund" Jesu („den der Herr lieb hatte"). Er ist uns nun wiederholt nahe getreten in seinen Erzählungen von Jesu und in den Reden Jesu, die er uns wiedergibt. Mit welch himmlischer und kindlicher Helle und Hoheit versteht er Jesu Sinn in seinen tiefsten Tiefen! Niemand hat wie er so helle das Göttliche in Jesu erschaut, aber niemand auch so sehr (das sahen wir) das heilig Menschliche. Reden hören wir ihn fast nie, nicht einmal am letzten Abend, wo doch der und jener das Wort ergriff. Nur einmal entschlüpft ihm in Gemeinschaft mit seinem Bruder Jacobus ein Wort, ein ungeschicktes, (Luc. 9, 54) ein Wort des Unmuts über die Verkennung, die Jesu widerfährt, jener Wunsch, Feuer vom Himmel fallen zu lassen über jene Samariter, welche Jesus um des willen, daß er nach Jerusalem wollte, die Herberge verweigerten. In seinen Briefen ist bei aller Zartheit und allem Herrlichkeitsduft eine schneidige Schärfe gegen die Phrase, gegen das bloße Wissensbewußtsein, das bloße „Sagen" ohne das, wessen sein Herz voll war: ohne tätige Bruderliebe. „Lügen, Lügner," tönt es immer wieder. Die Angst durchbebt ihn, es könnte alles in eine bloße Behauptungskunst ausarten. Jesus hat ihn und seinen Bruder Jacobus mit einem Namen bezeichnet, der uns — nicht nur in seiner Anwendung, sondern überhaupt als ein Wort aus seinem Munde — überrascht: „Söhne des Donners." Wir würden erwarten, er suchte für Bezeichnung seiner Jünger nach Begriffen aus der Bibel, aber er entnimmt sie der Natur, was uns von neuer Seite her an seine frische Art freier Ursprünglichkeit und Menschlichkeit erinnert. Der Donner ist die hehre Stimme, die unsichtbaren Ursprungs hoch über die Erde hinrollt und allen Erdbewohnern Ehrfurcht gebietet und erweckt. Ein ehrfurchtsvolles Offensein für das Erhabene, Ueberirdische ist es wohl, was er an diesem stillen Brüderpaare damit bezeichnen will. Jacobus war womöglich noch stiller als Johannes.

In den Tagen, da es mit der Sache Jesu vor Menschenaugen bedenklich abwärts ging, richteten die beiden Brüder, durch ihre Mutter, die Bitte an Jesum, in seinem Reiche zu seiner Seite sitzen zu dürfen (Matth. 20, 21 ff. und Marc. 10, 15 ff.), gewiß nichts weniger als aus leerem, kaltem Ehrgeiz. Johannes fürchtete nur, daß dann in der Zeit des Sieges der, „der ihn lieb hatte," so himmelhoch über ihm erhaben sein werde, daß er dadurch des hohen Genusses (gäbe es doch ein

würdigeres Wort!) verlustig ginge, dessen er sich jetzt, in den Tagen geringer Dinge erfreut, nämlich, der zu sein, „der an der Seite Jesu ist." Jesus tadelte sie nicht, sondern ehrte sie durch die hochernste Gegenfrage: „Könnt ihr den Kelch trinken den ich trinken, und mit der Taufe getauft werden, mit der ich getauft werden soll?" und ihre heldenmütige Bejahung derselben beschämt uns alle.

Johannes war wohl von Anbeginn edel angelegt und in reiner Jugendzeit groß geworden und erfaßte sofort den Herrn ganz und ließ sich ganz erfassen und hat von da an in gleichmäßigem Wachstum eine hohe heilige Entwicklung durchgemacht, die unsere Fassungskraft übersteigt. Ich begreife die Reformer, denen das gesegnete Geistesklima des Himmelreichs in damaliger Zeit unbekannt ist, ich begreife sie, wenn es ihnen unfaßlich ist, wie für alle diese Fülle weit auseinander liegender Ideen, die ihm zugeschrieben werden, innerhalb einer und derselben Person, einer und derselben Lebensgeschichte Raum sei; ja ich begreife sie mehr als manche, denen dies sogar sehr von vornherein faßlich ist.

Warum hat Jesus nicht diesen seinen Freund, sondern Simon Petrus an die Spitze der Apostel gestellt? Ich glaube, dies war eine Tat der Selbstverleugnung, die auch die Zwölfe überraschte. Ich glaube, Petrus war ihm, rein menschlich gedacht, in manchem unangenehm und lästig, eine beständige Probe für ihn. Während Johannes ganz darin aufging, Jesum zu verstehen, zu erfassen, in sich aufzunehmen, führte Petrus geistig seine eigene Haushaltung, er bezog seine geistigen Nahrungsmittel auch von Jesu, aber er verarbeitete sie in seiner Weise, in einer Selbständigkeit, die nicht schlimm gemeint, die aber doch dann und wann ihm gefährlich und dem Heiland zur Last, ja zur Versuchung ward. „Du bist meine Gefahr" oder doch „du bist mir eine (beständige) Gefahr" oder „du bist eine meiner Gefahren, Versuchungen," sagt ihm einmal Jesus (Matth. 16, 23), gleichsam: „vor dir muß ich mich beständig in acht nehmen" (was Luther mit „Aergernis" wiedergibt, heißt eigentlich „eine Falle"). Auch in den Worten: „Fleisch und Blut hat dir das nicht geoffenbart" liegt neben dem hohen Ehrenbezeugnis doch zugleich noch die Bemerkung: „Deiner Art sieht das nicht gleich." Wir verdanken übrigens dieser Art des Petrus eine Anzahl wichtiger Aussprüche Jesu, zu denen ihn dessen Worte oder Handlungen veranlaßten. Er war dazu angelegt, aus Jesu Reden oder aus der Lage des Augenblicks

schnell Folgerungen, namentlich praktischer Art zu ziehen, und geneigt, sofort sie auch in Tat zu übersetzen, aber dabei war er vorschnell, wechselvoll, fast inkonsequent, leicht zum Widerruf bereit, schnell in Gefahr ins andere Extrem zu verfallen. Es gehörte der wunderbare Scharfblick Jesu dazu, in den Tiefen dieser Natur etwas Felsenfestes zu entdecken. Aber gerade weil das Klima seines Herzens ein so stürmisches war — ein Spiegelbild der großen Welt — so gewannen die Gedanken und Begriffe, die in demselben emporwuchsen, starke Wurzeln, fähig und bereit, den Stürmen der Außenwelt Trotz zu bieten.

Das bewährte sich denn auch in Lösung der Aufgabe, in welcher der Schwerpunkt der Bedeutung seines Lebens und seines ganzen göttlichen Berufes liegt und um welcher willen er auch den Namen Petrus erhalten, — nämlich in seinem Auftreten an Pfingsten. Die Aufgabe war nicht leicht. Für Jerusalem war es schon eine ausgemachte Sache, daß Jesus sich getäuscht habe. „Unsere Obern haben's ihm allerdings zu arg gemacht, aber seit sich nun herausgestellt, daß an der ganzen Sache nichts ist, muß man ihnen in der Hauptsache doch wohl recht geben." So mag man ungefähr gedacht haben, und mit Mitleid sah man wohl auf die „sonderbar" feierlich vergnügten Gesichter der Galiläer, die, man wußte nicht warum, immer wieder in Jerusalem zu sehen waren. Diese wußten freilich, wer sie fröhlich machte; sie hatten den Heiland auferstanden gesehen und sahen ihn dann und wann wieder, eine über alle Maßen herrliche Tatsache. Aber konnten sie das jemandem sagen? Vergegenwärtigen wir uns dies, um die Mannestat des Petrus zu begreifen! Wenn uns heute in kleinerem Kreise ein Aehnliches widerführe — dürften wir es sagen? Wäre es nicht sofort um den guten Ruf unseres Verstandes geschehen? Petrus tat es: — laut, gleichsam „von den Dächern" veröffentlichte er das Geheimnis allem Volk und verkündigte zugleich, „daß Gott diesen Jesus, den ihr gekreuziget habt, zum Fürsten im Himmel (Herrn) und zum Fürsten auf Erden (Christus, Messias) gemacht hat." Der Messias ist in der Weissagung und war in den Anschauungen Israels immer eine — die letzte — Gestalt der Erdengeschichte. Das war des Petrus Felsenart, daß er den Regierungsantritt des Gekreuzigten und Auferstandenen verkündigte.

Zu solchem Kampfestrutz war der an allen Orten geflickte, gleichsam mit lauter geistigen Narben überdeckte Petrus geeigneter, als der lichte, ideale, hoch über dem irdisch Gewöhnlichen

erhabene Johannes. Und auch zur Führung der Gemeinden, zur Handhabung der „Schlüssel" war der in allen Seelenkämpfen aus Erfahrung Bewanderte geeigneter, er war uns übrigen und wir ihm verständlicher, als dies bei einem Johannes der Fall gewesen wäre.

Wollen wir uns von den Aposteln eine richtige Vorstellung machen, so tun wir gewiß wohl daran, uns auf ungemein schlichte Erscheinungen einfachster Bauersmänner gefaßt zu machen. Aber wenn deswegen ein aller geistlichen Bildung barer Schwärmer sich für sein unbefugtes Lehren auf die Apostel berufen wollte, die ja auch „ungeschulte" Leute gewesen seien, so vergäße er nicht nur das außerordentliche Bildungsmittel der Synagoge, dank deren sie gewiß das hebräische Alte Testament fast auswendig wußten, sondern vor allem die so unendlich all unser Lernen überragende geistliche Bildung, die sie aus dem beständigen Umgang mit Jesu gewannen.

Aber ihre Bildung bestand in hohem Grade in Erziehung. Diese Erziehung war nicht kleinlich, sondern weitherzig. Er strafte sie einmal, als sie meinten, er wolle sie leise darüber tadeln, daß sie vergessen hätten, Brot mit sich zu nehmen. Aber sie war *strenge*, ja rauh. All die rücksichtslosen Ansprüche, die er an sich machte, die machte er auch an sie, an seine „*Sklaven*." Denn nicht nur „seine Schüler," sondern auch „seine Sklaven" nannte er sie, und prägte ihnen wiederholt dies ihr Sklaventum in schärfster Weise ein. „Der Sklave ist nicht über seinem Herrn," „wenn ihr alles getan habt, so sprecht: wir sind unnütze Sklaven." Dieses Wort klang in Jesu Munde und in der Jünger Ohren minder befremdlich, als es uns klingt. Denkt sich doch der Heiland auch sonst das Verhältnis des Sklaven zu seinem Herrn als ein gemütliches: „der Sklave — so setzt er voraus — liebt seinen Herrn (Matth. 6, 24);" und vergleicht er sich doch selbst mit einem Herrn, der seinen Sklaven einmal sein ganzes Vermögen zu selbständiger Verwaltung anvertrauen wird. In unserer Beziehung zu Gott aber und auch zu Jesus kehrt sich vollends das Rangverhältnis um. Der Diener handelt selbständiger als der Sklave, der Sklave vollzieht nur die Befehle seines Herrn, so daß es der Herr selbst ist, der durch ihn handelt. Der Diener dient, hat aber daneben noch eigene Rechnung und eigene Interessen, der Sklave ist nur Werkzeug, gleichsam ein erweiterter Bestandteil seines Herrn. Heute hören wir das Wort Jesu: „Einer ist euer Meister," oft fast so, als klänge ein „K" voran. Es liegt aber im Wesen der

Gottheit Jesu, daß ihm und seiner Sache nur mit strengstem selbstlosestem Gehorsam gedient ist, der Seine Gedanken rein und voll zum Ausdruck bringt, nicht aber mit jener Dienerfreiheit, die selbständig auswählt, umbildet und damit Sein Göttliches menschlich trübt. Solche unbedingt fügsame und gehorsame Werkzeuge mußte er sich heranbilden, namentlich im Hinblick auf jene Zeit, wo er von ihnen genommen sein werde und sie an seiner Statt, in seinem Namen und unter seiner unsichtbaren Leitung sein Werk fortsetzen sollten. (Joh. 12, 24—27.) Denn auf jene Zeit bangte ihm, ob sich auch Leute finden werden, die mit ganzer Selbstvergessenheit, ganz in seinem Sinn, ganz seine Sklaven, sein Werk fortführen werden.

Rauh war der Heiland gegen sich, ganz nur seinen lieben Verlorenen lebend, und rauh auch gewissermaßen gegen diese seine Knechte oder Sklaven. Die Evangelien erzählen uns eine Gruppe einander folgender Erlebnisse (Marci 4, 35 bis 5, 43), die uns anschaulich machen, wie reich sein Leben an Mühen und Erlebnissen aller Art war. Es war am Tage, da er das Gleichnis vom viererlei Acker geredet hatte, da flüchtete er sich, offenbar aufs äußerste erschöpft, auf ein Schiff, um schlafen zu können. Wo sollte er anders hin, wenn er schlafen wollte? Wohin immer er sich zurückzog, folgte ihm gewiß einer nach, um die günstige Gelegenheit, ihn allein zu sprechen, zu benützen. Doch siehe, wie er einsteigen will, hat schon ein Schriftgelehrter die prächtige Gelegenheit erschaut, und bietet ihm seine Gesellschaft an (Matth. 8, 23 f.). Natürlich! Wie schön wäre es, jetzt so mit ihm im Schiffe zu sein! Da bricht der Heiland in jene berühmte Klage aus, in welcher kindliches Mitleid mit sich, mit dem armen „Menschensohn," ja fast ein gewisser Humor sich spiegelt: „Die Füchse haben Gruben, und die Vögel des Himmels haben Nester, aber des Menschensohn hat nichts, da er sein Haupt hinlege." Er spricht dies aus vollem Herzen ganz aus der Lage des Augenblicks heraus. Wohl mag ihn manchmal die Armut gedrückt haben, und oft — sehr oft wohl mußte er auf die Wohltat des Bettes verzichten, zumal er wohl seine Jünger gerne Tag und Nacht beisammen und um sich hatte, um „bei ihnen zu sein und sie im Namen seines Vaters zu bewahren." Vielleicht wollte manchmal auch Erkältung an ihn kommen *)

*) „Vielleicht Erkältung." Wie war Jesus in seinem Leibesleben zur Krankheit gestellt? Wie er zur Sünde stand, wissen wir: „Er ward versucht allenthalben gleich wie wir, doch ohne Sünde (Hebr. 4, 15). Dieses „allenthalben gleich wie wir" würde doch fast in Frage gestellt,

und doch mußte er sich, statt ins warme Bett, auf kühles Gras legen. Aber in diesem Augenblicke war es doch vielleicht nicht *das*, was ihn so mitleidig stimmte gegen „des Menschen Sohn," sondern ein anderes, das allerdings auch mit seiner Heimatlosigkeit, jedoch noch mehr mit seiner Beliebtheit bei den Hilfsbedürftigen aller Art zusammenhing — die Unmöglichkeit, allein zu sein, Ruhe zu finden, oder eben ein Plätzchen, da er sein müdes Haupt hinlegen könne. Es scheint, der Schriftgelehrte ließ sich erweichen, und Jesus durfte schlafen. Aber in kurzer Frist wird er um eines tückischen Sturmes willen, der ihn und die Seinen zu verderben droht, aufgeweckt. Er stillt den Sturm und bald sind sie am jenseitigen Ufer. Da siehe! Die Schreckensszene des Gadareners! Er hilft und in kürzester Frist wird er von den Einwohnern ersucht, ihr Land wieder zu verlassen. Also muß er (es war unterdessen Morgen geworden) wieder zurück. Schon von ferne sieht er am andern Ufer die aufgeregt harrende Menge — er muß zu Jairus!

Wir sehen: an solchem wechselvollen, arbeitsreichen Leben teilzunehmen, war wahrlich kein Kleines. Sie standen in der Schule dessen, der Macht hat, und an den um dieser seiner Macht willen das Elend aller Art immer neue, immer gewaltigere, überraschendere Ansprüche stellte. Was es da für eine gemeinsame Arbeit des Bittens, Suchens, Anklopfens gab, stellen wir uns schwerlich in dem Grade vor, der der Wirklichkeit entspricht. Aus dem Leben und für das Leben, in beständiger Kampfesanstrengung des Glaubens, lernte man immer heller das Himmelreich, seine Beziehungen zur Erde, die Mittel und Wege seines Kommens erforschen und erfahren. Daß der Heiland im Vater war und der Vater in ihm — dies gewann immer reicheren Inhalt durch die Fülle der Aufgaben und darin

wenn sein Leib von vorneherein jeder Krankheitsanwandlung unzugänglich gewesen wäre. Vielleicht stand er zur Krankheit ähnlich wie zur Sünde: sie kam an ihn, wurde aber von ihm immer sofort siegreich im Glauben überwunden. Matthäus (8, 17) ist, wenn er Jesum Kranke heilen sah, an Jesaia 53, 4 erinnert: „Er hat unsere Schwachheit auf sich genommen und unsere Seuche getragen." Mit diesem Worte gibt aber Jesaias den Grund an, warum der Knecht des Herrn selbst (V. 3) so voller Schmerzen und Krankheit war. Klingt hier vielleicht eine Erinnerung durch an eine Stellung Jesu zur Krankheit, ähnlich der, wie wir sie oben vermutet? Wir stehen hier zwischen zwei Vermutungen: derjenigen, daß er nie von ferne eine Anwandlung von Krankheit und Krankheitsschmerz hatte und andererseits der obigen. *Jede* der beiden kann man eine *gewagte* nennen. Welche die richtige sei, wird schwer zu entscheiden sein.

strömte beständig Leben vom Vater her durch ihn auf die andern. Das Wort: „Ich habe sie bewahret in deinem Namen," will viel sagen. So zog er sie heran, damit sie künftig sein Werk „in seinem Namen" fortführen könnten, in seinem Namen auch zum Vater bitten dürften, d. h. daß sie einmal ganz nur ihm, seinen Zielen lebend, sein Werk nach seinen Anschauungen und seinem Sinne, in seinem Geist führten. Gibt doch nicht einmal ein Kaufmann die „Unterschrift," d. h. die Vollmacht „in seinem Namen" zu handeln, einem Angestellten, bevor er sicher ist, daß er dies nur in seines Herrn Interesse und Sinn und mit vollem Verständnis der Sache gebrauchen werde. Mir ist, wir seien oft in Gefahr, jenes große Vermächtnis-Wort Jesu an seine Zwölfe: „Was ihr in meinem Namen bitten werdet, das will ich tun," zu kleinlich, fast zu tändelnd zu verstehen. Sie waren, um solche Verheißungen bekommen zu können, vorher dazu erzogen worden; er konnte auf sie rechnen, daß, was sie so in seinem Namen bitten werden, wirklich mit dem Reiche Gottes und seinen großen Zielen zusammenhänge.

Angesichts solcher Höhe der Aufgabe begreifen wir um so besser jene harten Anforderungen an Bewerber um das Jüngertum, die uns beispielsweise erwähnt werden. „Laß die Toten ihre Toten begraben; du aber komm und verkündige das Reich Gottes!" sagte er einem, den er selbst zum Jünger berief, und der nur noch vorher seinen Vater bestatten wollte, und einen, der sich selbst anbot, aber „noch einen Abschied machen wollte mit denen, die in seinem Hause waren," wies er ab mit den Worten: „Wer die Hand an den Pflug legt und siehet zurück, der ist nicht tüchtig zum Reiche Gottes." Es ist eben eine hohe Majestät um das Göttliche, es duldet keine Verunreinigung durch Irdisches und Menschliches, durch Nebenabsichten und Nebenansichten, und wer so im Dienste Jesu stand, mußte sich daran gewöhnen und darein schicken, ein selbstloses Werkzeug Gottes zu werden.

Was war die Frucht?

Johannes der Täufer geriet, wie wir wissen, über all diesem Walten Jesu in Sorge, Unsicherheit, fast Kummer, so daß er sogar an Jesum jene Frage stellen ließ, ob er eigentlich der sei, der da kommen soll. Nach einer Seite hin teilte

Jesus diesen Kummer. Wohl konnte er dem Täufer tröstlichen Bescheid senden, denn, was dessen Jünger an Gottes Taten zu sehen bekamen, war überschwänglich groß: „Blinde sehen und Lahme wandeln, Aussätzige werden rein und Taube hören, auch Tote stehen auf und Armen wird Freundliches verkündigt.“ Aber nach der anderen Seite, nach dem, was dies alles nun bei den Menschen bewirkt habe, sah es betrübend genug aus. Man hatte sich an die Sache gewöhnt. Jesu großer Ruf: „Tut Buße und glaubet die Freudenkunde vom Reich Gottes!“ war, im Großen gerechnet, fruchtlos verhallt; ein Umschwung der Gedanken, eine herzliche Rückkehr zum Vater, zu voller Bereitschaft für sein Reich, war nicht erfolgt. Wohl mochte der Heiland dann und wann eine jener schönen seelsorgerlichen Erfahrungen machen, von denen er uns in den Gleichnissen erzählt, daß einer um den Schatz (des Himmelreichs) im Acker oder um die köstliche Perle sein Alles hingab; aber es waren vereinzelte Fälle.

Am Gestade des Sees Genezareth war er wohl beim Volke der geachtete, hochverehrte, geliebte Mann, den jedes Kind kannte, die letzte Zuflucht in vielen Nöten, ein Mann, über dessen vielleicht noch ganz besonders große Bedeutung man „noch nicht mit sich im Klaren war“. Man hörte ihn gerne und mit Erbauung; aber man hatte allmählich mit mehr oder minder Bewußtsein zu dieser großen Zeiterscheinung „Stellung genommen“. Man könne und wolle sich vieles merken und zu Nutze ziehen von dem, was der liebe Mann so herzlich sage, aber er habe wohl—so half man sich — auch seine „menschliche“ Seite, z. B. mit seinen „überspannten“ Ansichten vom Reich Gottes; das lasse man besser liegen. Man wolle bei den guten alten, ererbten Anschauungen bleiben. „Ueberspannt“ scheint man ihn jezuweilen gefunden zu haben. Nach Marcus 3, 21 wollten ja sogar einmal seine Nächsten sich seiner bemächtigen, in der Meinung, er sei „von Sinnen gekommen“. Nun, mehr bedurfte es für den heißblütigen, kriegerischen Galiläer, für den jüdischen Geschäftsmann nicht, solches zu glauben, als z. B. Worte wie: „Wer dir einen Streich gibt auf den rechten Backen, dem biete den andern auch dar!“ oder „wer dir den Rock nimmt, dem gib auch den Mantel!“ oder „sorget nicht auf den folgenden Tag!“ Kurz, man lernte sich insgeheim mit ihm zurechtfinden, man ließ ihn etwas Großes sein, aber innerhalb des Rahmens der alten Gewöhnlichkeit. Anfangs hat man vielleicht das Moralische ganz sich merken wollen, aber es paßte in seinen

großen Dimensionen eben auch nur zum „Reich" und nicht zur Gewöhnlichkeit.

Diesen Hergang der Verwelkung, die auf den ersten Frühling fröhlichen Aufhorchens gefolgt war, schildert der Heiland ergreifend im Gleichnis vom „viererlei Acker" (Matth. 13, 3—23), wo er in den drei ersten Bildern erzählt, wie das Wort vom „Reich," das erst freudig aufgenommen, in den Herzen allmählich zu Grunde ging.

Sie taten nicht Buße, Matth. 11, 20 (Luther: „sie hatten sich nicht gebessert," ist ungenau), d. h. jene große Umwälzung der Gedanken, um an das Evangelium vom Reich zu glauben, vollzogen sie nicht.

Das war für Jesus nicht leicht, und wohl schwerlich ihm so selbstverständlich, als man es auch etwa aufgefaßt sieht. Ihn schmerzte es tief. Namentlich schmerzte es ihn, auch um seines Vaters willen, daß sie sich aus seinen *Wundern* so wenig machten, daß sie dies allmählich als etwas ganz Selbstverständliches nahmen, gleichsam als die „Spezialität," die „besondere Begabung," betreffs welcher er wirklich eine wohltätige Erscheinung in Israel sei. *Um dieser* Sünde willen bangte ihm am meisten für sie, und strafte sie sein Weheruf. Klang in dem „wehe euch Reichen!" mehr nur Mitleid mit der ungünstigen *Lage*, so sind die „Wehe!", die Jesus über *Gesinnungen* ausruft, zwar auch von Mitleid getragen, aber doch nicht nur von Mitleid. Sie sind Abstrahlungen eines Zornes Gottes, der, wenn nicht Buße erfolgt, als tiefes Wehe sich auf die Betreffenden lagern wird; und sein Mitleid bewegte sich in den Schranken voller Uebereinstimmung mit seinem Vater, auch wo Er zürnt.

Die Ursache davon sah er, aber nicht zur Verminderung, sondern zur Vermehrung ihrer Schuld, in dem geistlichen Erbe ihrer Väter.

Ihr Erbe an Glaubenswahrheit, an Offenbarung Gottes scheint sie gegen die Wunder abgestumpft zu haben; aus Gottestaten, über denen Tyrus und Sidon im Sack und in der Asche Buße getan hätten, machen *sie* sich nichts. Ebenso hinderlich scheinen für sie die Ueberreste an Rechtschaffenheit zu sein, die ihnen, so meinen sie wohl, die Buße entbehrlich machen. Sodom, das klar gottlose, hätte ob solchen Wundern sich bekehrt, es wäre über denselben vor Gott erschrocken; aber sie erschrecken nicht.

Eine Hauptursache dieser traurigen Wendung der Dinge war eine vorderhand noch mehr ins Dunkel sich hüllende, sehr

abkühlend wirkende Gegenströmung gegen den Heiland seitens der „Leute vom Fach," der „Bauleute" (Matth. 21, 42), der Schriftgelehrten und Pharisäer. Bei diesen herrschte nicht jene scheinbar harmlose Gedankenlosigkeit wie beim Volke, sondern eine immer bewußtere Verstimmung über diese ungelegene und allen Regeln der Schule sich entziehende Zeiterscheinung. Daß sie ihm, bei all seiner Demut, alle mit einander nichts gelten, das war „unverzeihlich," um so mehr, als wohl zu merken war, daß ihm überhaupt niemand etwas galt, als nur er. Daß er dies nicht aus Anmaßung tat, sondern weil dem eben so war, das fühlten sie gewiß wohl, aber das war für sie gerade das Allerverletzendste. Sie hatten es nach einer Seite hin mit dem Heiland schwerer als wir heute denken. Sie lebten ganz in dem, was aus früheren heiligen Zeiten von Offenbarungen und Taten Gottes erzählt war, aber daß das alles einst auch so natürlich schlicht und einfach geschah, wie sie es jetzt an Jesu sahen, das verstanden sie nicht. Jesus scheint ihnen für einen Propheten eine viel zu allgemein menschliche, einfache Art gehabt zu haben, um so mehr, als er sich wirklich in manchem augenfällig von den alten Propheten unterschied. Diese hatten z. B. oft ausdrückliche, außerordentliche Offenbarungen — er behauptete, nie solche zu haben, sondern erklärte schlicht und kindlich, alles, was er rede, habe er von seinem Vater empfangen. Ferner erwärmten sich die Propheten mächtig für die öffentlichen Zustände, für die Lage des Vaterlandes — ihm schien dies alles gleichgültig; nur dem Menschen als solchen schlug sein Herz; und für die großen Verhältnisse wußte er kein Heil, als nur das Reich Gottes; alle anderen Ziele verlohnten sich in seinen Augen des Aufwandes an Kraft, Herz und Zeit nicht.

Gegen die großen Gedanken Jesu verhielten sie sich gewiß von vorneherein ablehnend, gestützt auf ihre „gründlichere Schriftgelehrsamkeit". Vielleicht dachten sie auch, er verstehe eben die Propheten nicht. Denn aus diesen lasen sie lauter Gericht über die Heiden, während Jesus, wie gar wohl zu merken war, und er zu ihrem Zorn endlich immer deutlicher sagte, große Hoffnungen für sie hegte, ja sogar auf sie setzte.

Von diesem mächtigen Herde der Verstimmung ging eine beständige stille Gegenwirkung gegen Jesum aus. Die Pharisäer sagten zwar öffentlich, sie seien „weder für noch gegen ihn" (Matth. 12, 30), aber einmal war das schon Gegenwirkung genug, daß sie so vornehm einen „beobachtenden Standpunkt"

inne hielten; wie wenig ehrlich andererseits dies gemeint war, das verrät sich durch jene Verdächtigung, Jesu Befreien der Dämonischen beruhe auf zauberischer Teufelsbannerei.

So standen sie scheinbar abwartend und prophezeiten wohl der Sache einen baldigen, schmählichen Untergang. Sie hatten gut prophezeien, waren sie doch im Stillen schon geschäftig, diese Prophezeiung, soweit es an ihnen lag, in schauerlicher Weise in Erfüllung zu bringen.

Wie sehr all das gewirkt haben mag, kann man sich denken.

So sah sich der Heiland mit seinem Eigentlichen, mit dem, was seines Herzens Leben und seines Daseins Zweck war, mehr und mehr beiseite gedrückt, aus dem Volksleben herausgedrängt, von der Gesellschaft der Maßgebenden, der Gebildeten, der Städter, welche jeweilen ihrer Zeit das Gepräge geben, abgelehnt, exkommuniziert, ausgeschlossen. — Nur von Geringen und Armen, ja oft von Leuten, denen man am wenigsten Sinn für Frömmigkeit zutraute, wurde er verstanden.

Das war für den Heiland schwer, um so schwerer, als er wohl wußte, daß die Geistesgeschichte im Großen, die sogenannte Weltgeschichte, in der Regel von der Menschenklasse gemacht wird, die ihn jetzt *verwirft*. „Meine Sache, als Sache Israels, ja als Sache der Welt, beginnt — zu *scheitern*;“ so hätte er menschlicherweise denken können und müssen. Und etwas war daran: für Israel, für die Welt war es vorderhand ein Scheitern. Die Welt in ihrer schönsten, hoffnungsreichsten Gestalt, als Erbe des Bibelglaubens, Israel wies ihn von sich, wies damit eine gewaltige Erlösung von sich, die ihr so nahe gelegt war und die sich so herrlich hätte gestalten können. Für die Welt selbst bedeutet dies: *Gericht*, Untergang; aber der Heiland läßt sie so schnell nicht los, er ist für sie da, und er will, um sie doch zu retten, für sie untergehen. So sieht er hier vielleicht das erste Wetterleuchten seines nahenden Todes.

Tief bewegt es den Heiland, um so mehr, als er in dieser Erscheinung etwas Gesetzmäßiges erblickt, etwas, das auch fernerhin so bleiben wird. „In dieser selbstbewußten, ihres Denkens, ihrer Gesittung, damals sogar ihres Glaubens sich rühmenden, und doch so an das Menschliche, an kraftlose menschliche Ueberlieferung geketteten, unter ihren Ketten im Stillen seufzenden Geistessphäre, hat — so fühlt er — die Finsternis ihre Macht vorderhand zu fest und zwar für lange.“ Es sind Todesstricke, von denen ihr Denken gefesselt ist, es ist eine Burg, die dem Wehen seines Geistes vorderhand noch unzudringlich ist, und noch lange bleiben wird.

„Zu derselbigen Zeit (Matth. 11, 25) antwortete Jesus (auf seine eigenen Gedanken) und sprach: Ich preise dich, Vater und Herr des Himmels und der Erden, daß du solches Weisen und Klugen verborgen hast, und hast es Unmündigen geoffenbart. Ja, Vater, so ist es wohlgefällig gewesen (eigentlich: „Beschluß geworden,") vor Dir." Er „jubelte im Geist," sagt Lukas (10, 21), als ihm dieses Licht wurde, daß es so Gottes Ratschluß sei. Bewundernd betet er den Vater an über diesen Ratschluß. Es ist r e c h t so, wie es ist, das menschlich Starke würde ihm immer wieder alles verderben, würde das rein Göttliche trüben, vermenschlichen, verhärten. Nur das rein Göttliche hilft uns, darum muß es durch die Schwachen gehen, damit nur der Vater und der ganze Vater in, an, unter uns zur Geltung komme, unser Leben durchwalte. „Alles ist mir übergeben von meinem Vater (V. 27)." Es ist nicht und soll nicht sein, daß neben mir auf Erden noch eine Kraft sei, die mir helfe, die es mit mir zu Stande brächte, oder ich mit ihr. Der Vater wollte und will ein reines Werk aus e i n e m Gusse; so geht alles durch mich.

„Niemand kennt den Sohn, als nur der Vater," und an jenen Klugen ist es darum begreiflich, daß sie nicht wissen, was sie aus mir machen sollen; der Vater hat es ihnen verborgen. „Und niemand kennt den Vater, als nur der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren." Der Vater ist ihnen womöglich n o c h verborgener, als der Sohn, so lange ihnen der Sohn es nicht offenbart.

Die Mühseligen und Beladenen, welche vom Taumelkelch der Welt nur die Hefe kosten und äußerlich in allerlei Not und Bedrängnis, innerlich unter den Vorschriften pharisäischer Frömmigkeit, die zugleich Welt und zugleich fromm sein will, fast erliegen, — sie ruft er zu sich. „Aus dieser von Gott nun verlassenen und aufgegebenen Welt entfliehen jene Müden wie aus einem dem Untergang entgegengehenden Schiffe, und schwimmen gleichsam zu mir. „Nehmet auf euch mein Joch!" Mein Joch — kann er sagen — ist der V a t e r. „Der Vater" — damit ist mein ganzes Glück gesagt, meine ganze Tugend, d. h. meine Gebundenheit, und meine ganze Aufgabe. Dies Joch nehmt auf euch, daß ihr euch rückhaltslos, in vollem Vertrauen und vollem Gehorsam dem Vater übergebt. Und helft mir z i e h e n, helft mir des Vaters Willen, daß die Welt errettet werde, vollziehen! Und hiezu lernt meine Art! Jene sich oft Charakterfestigkeit nennende Härte, jenes stolze Selbstbewußt-

sein, das diejenigen zeichnet, denen der Vater es verborgen hat, — meidet sie! Seid, wie ich immer, und auch in der schweren Lage dieses Augenblicks bin — sanftmütig und von Herzen demütig! Immer die Niedergedrückten, endlos nachgebend, zu allerunterst hindurch als die Nichtsgeltenden gehend, so sind wir unbesieglich und werden siegen."

Von da an hören wir den Heiland öfter von einer längeren Entwicklung, die seine Sache auf Erden haben wird, reden, und zwar von einer Entwicklung, die sich tief in das Gebiet des Geistes zurückzieht. Das Himmelreich tritt gleichsam einen Rückzug an, es ist vom Weltgeist geschlagen, insofern als seine erste Anfrage an das Volksganze und an die Führer des Volks abgelehnt ist. Es zieht sich gleichsam aus den Vorwerken des Volkslebens zurück in das Innerliche. Die Unmündigen sind es, durch die es stille allmählich werden soll, sie sind ein kleines Schärlein, aber ihr Vater hat beschlossen, ihnen das Reich, die Herrschaft zu geben (Luc. 12, 32). Es ist, wie ein Senfkorn, vorderhand scheinbar unbedeutend, aber seine wohltätige Macht wird sich noch ausbreiten über die ganze Erde. Sie sind der Sauerteig, sie verschwinden unter den übrigen, man wird und soll sie kennen, aber nicht als eine sich abschließende Partei, sondern als die, die jedermann und allen zu allem guten Werke zur Verfügung stehen. Auch ihr Wirken ist verborgen, ihnen selbst unbewußt; doch werden sie diesen zähen Teig, Welt genannt, unvermerkt, allmählich, aber ganz durchdringen.

Einen tiefen, weiten Blick über die Geschichte der Entwicklung seines Werkes eröffnet uns das Gleichnis Marci 4, 26—29, wo uns zum ersten Male der Gedanke begegnet, daß sein Werk ohne seine gegenwärtige Mitwirkung werde vollendet werden. Er (oder durch ihn der Vater) ist der Gutsbesitzer, der Samen auf sein Land säet; dies „sein Land, sein Acker" ist die Erde. Dieses Säen leistet er durch sein ganzes Erdenwirken. Nun hat er das Seine getan und überläßt es der Erde, das Ihre zu tun. Es ist gleichsam ihre Sache, was sie daraus machen will. Aber er kann es ihr getrost überlassen, im Vertrauen auf die Kraft des Samens. Der Same ist stark. So beginnt nun eine selbständige, „christliche Geschichte" oder „Geschichte des Christentums," sie wird alle Stufen der Entwicklung samt den jeweiligen dazugehörenden Unvollkommenheiten durchmachen. Aber endlich wird die Ernte reif werden, und dann wird er wieder einschreiten und dafür sorgen, daß sie eingeheimst werde.

Ein anschauliches, Jesu damalige Lage und Stimmung bezeichnendes Bild bietet uns seine Erzählung des Gleichnisses vom viererlei Acker (Matth. 13, Luc. 8). Lucas schildert uns, wie er dem Gestade des Sees entlang wandelt, gefolgt von der Schar seiner näheren Jünger und Jüngerinnen, und wie Stadt für Stadt je aus der ansässigen Bevölkerung, vermehrt mit Zuzügen aus der Umgegend, „Haufen" um ihn bildeten, einmal so sehr, daß er, um Ordnung in die Sache zu bringen, einen Kahn bestieg und über das Wasser hinüber zu dem am Ufer stufenweise aufgestellten Volke, das durch das Wasser in zweckmäßiger Entfernung gehalten wurde, redete.

Da erzählte er das Gleichnis vom viererlei Acker, und zwar höchst wahrscheinlich dieses allein. Matthäus 13 will nur eine Sammlung von Gleichnissen sein, ohne Angabe der Zeit, wann ein jedes gegeben wurde.

Diesem Gleichnis vom viererlei Acker nun fühlt man die ganze Stimmung Jesu an, die Art, wie er seine nunmehrige Lage auffaßte. Die Scharen wirkten bemühend auf ihn; dieses Geläufe ohne innere Erhebung des Geistes tat ihm allmählich wehe, er war in Gefahr, zu einer Sehenswürdigkeit, zu einem Schauwunder herabzusinken.

Die Worte, die der Heiland hier redet, sind voller Wehmut, voll Selbstaufopferung, voll liebender Weisheit.

Sonst übt ein solches Zuströmen der Massen einen vergnüglichen Zauber auf den Redner aus und auch auf die Massen. Ihre eigene große Zahl ist ihnen eine Gewähr für die Größe ihres Helden, und für die Größe des Tages, und ähnlich geht es dem Helden selbst. Aber in Wahrheit ist der Wert der ganzen Sache oft sehr bescheiden, oft unter Null, und muß man oft froh sein, wenn die Leute nicht noch unbrauchbarer, eingebildeter heimkehren, als sie kamen.

Voll Wehmut sind des Heilands Worte, sie sind wie in Tränen gesprochen. Das Wort wird ausgestreut; aber was ist sein Los? Wo bringt es Frucht? Natürlich schließt er mit Siegesgedanken, aber das Mitleid mit den vielen, die sein Wort ohne allen Nutzen, ja zum Schaden hören, nimmt in seiner Rede den größeren Raum ein.

Aber es ist ein Wort voll liebender Weisheit und Selbstaufopferung. Denn diese Gedanken, die wir heute alle, seit wir die Deutung wissen, sofort aus seinen Worten heraushören, hat er ja in einer Weise verhüllt, daß nicht einmal seine Jünger sie merkten.

Warum? Wenn Leute „das Wort vom Reich“ mit keinem andern Erfolge als dem in den drei ersten Bildern geschilderten hören, so ist dieses Hören nur zu ihrem Schaden ausgeschlagen und womöglich auch zum Schaden des Himmelreichs. Denn sie reden, tun und amten mit, als wären sie dabei *): Die Selbsttäuschung, als hätten sie es und wären sie es, bildet fortan eine viel festere Rinde um ihr Herz gegen wirkliche Buße, als ihr früherer naiver Unverstand war.

Dem will der Heiland vorbeugen und redet daher so, daß alle diese ungünstig beschaffenen Herzen einfach nichts von seiner Rede verstehen, daß aber „feinere“ Herzen doch Worte vom Reich hören. Es war eine Selbstaufopferung, denn vor minder feineren Herzen klangen seine Worte für den Augenblick befremdlich unbedeutend und von allem ferneren Hören abschreckend.

Wir sind gewöhnlich viel zu sehr von unserer Kenntnis der Deutung befangen, um den ersten Eindruck der Worte Jesu richtig zu beurteilen.

Es wird (von allen drei Erzählern einmütig) zwar erzählt, Jesus habe „in Gleichnissen“ geredet, nicht aber: daß er dies ausdrücklich gesagt habe. Er sagte nicht: „Höret ein Gleichnis!“ oder: „das Reich Gottes ist gleich,“ oder dgl., sondern: „Höret: der Säer ging aus zu säen.“

Wir müssen uns in die Lage der damaligen Zuhörer versetzen, um die Befremdung, Verblüffung, ja Entrüstung (bei minder wohlwollenden), teilweise nachfühlen zu können, welche diese einfache Erzählung eines tausendmal vorkommenden Herganges, „vom Schicksal des Saatkorns,“ hervorgerufen haben wird.

Ueberrascht, fast erschreckt, sehen wir die Jünger, beschämt, verlegen standen seine Verehrer, verstimmt, enttäuscht die von Neugier Hergetriebenen. „Er kann's ja nicht einmal!“ hätten unsere Bauern gesagt. Aber in „feineren“ Herzen arbeitete doch diese neue, zarte Auffassung der Natur anregend weiter; diese geknickten Lebensgeschichten unter dem Völklein der Saatkörner ließen solch ein Herz nicht los, es war etwas Rührendes darin; „woran erinnert es mich doch! ich weiß nicht,

*) Gegen die Gefahr, die von solchen Leuten dem Christentum droht, sind jene Worte Johannes: „so lügen wir,“ „der ist ein Lügner“ u. s. f., in 1. Joh. gerichtet, deren wir oben, bei Schilderung seiner Persönlichkeit, Erwähnung getan.

warum es mich so anspricht," mochte sich mancher sagen. Wie war es ihm, als ihm klar wurde: „Es ist deine Herzensgeschichte. Dieses zertretene, verwelkte, erstickte Saatkorn, es ist deine Seele. Du hast einst den Ruf vom Reich auch mit freudiger Spannung begrüßt, und das war, wie du wohl weißt, dein edleres Ich, dein Wahrheitssinn, aber es ist bei dir alles wieder unter der irdischen Gewöhnlichkeit untergegangen." Da bat ihm mancher im Geiste nachträglich das geringschätzige Urteil ab, das er zuerst über diese „Geschichtlein" gefällt.

So richtete sich Jesus auf die neue Lage der Dinge ein, abstoßend und anziehend, alles in tiefster Demut, und dadurch allmählich eine mehr gesittete Schar echter Jünger um sich sammelnd.

Wende.

Das Himmelreich hatte eine Niederlage erlitten, es zog sich aus den Vorwerken des allgemeinen Lebens zurück in die Stille geistiger Vertiefung. Desto traulicher tritt uns das Himmlische nahe und desto unverhüllter tritt auch an Jesu das Ueberirdische hervor. Wir denken hier an die wunderbaren Speisungen und an Jesu Wandeln auf dem Meer. Wie wunderbar und auffallend stellen sich diese Erlebnisse als Gegenbild dar gegen seine Versuchungskämpfe in der Wüste! Hatte er es sich dort versagt, bloß für sein e i g e n e s Bedürfnis auch nur die bescheidenste Speise oder die scheinbar dringendst nötige Hilfe aus Gefahr sich als Wundergabe vom Vater zu erbitten, so wird ihm jetzt für Reichszwecke und für seine große der Glaubensstärkung bedürftige Volksfamilie die Speise in Fülle gewährt, und erhebt er sich in seinem Wandeln über das Wasser königlich über die Schranken dieses Weltzusammenhangs, ohne jenen scheinbar zwingenden Grund der Not, der ihm auf des Tempels Zinne vorgespiegelt wurde, aber allerdings durch höheren Grund bewogen, nämlich um seine Zwölfe in Erkenntnis seines Wesens zu fördern und zu stärken. Der Glockenschlag an der Uhr der Zeit, den der Heiland sich auf solche Wendung deutete, scheint die Hinrichtung des Johannes *)

*) Schwerlich deshalb, weil Jesus den Herodes besonders gefürchtet hätte. Ihn, das Geschenk Gottes an Israel, zu töten, — das sollte nur

gewesen zu sein, deren Kunde vielleicht auch die Apostel veranlaßt hatte, schneller als sie beabsichtigt, von ihren Sendungsreisen zurückzukehren. Er zog sich vom Gestade des Sees zurück in die einsamen Bergtäler am Oberlaufe des Jordan. Das Volk, das ihm da, als er auf alle Weise demselben sich zu entziehen suchte, dennoch und zwar mit Gefahr des Verschmachtens nachfolgte, das war gewiß im Großen und Ganzen eine gesichtete Gemeinde, von solchen, die es redlich und ernst meinten. Die große Zahl kann sich bei der enormen Bevölkerung Galiläas doch aus lauter verschwindend kleinen Minderheiten zusammengesetzt haben. Am Tage nach der Speisung (Joh. 6, 22 f.) haben wir uns in Kapernaum sicherlich ein ganz anders zusammengesetztes Volk vorzustellen, als dort in der Wüste, Leute, die um des Wortes willen nicht gereist waren, die es aber dann gewaltig reute, als sie vernahmen, man habe zu essen bekommen. Jesu Anrede an diese, (Vers 26) ist dann eine teils (vielleicht schon durch den Erzähler) abkürzende, teils freundliche Wendung. „Ihr habt Brot gegessen," d. h. „einige unter euch, und das hat euch alle nun hergebracht."

Das Volk also, das nun endlich Jesum in jenem abgelegenen Gebirgstale erreicht, dürfen wir als ein geistig tief angeregtes betrachten. Das waren große Stunden, als sie da an seinem Munde hingen und ihm das Herz gegen sie aufging und er, bald mit einzelnen sich abgebend, bald an alle sich wendend, sich ihnen widmete — so daß die Jünger meinten, er vergesse völlig sich und die Lage der Dinge. So lange er redete, dachte keiner der Zuhörer ans Fortgehen, an den Hunger, an die nächste Zukunft, — die Erde war rein vergessen. Die Nacht rückte mit Macht heran. Der Heiland, auf die schon sehr mißlich gewordene Lage aufmerksam gemacht, denkt: „Natürlich sind sie unsere Gäste. Ich bin für sie verantwortlich, wir teilen mit ihnen, was wir haben." Hatte er doch auch in den Erinnerungen an Moses, Elias und Elisa Anhaltspunkte aus der Vergangenheit für solches Tun seines Vaters.

Die Menge lagerte sich in bester Ordnung, er nahm das Brot, sah dankend auf gen Himmel und brach's. Es muß in dieser Art, wie Jesus die Speise jedesmal als eine Gabe des Schöpfers, seines Vaters, begrüßte und verdankte, doch über-

Israel selbst freistehen, nicht aber diesem „Fuchs," d. h. diesem „völlig unberechtigten Nußnießer des Weinberges Israel". (Der Fuchs ist hier nicht jenes Listideal Aesops, sondern der Traubendieb, die Plage des israelitischen Bauern.)

haupt etwas selig Ergreifendes, Vergeistigendes gewesen sein, das den Seinen auch späterhin noch unvergeßlich war. Er verwandelte das Essen in einen Gottesdienst, durch das Gefühl der Verbindung mit dem Schöpfer. Jesus gab den Jüngern, sie dem Volke, man aß, und merkte mehr und mehr, daß man unmittelbar von Gott, dem Schöpfer selbst gespeist werde. Wie hehr und freundlich war diese Sprache Gottes: „Ich bin mit euch, die ihr euch zu Jesu haltet, ihr seid auf dem rechten Wege!" Wie fühlte sich jeder hoch über das Zeitliche und Irdische erhaben und ewig, ewig geborgen! Das war eine Tat Gottes, des Allmächtigen, eine Tat, die voll und ganz Sein Gepräge trug.

Jesus trieb (eigentlich: „jagte") zuerst seine Jünger aufs Schiff, wohl vor allem, um sie aus der Luft fast göttlicher Verehrung, die ihm nun widerfuhr und deren Abglanz auf sie fiel, zu entfernen; dann entließ er das Volk und stieg auf den Berg, um zu beten.

Es ist die dritte Gebetsnacht, die uns erzählt ist. Wir dürfen wohl glauben, daß das Gewaltige, das er soeben erlebt hatte, ihm viel vor Gott zu denken gab. Tags darauf hören wir ihn (Joh. 6, 26 f.) in Kapernaum über die höhere Bedeutung der Speisung reden. Sollten es nicht Gedanken sein, die ihm in dieser Nacht geworden? In dieser Rede bringt er hier einen Gedanken von furchtbarem Ernste, den wir vorher nie aus seinem Munde vernahmen, nämlich: daß er werde sterben müssen. Noch tritt der Gedanke nur andeutungsweise auf, so daß ihn auch seine Jünger noch nicht verstehen. Bald nachher aber sagt er dies ihnen feierlich und in einer Weise, die deutlich zeigt, daß es ihnen völlig neu ist und unerwartet kommt.

Der Heiland hatte einen großen Tag hinter sich, als es ihn trieb, die Nacht im Geiste vor dem Vater zuzubringen. So hatte er den Vater in Seinem Tun an den Menschen noch nie erlebt, ja so hatte Ihn die Menschheit noch nie erlebt, und den Heiland führte gewiß jederzeit der rückblickende Dank noch tiefer als die jeweilen vorliegende Not ins Bitten, Suchen und Anklopfen. Die Hilfe des Vaters war ihm eine Offenbarung, ein Unterricht, eine Verheißung, er suchte daraus wieder neuen Gewinn für seine Menschenkinder. Wunderbar waren sie gespeist worden, unmittelbar vom Himmel her, — was kann und will der Vater nicht alles tun! Aber diese große Tat, was hilft sie? Wenn sie nicht eine Verheißung ist, ist sie dann des

großen Aufwandes an Wundern wert? Himmelsspeise war es, und doch wieder nicht, Brot Gottes, aber — o Rätsel! — doch nicht Brot des Lebens!

Was die Menschen bedürfen, ist Leben, welches ewig ist; Leben, das nicht ewig ist, ist kein Leben. Solches ewige Leben hatte der Heiland, und das Wesen der Welt besteht darin, daß ihr dieses Leben fehlt. „Ich bin — so durfte er des andern Tages sagen — das Brot Gottes, das vom Himmel gekommen ist und gibt der Welt das Leben." Gott will nicht Seine Kinder mit irdischem Brot wunderbar speisen, innerlich aber verhungern lassen. Was ihnen nur irgend gebricht an innerem Leben — Er will es geben und Jesus ist Seine Gabe hiefür an die Welt. Welch ein Gedanke: eine Speise, an der die todessieche Welt zum Leben genesen soll! Der Heiland redet hier ganz anders als bisher: „Nicht nur durch das, was ihr von mir höret und an mir seht, sollt ihr zum Leben gelangen, sondern ich selbst soll Bestandteil eures Wesens werden." „Das Brot, das ich geben werde, ist mein Fleisch, welches ich geben werde für das Leben der Welt." Und immer deutlicher führt er dies so aus, so daß wir sehen, er werde sterben müssen, um der Menschen Speise zum ewigen Leben zu werden. „Wer mein Fleisch isset und trinket mein Blut, der hat ewiges Leben, und ich werde ihn am jüngsten Tage auferwecken, denn mein Fleisch ist eine wirkliche Speise und mein Blut ist ein wirklicher Trank. Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich in ihm. Wie mich gesandt hat der lebendige Vater und ich lebe durch den Vater, also wird auch, wer mich ißt, durch mich leben." So hatte der Heiland noch nie geredet, und völlig neu, ja fast außer allem Zusammenhang mit seinen bisherigen Lehren ist der Aufschluß, daß, wie bisher sein Leben eine Gabe Gottes an die Welt gewesen, so nun sein Tod Gottes zweite Gabe an dieselbe sein werde. Dieser wird es erst ermöglichen, daß die Welt den vollen ganzen Gewinn hat von dem, was Gott ihr in Jesu zugedacht.

Diese Rede wurde vorderhand auch von seinen Jüngern nicht verstanden. An der sorgfältigen Art, wie er sie später auf diese ernste Wendung vorbereitet, die es mit seinem Leben nehmen wird, und an dem Schreck, den es in ihnen hervorruft, sehen wir, wie völlig neu und unerhört ihnen dieser Gedanke war. Hat der Heiland es ihnen nur aus erzieherischen Gründen bisher verschwiegen, und sie bisher ihren seligen Hoffnungen mit dem Bewußtsein, daß sie irrige seien, ungestört überlassen,

oder wurde er selbst erst allmählich dieses Ausgangs seines Wirkens gewiß? Es sei mir erlaubt, ohne auf diese Frage einzugehen, das Folgende auch von dem Gesichtspunkte aus, daß letzteres der Fall sein könnte, zu betrachten! Rüsten wir uns vorderhand mit der ganzen Unwissenheit der Zukunft, in welcher wenigstens die Jünger sich befanden; und ziehen wir mit ihnen Schlüsse aus dem bisher Erlebten auf das, was kommen soll! Die Anhaltspunkte hiefür aus der heiligen Schrift konnten sie, wie wir im ersten Abschnitt sahen, vorderhand nur in der Verheißung finden, nicht in der Weissagung im engeren Sinne, welche mehr auf scheinbares Mißlingen der Sache Gottes vorbereitete.

Der Glanz nicht nur der Wunder Jesu, sondern noch viel mehr seines ganzen Wesens hatte es ihnen schon gewiß gemacht, daß er der verheißene Sieger sei, in welchem also die Geschichte Israels, ja der Menschheit wird ihre Krone, ihren siegreichen Abschluß finden. Denken wir uns das Wirken Jesu in immer steigender Weise von ihm ein Menschenalter hindurch fortgesetzt — anders konnten es ja die Jünger nicht erwarten: — war nicht zu hoffen, daß endlich in Israel aller Widerstand und alle Verkennung durch den steigenden Glanz der Freundlichkeit Gottes besiegt würde und Israel nun, in geistigster Weise, aber nur desto tatsächlicher unter der Führung Jesu jene Stellung auf Erden gewinnen werde, die von den Propheten verheißen war: daß alle Völker werden zu dem Lichte wallen (Jesaia 60, 3), das über Israel aufgeht, und so endlich der Segen Abrahams sich über alle Völker ergießt? So würde Israel seine Aufgabe, zu der es erschaffen ist, erfüllen, und so könnte man sich das Kommen des von Jesu verkündeten Reiches Gottes denken. Es erfüllte sich dann die Verheißung, die der Engel dem Joseph über Jesum gegeben: „Er wird sein Volk erretten von ihren Sünden", und ebenso jene der Maria gewordene Verheißung: „Der Herr wird ihm den Thron seines Vaters David geben und er wird ein König sein über das Haus Jakobs ewiglich und seines Königreichs wird kein Ende sein."

Es sollte anders kommen. Die heutigen Führer Israels, diese letzten Pächter des Weinbergs (Matth. 21, 33; Marc. 12, 1; Luc. 20, 9), von denen selbst der Besitzer des Weinbergs sich sagt: „sie werden sich vor meinem Sohne scheuen" — sie werden ihn verwerfen und töten, und zwar schließlich gerade „weil er der Sohn ist." Dieses Volk, das, als zur Verwandtschaft Gottes gerechnet, eingeladen ist, an des Sohnes

Hochzeitsfreude als Bräutigam der erlösten Menschheit teilzunehmen — (Matth. 22, 1 ff.), es wird sich ferne stellen. Israel wird den, auf welchen es seit Jahrtausenden gehofft, verwerfen, morden. Das Volk Gottes wird eine Missetat begehen, die an Schwere den Sündenfall überbietet (Röm. 5, 20) und so wird der Plan Gottes zur Rettung der Welt, den Er durch die lang vorbereitete Sendung des Sohnes ausführen wollte, scheinbar an Israels Verstockung scheitern.

Wie kam diese Wendung der Dinge? Der Heiland erklärte es meist in schlichtester Weise aus dem äußeren Verlaufe. Es ist ein von Gott gelegter Grundstein, auf den Israel sich neu erbauen sollte; aber die Bauleute, die Sachkenner, wissen nichts mit ihm anzufangen, er ist ihnen unbrauchbar; oder vorwurfsvoller: die Pächter des Weinberges mögen dem Sohne gegenüber auf ihre Gewohnheit, sich als Besitzer zu betrachten, nicht verzichten; oder in höherem Lichte angeschaut: die geladenen Gäste des Königssohnes können für die Hochzeitsfreude nicht begeistert werden. So steht dem Erlösungswirken Jesu im Unverstand, im Eigennutz und im ungeistlichen Sinn der Spitzen des Volkes ein vorderhand unbesiegliches Hindernis entgegen. Ergreifend ist dieses erfolglose Ringen Jesu, jene Führer zur Buße zu bewegen, und die steigende Erbitterung, die er dadurch hervorruft, in Joh. 7—12 geschildert. Das Göttliche ist für bloß menschlich denkende Sachkenner immer zu groß. Wie schwer war es für die Juden zu verstehen, daß ein Mensch, der mit ihnen redet, „nicht aus dieser Welt ist," und daß überhaupt „aus dieser Welt zu sein" das große Unglück ist, aus welchem sie der Sohn Gottes retten will! Wie unfaßlich groß stand der Heiland da, wenn er diese Welt als etwas darstellt, das dem Reiche Gottes zu weichen habe! Und indem er durch das Ringen seines Herzens um sie genötigt, sich ihnen immer mehr in seiner ganzen göttlichen Würde enthüllte, wurde sein ganzes Evangelium für jeden, der es nicht rückhaltlos annehmen wollte, gerade um seiner Klarheit, Schönheit und Größe willen, und um des Glanzes willen seiner göttlichen Bezeugung, immer mehr zu einem unerträglichen Druck.

Konnten sie sich denn nicht beugen? Ach, es ist für den Verstand und die Unbefangenheit des Denkens ein gefährliches Hindernis, wenn geheime Interessen uns ein gewisses Denkresultat wünschbar oder auch unerwünscht erscheinen lassen. Die Bauleute hätten vielleicht schließlich doch klarer gesehen, wären sie nicht zugleich die Pächter gewesen. Konnte dies aber nicht

mit der Zeit sich ändern? Konnte nicht — töricht gefragt — ein Jahrzehnte lang fortgesetztes Wirken Jesu diese Widerstände doch noch besiegen? Nein, denn einerseits wäre es des Göttlichen unwürdig gewesen, in der Person des Sohnes Gottes selbst Jahrzehnte lang wider unlauter Menschliches zu Felde zu liegen, und andererseits bringt es die Größe des Göttlichen mit sich, daß es rasch zur Entscheidung führt, rasch entweder völlige Annahme bewirkt, oder aber den Widerspruch zu tödlicher Erbitterung steigert. Was der Heiland zu Judas sagte, das sagte gewissermaßen Gott zum Judenvolke: „Was du tun willst, das tue bald!"

Bleiben wir noch im Sinne obiger Gleichnisse Jesu beim Anschauen des äußeren geschichtlichen Verlaufs stehen! Gerade jene Gleichnisse lassen uns erkennen, daß des Heilands Geist viel mit dem Gedanken beschäftigt war, welchen Verlauf seine Sache nun in Folge dieser ernsten Wendung nehmen werde. Sein Tod war ihm schon aus diesen äußeren Ursachen gewiß — er wird als der treue Zeuge (Offbg. 1, 5) getötet werden. Ebenso gewiß war ihm seine Auferstehung, und natürlich nicht minder gewiß, daß nichts, auch sein Tod nicht, den Sieg hindern werde. Indem Israel ihn verwirft, schadet es nicht ihm, sondern nur sich selbst; es setzt sich selbst ab von seiner Würde, Volk des Heils, Volk Gottes zu sein. Indem es den Heiland verurteilt und hinrichtet, begibt es sich einerseits jedes Vorzugs an Gerechtigkeit vor anderen Völkern und andererseits jedes Sonderanspruchs auf Jesum als den Messias Israels. Wenn Israel, das Volk Gottes, in eine Verschuldung fällt, welche diejenige der Heiden übertrifft, so wird der Acker der Welt durch seinen gleichmäßigen Charakter allgemeiner Verschuldung ein dankbareres Feld und eine klarere Grundlage sein für das große Gnadenevangelium, als wenn letzteres zuerst Eigentum eines bevorzugten Volkes geworden wäre; und der Heiland, durch seine Hinrichtung seines israelitischen Charakters entkleidet, wird um so schneller allgemeines Eigentum der Menschheit werden. Der Heiland sieht im Geiste die Gesinnungsgenossen des Hauptmanns zu Kapernaum vom Morgen und vom Abend auf den Ruf des großen Hirten hören, der nun auch die „anderen Schafe, die nicht aus dem Stalle Israels sind" (Joh. 10, 16) herbeiführt. Der Stein, den die Bauleute verwerfen, wird zum Eckstein werden, der Weinberg wird den Pächtern genommen und anderen gegeben; der Hochzeitssaal füllt sich mit Heiden.

Aber solcher Fortschritt war nur möglich um den Preis

seines Lebens, d. h. durch den Verzicht auf sein ferneres Erdenwirken; und dieses Opfer war ihm schwerer und erfüllte ihn mehr mit Sorge, als wir uns wohl heute vorstellen. Auf Erden soll sein Werk fortgehen; die Auferstehung enthebt ihn zwar dem Tode, gibt ihn aber dem Erdenleben nicht zurück. Wer wird sein Werk fortführen? Er muß es menschlichen Händen anvertrauen. Werden sie es nicht verfälschen? Werden sie in seinem Sinne stehen, sich von ihm als Werkzeuge handhaben lassen, so daß er rückhaltlos sich zu ihnen bekennen, mit ihnen sein kann?

Wir haben oben, bei Betrachtung von Joh. 6, von Jesu schon einen tiefer gehenden Aufschluß über die Bedeutung seines Todes vernommen. In der Tat führen uns jene äußeren Gründe vorderhand nicht zu der Notwendigkeit des Todes des Sohnes Gottes, sondern vor ein großes Geheimnis. Warum ist denn dieser Widerstand der Sünde, der Blindheit, der Finsternis für Jesus unbesieglich? Es zeigt sich hier, im Gebiete der Sünde, im Vergleich zu dem, was er im Sinne hat, eine Unzulänglichkeit seines Wirkens. Auf diesem Gebiete könnten wir sie einigermaßen durch die Freiheit der Menschen erklären; allein sie zeigt sich auch auf den beiden anderen Gebieten des menschlichen Elendes. Er heilt Kranke, weckt sogar Tote auf, aber es sind Ausnahmsfälle: der Tod im Großen herrscht fort; er treibt Dämonen aus, aber die Pforten der Hölle werden kaum erschüttert. In all diesen Gebieten des Jammers stand der Heiland schließlich vor einer Mauer: die Welt will nicht — und Gott will nicht. Die Welt ist nicht frei; Satan ist ihr Beherrscher geworden und hält sie in Banden der Blindheit und der Verstockung. Ganz nur des Vaters zu sein, wie es der Heiland ist, davor beben wir wie vor einem Sterben; das ist der Welttod, der sich als Weltleben in uns geltend macht, die Gebundenheit an einen, der Gott sein will und es nicht ist. Diesen Tod des Weltlebens in Verzehrung aller Naturselbständigkeit will der Heiland für uns sterben. Darum sagt er Joh. 17, 19: „Ich heilige mich selbst für sie, damit auch sie selbst in Wahrheit geheiligte seien.“ Aber auch Gott will nicht; so sah es wenigstens aus. Er will ja allerdings doch — das sagte dem Heiland sein eigenes Dasein, aber in diesem Stadium seines Kämpfens steht der Heiland wie vor einer verschlossenen Türe: der Welt, so wie sie sich jetzt gegen Jesus verhält, will und kann Gott nicht einfach vergeben — die Dinge reifen zum Gericht; und denken wir uns den Tod Jesu als noch nicht

geschehen, so käme uns zuerst der Gedanke, dem wir in jener Zeit bei Freunden und Feinden Jesu begegnen: Daß man Seinen Sohn töte — das wird Sich Gott nicht gefallen lassen,*) es wird sofort das Gericht über die Welt eintreten. Dann wäre aber des Heilands Sache doch gescheitert; denn, um die Welt zu richten, bedurfte es seiner nicht.

Hier sehen wir nun Jesus eintreten als das Lamm Gottes, das die Sünde der Welt trägt. Er ist ein rechtsgültiger Bestandteil der Welt, ja ihr rechtsmäßiger Vertreter vor Gott, und was ihm bevorsteht, nimmt er als eine verdiente Strafe der Welt auf sich. Es wird sich an ihm ein denkwürdiges Weltgericht vollziehen: der Welt Weisheit, Tugend, oder was irgend sie Hohes und Herrliches zu haben scheint, wird eine Probe bestehen, in der auch jeder Rest von Echtem noch zur Geltung kommen mußte; ein solcher Rest wird sich aber nicht finden. Die Welt wird sich selbst offenbar werden in der ganzen Hohlheit und Verwerflichkeit ihres Wesens. So wird sie im Tode Jesu gerichtet. Aber nicht sie allein wird in seinem Tode gerichtet, und nicht bloß gerichtet wird sie, sondern es wird auch ihre Befreiung von ihrem Beherrscher angebahnt; denn auch dieser wird im Tode Jesu gerichtet. „Er, dieser Fürst der Welt kommt — sagt Jesus (Joh. 14, 30) — und hat nichts in mir." Er sucht mit allen Mitteln des Schreckens, der Qual, der Beleidigung u. s. w. in diesem Jesus, der mit ihm ringt um den Besitz der Welt, nach einem Häcklein in seinem Innern, an welchem er ihn vom Vater abziehen könnte, aber ohne Erfolg. Die Welt ist nun im Besitze eines Gliedes, das ihren Fürsten besiegt hat. Indem sich aber alle Spitzen der Verkehrtheit und Sünde der Welt auf Jesum richten, wird sie in der Person Jesu, welcher die Folgen all dieses Tuns zu tragen hat, gestraft. Er wird der rechtmäßige Gläubiger der Weltschuld, und erwirbt sich damit das Recht der Verzeihung. Er wird im Namen der Welt und für die Welt als der allgemeine Sünder vor Gott treten, und der Strafe dadurch einen rechtlichen Ausgang zur Gnade verschaffen, daß er sie erduldet. Er stellt sich zur Strafe ein als Bestandteil der Welt; weil er aber nicht aus dieser Welt ist, so wird er diese Strafe, den Tod, als Lebendiger überdauern, und der Urheber einer Gemeinde von solchen werden, die in ihm gestraft und dadurch versöhnt sind.

*) Die Freunde (z. B. Petrus) schlossen daraus: darum wird es nicht dazu kommen, daß Jesus getötet werde; die Feinde aber: darum ist er, weil es doch geschah, nicht der Sohn Gottes.

So will Gott der Welt auf Kosten Seines Sohnes das, was von rechtswegen das Ende ihrer Geschichte wäre, zum Anfang einer neuen Geschichte, zur Ermöglichung einer Wiedergeburt werden lassen. Sobald die Welt in dem, was Jesu durch ihre Sünde widerfuhr, die ihr selbst gebührende Strafe erkennt, und sich im Glauben in diese Strafe, die Jesus erlitt, einpflanzen läßt, so ist sie nicht mehr Welt, sondern Jesu Eigentum. So hört also mit dem Tode Jesu die Weltsünde eigentlich auf, das zu sein, wonach Gott die Welt endgültig beurteilt; Er beurteilt sie fortan nur noch darnach, ob sie für ihre Sünde das über dieselbe an Jesu vollzogene Gericht anerkennen will oder nicht. Die Frist, die der Welt fortan noch gegeben ist, ist nun ein beständiges Weltgericht im Verborgenen. Es wird ihren Gliedern Gelegenheit gegeben, sich im Tode Jesu zum Gericht zu stellen, und durch Begnadigung Kinder Gottes zu werden, so daß eine Möglichkeit von unabsehbarer Weite sich ergibt, daß die Welt ihre Kinder an den Heiland verliert.

Dies alles war also nicht etwas, das der Sohn dem Vater hat abringen müssen, sondern es war des Vaters Wille, den er auch in der ernsten Stunde von Gethsemane der Welt zu liebe aufrecht erhielt. Wir dürfen hier wohl vor dem Worte (Röm. 8, 32) stehen bleiben: „Gott hat Seines eigenen Sohnes nicht verschont“ und (2 Cor. 5, 19): „Gott war es, der in Christo die Welt mit Sich versöhnte.“

So sah der Heiland im Geist seine Sache nach seinem Tode und infolge desselben eine ganz andere Gestalt gewinnen. Eine königliche Siegesmacht der Gnade über die Sünde wird die Folge sein. Der erste Beweis, die erste Folge dieses Umschwungs, die große Gnadenzusage Gottes an die Welt wird Jesu Auferweckung sein.

Als Auferstandener wird er dann denjenigen unter den Seinen, die vor seinem vollen Siege sterben, eine Zuflucht und Heimstätte sein. Nicht mehr der Schoß Abrahams, eines Gestorbenen, sondern er selbst, der Lebendige, der Sieger über den Tod, ist nun ihr Zufluchtsort; denn ihm gehörten sie im Erdenleben, und gehören sie nun auch als gestorben (Röm. 14, 9).

Er wird auch, wenn er dem Weltzusammenhang entnommen „von der Erde erhöhet“ (Joh. 12, 32), ja zum Vater (Joh. 14, 12) gegangen ist, von jenseits der Welt, von oben her in der königlichen Kraft seines Sieges auf jene Hindernisse in den Menschen wirken können, die ihre Wurzeln ebenfalls im Jenseits, aber von unter her haben. Da wird ihm der Vater

seine Feinde, die ihm den Besitz der Menschen streitig machen, zum Schemel seiner Füße legen, sei es als erlöste, sei es als durch Bestrafung unschädlich gemachte. „Wenn ich erhöhet sein werde von der Erde, — sagt deshalb Jesus — will ich sie alle, die mir jetzt noch unzugänglich sind (der Zusammenhang von Joh. 12, 20 ff. weist namentlich auf die Heiden), zu mir ziehen."

So gestalten sich uns die Siegesaussichten des Heilandes in Beziehung darauf, daß er vorderhand und scheinbar unterliegen, daß die Welt und ihr Beherrscher über ihn scheinbar triumphieren wird.

Der Heiland selbst spricht sich wie gesagt über alles dies wunderbar schlicht und bescheiden aus.

In seiner Hauptrede darüber, bei Gelegenheit seiner ersten Todesverkündigung (Matth. 16, 24 ff.), betont er namentlich, daß jeder, der ihm nachfolgen will, sich zu Uebernahme des gleichen Loses entschließen müsse. Dein Kreuz, d. h. dein Hinrichtungswerkzeug, das du ihm nachträgst, es ist einerseits der Welt Strafe über dich dafür, daß du sie verlassen hast und Jesu nachfolgst, andererseits Gottes Strafe über die Welt, die nun in dieser Form dich für alles das trifft, worin du ebenfalls dich als Welt gegen Ihn gestellt hattest. Dieses Weltleben ist rettungslos dem Tode verfallen. Unterziehst du dich demselben in dieser Weise, in der Nachfolge Jesu, so wirst du dein wahres Leben finden und gewinnen, ja es kann (V. 28) bis zu einer völligen Befreiung vom Tode kommen. Tust du dies nicht, so wirst du um dein Leben oder um deine Seele gebüßt werden (Luther: Schaden an der Seele erleiden), ohne Möglichkeit, dieselbe wieder herauszulösen. So schildert hier Jesus den gegenwärtigen scheinbaren Sieg und bevorstehenden völligen Untergang der Welt, und seinen wie der Seinigen jetzigen scheinbaren Untergang und einstigen völligen Sieg.

Später spricht er noch einmal nur gelegentlich und beiläufig von der Bedeutung seines Sterbens. Als nämlich die Jünger über die Bitte der zwei Söhne Zebedäi um die besten Plätze im Reiche Jesu unwillig wurden, da gab er ihnen, gerade im Hinblick auf die wirkliche Größe, die ihrer harrt, Unterricht darüber, worin wahre Größe bestehe (Matth. 20, 24 ff.). Die Menschen erzielen eine Scheingröße durch niederdrücken und vergewaltigen. Wahre Größe kann nur auf Geben beruhen. Geben und immer Geben aus seinem unerschöpflichen Reichtum — das ist die Weise des Göttlichen, es verlangt nicht

Dienste — nein, es leistet sie. „Wer unter euch groß sein will, der sei ein Diener, und wenn einer will der erste sein, so sei er aller Sklave; gleich wie des Menschen Sohn nicht gekommen ist, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und an Vieler statt sein Leben zum Lösegeld gebe." Ein rechter Sklave oder Knecht denkt sich berufen, für des Hauses Wohl je das Unangenehmste, Widrigste und Schwierigste zu besorgen, etwa wie Joseph, der auch durch seine Begeisterung fürs Dienen zum Herrscher wurde. So schildert sich hier Jesus.

Er will der erste sein und ist der erste über Gottes ganzes Haus, und darum will er als aller Sklave sich dem Aergsten unterziehen, was zum Wohl des Hauses dienen kann, und jenes Lösegeld, von dem er Matth. 16, 26 gesagt, niemand könne es für seine Seele geben, will er an Vieler statt erlegen, indem er sein Leben für sie zum Opfer einsetzt.

Wunderbar demütig und innig ist sein Wort (Luc. 23, 31): „Wenn das geschieht am grünen Holz, was soll am dürren werden?" Wie Gott einst Aaron dadurch als Priester beglaubigte, daß Er seinen Herrscherstab als grünes, und diejenigen der Stammesfürsten als dürres Holz offenbarte (4. Mos. 17), so stellt sich der Heiland als den grünen Zweig dar an dem verdorrten Baume Israel, und sein Leiden als Priestertum. Am grünen Holze soll sich das dürre wieder erholen, aber die Leiden, die das grüne hiezu für das dürre übernimmt, wird es, das dürre, in erhöhtem Grade durchkosten müssen.

In feierlicher Stunde endlich, unmittelbar vor seinem Todesgange, erklärt er den Seinen bei Einsetzung des heiligen Abendmahles, daß mit seinem Blute nun jener neue Bund geschlossen und besiegelt werde, den Gott durch Jeremias (31, 31 ff.) verheißen, der Bund, der auf Vergebung der Sünden beruhen und in Umwandlung der Herzen bestehen soll.

So haben wir uns nun den großen Wendepunkt im Erdenleben Jesu vergegenwärtigt, der uns, wofern wir uns in die Unwissenheit der Jünger versetzten, völlig neu und tief erschütternd war.

Der Heiland beginnt nun seine ganze Sache nach dieser neuen ernsten Wendung der Dinge einzurichten. Er wird namentlich auch seine Jünger auf dieses auch für sie so schwere und folgenreiche Ereignis vorbereiten, und fortan besonders auf ihre Ausrüstung für Fortsetzung seines Werkes nach seinem Hingange bedacht sein. Ja er wird wie ein scheidender Vater oder König für Ordnung seiner Familie, sogar für die weitere

oberste Leitung seines Reichs, soweit sie Menschenhänden anvertraut werden m u ß , Vorsorge treffen.

Dies alles sehen wir ihn nun zur Hand nehmen.

Die Jünger verstanden, wie wir sahen, jene Andeutungen in der genannten Rede nicht, und sollten sie noch nicht verstehen; sie hätten diesen Gedanken noch nicht ertragen können. Vorher muß er sie mit der klaren Erkenntnis der vollen Bedeutung seiner Person ausrüsten, was er bisher merkwürdigerweise nicht getan. Diese seine Verhandlungen mit den Zwölfen, die offenbar eine erste Maßnahme sind für ein seinen Tod überdauerndes Werk, fassen wir zusammen unter dem Titel: Das Bekenntnis des Petrus.

III.

Schluß.

Das Bekenntnis des Petrus.

Dreierlei ist uns an der Erscheinung des Heilandes wichtig: Erstens seine Persönlichkeit (Jesus); zweitens seine Stellung in der heiligen Geschichte (Christus); drittens seine Abstammung (Sohn Gottes).

Die Frage Jesu (Matth. 16, 15): „Wer saget denn ihr, daß ich sei?“ ist nur verständlich, wenn Jesus vorher nie mit ihnen über den zweiten und dritten der obigen drei Punkte geredet, und wenn er noch einige Unsicherheit über dieselben bei ihnen voraussetzte. Das Geheimnis seiner Geburt war ein zartes Geheimnis, und auch das Zeugnis, das er bei der Taufe vom Vater empfangen, war und blieb — so scheint es — sein und des Täufers Geheimnis. So ist es wenigstens äußerlich begreiflich, wie die Jünger über den dritten Punkt, seine Abstammung, im Unklaren sein konnten, und nur das ist uns in hohem Grade bedeutsam, daß er selbst sie so lange darüber im Unklaren ließ. Wenn sie, als er, über das Wasser wandelnd, in ihr Schiff getreten, vor ihm niederfielen mit den Worten: „Rabbi, du bist wahrlich der Sohn Gottes“ (Matth. 14, 33), so *schwieg* er. In betreff des zweiten Punktes aber ist uns nicht nur ihre, sondern sogar auch des Volkes Unwissenheit fast rätselhaft und der Erklärung bedürftig, da doch Johannes der Täufer so mächtig auf ihn als „den, der da kommen soll“ hingewiesen hatte. Da müssen wir zuerst bedenken, daß Johannes der Täufer eine judäische Erscheinung war, Jesus eine galiläische und daß diese beiden Provinzen einander — geistig noch mehr als geographisch — sehr ferne standen. In Jerusalem berief sich Jesus auf das Zeugnis des Johannes, auch auf das des Moses, — in Galiläa nicht. Daß Jesus zur galiläischen Erscheinung herabgedrückt wurde, das war nicht Jesu eigener Wille, es war die erste Stufe seiner Erniedrigung, der er sich dann allerdings, wie allen anderen, von Herzen unterzog. Wieder und wieder meldete er sich in Jerusalem an (wie uns

das Evangelium Johannes absichtlich erzählt), und rief dessen Kinder zu sich, wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel lockt vor der drohenden Gefahr (Matth. 23, 37), aber Jerusalem wollte nie. In Jerusalem redete er immer offener von seiner Größe, denn dort konnte er entweder gar nicht oder nur als der Verheißene wirken.

Anders in Galiläa. Dieses Völklein war überhaupt minder bibelfest und hatte ein moderneres, schon mehr von dem Typus der Römerherrschaft beeinflußtes Gepräge. Messianische Hoffnungen scheinen dort mehr einzelne Fromme, als das ganze Volk beschäftigt zu haben, sonst wäre doch gewiß neben den manchen wunderlichen Vermutungen, wer Jesus sei, auch die aufgetaucht, daß er der Messias sein könnte. In Kapernaum wollte man ihn zwar zum Könige machen, aber davon, daß dies mit dem Losungswort „Messias" geschehen wäre, ist nichts gesagt. Es waren dies eben wohl einfach sogenannte „praktische Leute", die dachten, „wenn er uns Brot zu verschaffen vermag, so ist er unser Mann." Wie wenig man in Galiläa vollends von Jesu Beziehung zum Täufer wußte, das beweist jene Vermutung, er sei der auferstandene Täufer.

Jesus lebte sich voll und ganz in die ihm nun „vom Vater" angewiesene Stellung als Galiläer ein, wie er ja auch gewissermaßen in Galiläa aufgewachsen war. Dies ist so sehr der Fall, daß wir ihn kaum mehr anders als in seinem Galiläa und mit seinen Galiläern zusammen denken können und es fühlen: auch hierin hat Gott es zum Besten gewendet. War Johannes eine altertümliche Erscheinung, wie aus früheren Jahrhunderten plötzlich wieder aufgetaucht, — ein Elias, — so hatte Jesus etwas merkwürdig „heutiges" (für das heute von damals), er war ganz ein Mann der Gegenwart, seine Art war wieder eine völlig neue, von der der alten Gottesmänner verschieden, namentlich auch darin, daß doch keiner so schlicht, so nur wie ein Privatmann mitten im Verkehr des allgemeinen Lebens sich bewegte, wie auch seine meisten Reden und Aussprüche mehr als diejenigen der Propheten im reinen Gesprächstone gesprochen sind.

Diese merkwürdige Einfachheit und Freiheit seiner Erscheinung war die Ausstrahlung seines Inneren. Ruht doch überhaupt der Schwerpunkt einer Persönlichkeit je im jetzigen Augenblick, im heute. So schärft uns auch der Heiland Matth. 6, 34 ein: „Sorget nicht für den morgenden Tag, denn, des heutigen Tages Bosheit oder Erbärmlichkeit zu besiegen —

das wird euere ganze Kraft in Anspruch nehmen." Ruhm einer hohen Herkunft, Aussicht auf eine große Zukunft machen den Mann nicht, sondern das was er im jeweiligen Augenblicke *ist*, und zwar nicht, was er seinem Range oder äußeren Vermögen nach, sondern was er seinem inneren Wesen nach *ist*. So stand der Heiland selbst ganz und voll in diesem Kampf des „heute". Sein „Gestern", seine Abstammung, das war ihm sein Rang, seine Verpflichtung für das heute; sein „Morgen", seine künftige Siegesherrlichkeit war ihm gewiß, aber sie sollte aus dem heute heraus geboren werden. Und so wollte er auch vorerst nur durch den Wert seiner Persönlichkeit auf seine Jünger leuchten, als der, der er *ist*. Und gerade, damit dies mit der vollen Macht der Unmittelbarkeit auf sie wirke, vermeidet er es, ihnen von seiner Abstammung und von seiner Stellung in der heiligen Geschichte zu reden, d. h. ihnen zu sagen, daß er der Sohn Gottes, der von den Propheten verheißene sei. Das alles soll sich ihnen mit innerer Notwendigkeit aus dem ergeben, was sie an ihm sehen und haben. Eine Versicherung seinerseits an sie, er *sei* das, wäre des Heilands unwürdig gewesen; und eine bloß auf seine Autorität gegründete äußere Ueberzeugung hätte doch nicht auf wahrer Erkenntnis seines Wesens beruht. Ist er doch selbst größer als alles, was in menschlichen Worten über ihn ausgesagt werden kann, so daß erst er selbst die lebendige Erklärung dessen ist, was die heilige Schrift von ihm ausgesagt hat (z. B. Sohn Gottes, Messias). So ist des Heilands wunderbare kindliche Unbefangenheit zu verstehen, in der er mit den Menschenkindern fast als mit seinesgleichen verkehrt, so auch jene wunderbare Frische, die uns von seinem Tun anweht, wenn er sich jeweilen ganz und völlig in die Aufgabe des Augenblicks versenkt. Das Leben, wie es *heute* lebt, hat seine Rechte, und die würdigte niemand mehr als er, der Gott den Lebendigen vertrat.

Davon redete er einmal (Joh. 8, 25) zu den Juden in Jerusalem sehr deutlich. Die dortigen Maßgebenden kamen immer gleichsam mit dem Notizbuch in der Hand zu ihm und frugen ihn — wer weiß wie oft: „Wer bist du?" Jesus antwortete: „Zuerst, was ich euch sage." „Ich bin Ich und wenn ihr auf mich, wie ich jetzt zu euch rede, höret, so habt ihr Größeres, als alles, was über mich geschrieben steht, euch bieten könnte." Als er im weiteren Verlauf noch sagte: „Was ich vom Vater höre, das rede ich in die Welt hinein," da bemerkt

Johannes dazu: „Sie merkten aber nicht, daß er ihnen den Vater sagte," d. h. sie merkten nicht, wie Johannes, den Vater, der durch ihn redete.

So lebte und waltete er auch unter seinen Jüngern. Was einst der Täufer von ihm geredet, blieb ihm und ihnen wohl im Gedächtnis, aber es trat doch in den Hintergrund gegen die Erlebnisse und Aufgaben des Tages, es band Jesum nicht in seiner völligen Freiheit, sich nach seinem eigenen innersten Antrieb zu bewegen. Nach der Gefangennahme des Johannes trat ihm alles zurück hinter das Reich Gottes, das er in Aussicht stellte. Zu verhehlen, daß er der sei, der heute zu reden und nach dem man sich zu richten hat, das kam ihm nicht in den Sinn; aber sonst stellte er in Galiläa die besondere Bedeutung seiner Person nur so weit voran, als er durch das Leben selbst (wie beim Gichtbrüchigen und anderen) veranlaßt wurde. Auch die Jünger lernten wohl rasch im wechselvollen, fortschrittreichen Kampfe die heiligen Erkenntnisse des Täufers in anderem Lichte ansehen, als im ersten Anfang. Sie sahen, daß es Lichtblicke gewesen, in denen ihm eine heilige Zukunft von unermeßlicher Entwicklung, in zusammengedrängter, abgekürzter Gestalt offenbar geworden. Die Größe Jesu im jeweiligen Heute überstrahlt ihnen unwillkürlich weit, weit alles, was ein Mensch einst über ihn gesagt, und so traten ihnen jene Aussagen, als einer weit hinter ihnen liegenden Zeit angehörig, in den Hintergrund.

Aber dies alles ist doch nur die eine Seite. Nach der anderen hatten eben doch jene beiden Punkte (geschichtliche Stellung, Abstammung) eine hohe Bedeutung, und drängten sich einem denkenden Jünger mehr und mehr von selbst auf. So wollte es Jesus. Das Geheimnis seiner Abstammung und die hohe einzigartige Bedeutung, welche die Weissagung ihm anwies, das sollte sich den Jüngern aus dem unmittelbaren Eindrucke seiner ganzen Erscheinung allmählich von selbst ergeben. Aber die Zeit war nun gekommen, wo sie darüber volle Klarheit haben sollten, denn ohne solche konnten sie das Schwere, das er ihnen mitzuteilen hatte, „daß er werde sterben müssen," nicht ertragen.

Darum sucht Jesus schon längere Zeit, einmal mit ihnen allein sein zu können, was ihm endlich im äußersten Norden, in der Umgegend des heidnisch gesinnten Cäsarea Philippi, gelang. Um seiner Jünger Zunge zu lösen, fragte er sie zuerst: „Wer sagen die Leute, daß ich sei?" Damit war die große Frage: „Wer ist er?" plötzlich aus dem Geheimnis der Herzen

heraus in die Mitte der Verhandlung gestellt, doch noch unverfänglich; sie sollen ja nur berichten, was die Leute sagen.

Verachten wir die Leute nicht zu sehr ob ihren seltsamen Vermutungen! Sie versuchten wenigstens zu denken. Wir Gebildete kennen die Grenze wohl, wo man aufhören muß zu denken, weil man zu Resultaten gelangen könnte, die jenseits dessen liegen, was die „vernünftigen Menschen" annehmen dürfen. Dem Volke stand fest: Er ist etwas Ueberirdisches und doch (natürlich) ein Mensch; es suchte seine Stelle bei denen, die über den Tod erhaben waren. Eine phantastische, mythologische Willkür lag in der Sache, aber bedenken wir, wie schwer, wie über alle Kraft menschlichen Denkens hinausliegend, war die wirkliche Lösung!

Nun kam die Reihe an die Jünger. Sofort antwortete Petrus.

Warum — so möchten wir fragen — nicht Johannes? Ich glaube, dazu war er im schönsten Sinne zu kindlich helle. Petrus hatte ein Rätsel vor sich gesehen, dem er auf den Grund kommen mußte. Johannes sah kein Rätsel. Ihm war sofort klar: „So war es im Anfang. Er ist das, was von Anfang war." Und er hörte in Jesu immer den Vater. Das war ihm so klar, so einleuchtend, daß ihm alles andere, mittelst dessen man es erklären möchte, weit weniger klar war. Das einzig Klare war ihm Jesus; von da aus gewann er Licht über anderes, wofern er es bedurfte. Er erzählt uns (Joh. 5, 39), wie Jesus zu den Juden sagte: „Ihr durchforschet die Schrift in der Meinung, darin ewiges Leben zu haben, und eben sie ist es, die von mir zeuget, und ihr wollt nicht zu mir kommen, damit ihr Leben hättet!" Da sprach er ihm aus dem Herzen. „Da suchen sie immer aus den Büchern und gehen nicht zu ihm. Ich gehe zu ihm." Ihm war Jesus der Einzige, jede andere Bezeichnung, als daß er „er" sei, war ihm ungenügend. Jesu Wort: „Ich bin (es)," gibt er nicht umsonst mit so großer Betonung wieder (Joh. 8, 24); es ist ihm aus der Seele gesprochen.

Petrus war anders, und gewann damit diesmal das gute Teil. Er wollte den Zusammenhang dieser Erscheinung finden, einerseits mit dem, was Gott früher schon getan, ihren Ort in der hl. Schrift, zumal in der Weissagung, und endlich andererseits ihren Zusammenhang mit Gott selbst. Die Offenbarung von Gott ward ihm wohl auf ernstes Bitten und Suchen zu Teil, vielleicht schließlich als Bestätigung seiner Vermutungen, die er unter dem Segen göttlicher Erleuchtung gefaßt. Er betete

wohl auch darüber, daß er nicht vorschnell schwärmerisch annehme, was am Ende doch nicht wahr wäre, aber er fand die göttliche Bestätigung: er ist der Messias. Ihm ist also der große letzte Sieg Israels, ja der Menschheit, verbürgt, er ist die volle Gewähr für unser aller Heil, für unser aller Sieg. Wie viel wunderbarer aber war das andere Licht! Wie mußte ihm sein, als ihm die Antwort von Gott wurde: „Er hat keinen anderen Vater, als Mich, er ist Mein Sohn!" Es war doch etwas alles menschliche Denken weit Uebersteigendes, einen Menschen, den man neben sich sieht, als Sohn Gottes des Allerhöchsten zu erkennen. Es erging ihm aber wohl, wie es heute uns geht: je mehr er Jesum ansah und gleichsam studierte, desto heller wurde ihm klar: das ist es, das ist die einzige Lösung; und desto mehr ergriff ihn die Liebe Gottes, der uns in Jesu so wunderbar und lieblich nahe getreten. „Daß Gott lebt, ein lebendiger ist, wurde ich an dir inne, du bist sein Sohn. Du bist der lebendige Gott, wie er unter uns sich offenbart."

Das war ein großer Moment in der Geschichte der Erde und der Menschheit, als Petrus dieses Bekenntnis sprach: es war das Jawort der Braut, der Erde an den Himmel, des Menschen an Gott. Denn hier erkannte die Menschheit zum ersten Male voll und klar in Jesu den Sohn Gottes, der vom Himmel zu uns kam, und in diesem Sohne die Liebeszusage Gottes an sie, die sie aus Sünde und Tod zu himmlischen Wesen erheben wird, und auf jene Liebeszusage war des Petrus Bekenntnis das große Jawort des Glaubens.

Der Heiland segnete ihn: „Selig bist du Simon, Jonas Sohn, denn Fleisch und Blut hat dir das nicht geoffenbart, sondern mein Vater im Himmel." Gewiß war es dem Heiland, zumal in seiner Sorge um die Zukunft, noch eine persönliche Freude, inne zu werden, daß einer seiner Jünger unmittelbare Offenbarung von seinem Vater im Himmel zu empfangen gewürdigt worden.

„Und ich sage **dir**," so wendet er sich nun an Simon: „du bist Petrus, der Felsenmann."

Alles auf Erden ist fließend, nicht nur Leben, Macht, Reichtum u. dgl., nicht nur Ansichten, Systeme, Ueberzeugungen, große Verhältnisse aller Art, für die man sich begeistert, sondern auch zuletzt die Fundamente dieser jetzigen Weltordnung, ihre Grundkräfte im Sichtbaren, ihre Grundbegriffe im Gebiete des Denkens. Alles ist Strom. Und wohin geht dieser Strom? Wie wahr hätte doch Feuerbach

geredet, wenn kein Heiland wäre, als er sprach: „Der Tod ist der große Erbe aller Dinge." Und der Tod ist nicht das Nichts, sondern die Hölle, das Totenreich.

Aber inmitten dieses Stromes gibt es *einen* Felsen, — den Glauben, die *Erkenntnis*: Jesus ist der Christus, der Sieger, der, in welchem Gott der Menschheit den Sieg gewährt hat; er ist der Sohn des lebendigen Gottes. Nicht der Glaube und die Erkenntnis bloß ist der Fels, nein, das schlichte Zeugnis, das tapfere Bekenntnis, und auch dies eigentlich nicht, — nein: der Mensch, der lebendige, der dies bekennt, der Zeuge, dessen ganzes Wesen in dieser Tatsache wurzelt und der mit seinem ganzen Tun dieselbe vertritt. Dieses ist der Kristallisationspunkt für das Einwirken des Himmels auf die Erde. Er ist gleichsam ein Stück Erde, aber ein *festes*, an das der Himmel anknüpfen kann. Das Kommen des Himmelreiches soll und kann so und nur so eine selbständige Frucht der Erde, wirkliche ehrliche Erdengeschichte sein, die aber, von himmlischen Kräften genährt, zu himmlischen Zielen führt. Petrus ist der Fels in einziger Weise, durch seine Pfingsttat, auf ihn hat Christus damals seine Kirche gebaut, seitdem steht sie. Aber immer wieder, durch alle Zeiten und aller Orten bedarf er der Felsen.

„Und auf diesen Felsen will ich meine Gemeinde bauen." Hier klingt schon der Todesgedanke durch. Der Heiland redet hier schon zu ihm als zu seinem Nachfolger, er ernennt ihn dazu und teilt sich mit ihm in die Arbeit. „Reden werde ich nicht mehr können; du mußt reden an meiner statt, du mußt bekennen, zeugen, das Uebrige tue ich, der Unsichtbare." „Der Herr (Jesus) tat täglich hinzu die da selig wurden zu der Gemeinde," erzählt die Apostelgeschichte. Das war des Heilandes Bauen. Bauen, hinzutun können wir nicht, versuchen wir es, so ist es verfehlt. Aber Er baut. Wie hat er doch Wort gehalten! Was versuchte Rom, den Bau zu zertrümmern, zu hindern — Er baute fort. Die Völkerwanderung kam und drohte alles hinwegzuschwemmen, — Er baute fort. Und Er baut heute noch.

„Und die Pforten der Hölle (des Totenreichs) sollen sie nicht überwältigen."

Das Wort „Tore des Hades" kommt auch im Alten Testamente (Jesaias 38, 19), noch weit häufiger aber in griechischen Dichtern vor, schon in Homer, es ist der Ausdruck für die Gesamtanschauung des geschichtlichen Altertums, betreffs

des Ortes der Gestorbenen. Von dorther also befürchtete Jesus Feindseligkeiten gegen seine Gemeinde, sei es als schlimmer, zu Irrtum oder Sünde verleitender Einfluß unmittelbar auf ihre Glieder derselben, sei es als Anreizung anderer Menschen zur Feindschaft gegen sie. Wie kam er dazu? Er sagt es uns nicht. Die Gedanken über den Hades oder die Hölle, die sich uns bei verschiedenen Anlässen ergaben, legen die Vermutung nahe, Jesus bringe auch die Dämonen in irgend welche Beziehung zu dieser Totenwelt; dies legt uns denn auch die weitere Vermutung nahe, seine Besorgnis stehe mit seinen Erfahrungen bei Austreibung der Dämonen im Zusammenhang.

Es ist aber überhaupt auffallend, daß Jesus sich hier dieses Wortes, Pforten des Hades, bedient. Wir würden etwa das Wort Satan erwarten. Es liegt aber wohl hohe Absicht in der Wahl dieses Wortes. Es ist ein Wort hohen Ueberlegenheitsgefühls, mit dem er seine künftige Gemeinde trösten und ermutigen will. „Was auch Gottesfeindliches wider euch auftritt, es ist Tod und abermals Tod. Das Leben, Gott wird doch siegen über das Tote." Der Heiland zeichnet hier den Feind in seiner ganzen Schwäche, um uns seine endliche Besiegung zu verbürgen.

Zu diesem Ausdrucke: „Pforten der Hölle" tritt nun in hellen, fröhlichen Gegensatz der andere: „Schlüssel des Königreiches der Himmel." „Du sollst dann (wenn ich werde von euch genommen sein) fortan die Kräfte des Himmels verwalten, die auf Erden das Reich Gottes anbahnen." Mir ist, der Heiland wolle sagen: „Die Schlüssel, die ich jetzt noch selbst handhabe, die will ich dann deinen Händen anvertrauen." Mit diesen Schlüsseln waren gewißlich auch die Wunder verbunden, auch — namentlich in betreff des Bindens und Lösens — Offenbarung, wo solche nötig war (z. B. bei Cornelius in Cäsarea). In sofern ist mancher Streit von heute über die Bedeutung der Schlüssel und über die Frage, wer sie habe oder nicht, leider müßig. Es ist ein Fall, wie ich ihn in der Einleitung zu dem Abschnitt „Kranke" erörtert. Zu dem Glauben, wir haben ohne weiteres alles, was wir haben sollten, sind wir nicht verpflichtet, nicht berechtigt, wohl aber zu der ernsten, nüchternen Frage, ob wir es haben oder nicht. Von dem Segen, den Petrus erhielt, und der unter dem Bilde der Schlüssel des Himmelreichs vorgestellt war, haben wir gewiß noch manches; aber der Heiland dachte sich unter dem, was er dem Petrus versprach, mehr als wir heute haben. Der Heiland fährt erläuternd fort:

„Was du auf Erden binden wirst, wird gebunden sein im Himmel, und was du auf Erden lösen wirst, wird gelöset sein im Himmel.“ „Wie du es beschließest, so wird es im Himmel als gültig anerkannt; es muß eine Himmelsgeschichte auf Erden vorwärts gehen.“ Im Kleineren können wir dies schon aus dem Alten Testamente verstehen. In gewissem Sinne hatte z. B. auch ein Elias die Schlüssel des Himmelreichs. Der Herr „bestätigte das Wort seines Knechtes und vollführte den Rat seiner Boten“ schon damals, und Gott befreundete sich manchmal sogar nachträglich mit etwas, was menschlicherseits vorschnell oder eigenwillig ins Werk gesetzt oder ins Auge gefaßt wurde, wie z. B. mit der Idee des Königtums und der Idee eines Tempels statt eines Zeltes. Lieber nahm Er solches in den Zusammenhang seiner Gedanken auf, als daß die Geschichte seines Volkes anfinge, rein profan, rein weltlich, ohne Zusammenhang mit Ihm zu verlaufen, aufhöre, heilige Geschichte zu sein. Das ist es auch, was dem Petrus verheißen und aufgetragen ist. Die Geschichte der Gemeinde Jesu soll himmlisch, heilig geschehen, ihr Leiter soll in einem Zusammenhang mit dem Himmel sein.

Durch diese äußerliche Bedeutung der Schlüssel ist allerdings dem Petrus eine einigermaßen zentrale Stellung in der künftigen Familie Jesu vorderhand zugesprochen.

Nach der innerlichen Bedeutung aber galt diese Gabe gewiß allen Aposteln für die Zeit, da Jesus wird von ihnen geschieden sein. Von dieser Gabe an die Apostel redet der Heiland im Gleichnis von den anvertrauten Pfunden (Luc. 19, 11 ff.).

Der Heiland wird, wenn er von der Erde scheidet, um anderswo ein unberechenbar größeres Reich einzunehmen, ihnen als seinen Sklaven sein Vermögen, das er auf Erden besessen und sich erworben hat, zu selbständiger Verwaltung anvertrauen. Diese Pfunde sind zuerst alle die Gotteskräfte, über welche der Heiland in seinem Erdenleben verfügt hat, dann aber namentlich die heiligen Erlösungsrechte, die er sich durch sein Blut erworben. Mit diesen Pfunden sollen sie des Heilands Vermögen auf Erden vermehren, d. h. diese Kräfte den Menschen zu gute kommen lassen, und ihnen dazu behilflich sein, daß sie in den Genuß dieser Rechte gelangen. Diese Gaben werden den Aposteln nicht bloß äußerlich anhaften, sondern aus einer in ihr Wesen eingesenkten Wurzel herauswachsen, welche der Heiland Joh. 14, 27 „Frieden“ nennt. Solcher Friede ist nicht etwa bloß ein unaussprechliches Seligkeitsgefühl, sondern

jene Klarheit und Wahrheit des Seins, die sofort als das allein Richtige und ewig Gültige einleuchtet, und die der Heiland allein besaß; weshalb er ihnen, um sie des Gleichen teilhaft zu machen, seinen Frieden zu hinterlassen verspricht. Dieser Friede ist zugleich sein ungetrübter und unbegrenzter Zusammenhang mit Gott, worin alle Wunder als Ausfluß der Kräfte Gottes mitgegeben sind, und insofern hängt er auch mit jenem anderen zusammen, was der Heiland ferner seinen Jüngern gegeben hat (Joh. 17, 22), mit der Herrlichkeit, die ihm der Vater gegeben hat, d. h. dem Glanz unverkennbar göttlichen Lichts und göttlicher Kraft.

Auf diese innerliche Bedeutung der Schlüssel, die etwas allen Aposteln Gültiges aussagt, führt uns Jesu weiteres Wort vom Binden und Lösen, das wir noch betrachten wollen. Einzeln finden wir diese Begriffe meines Wissens in Jesu Reden je nur einmal, den des Bindens in Matth. 12, 29: „Jesus habe den Starken (Satan) gebunden," und den des Lösens in Luc. 13, 16: „er habe das gekrümmte Weib von einem Bande Satans gelöst." Beide Male ist es eine Machtübung gegen den Gottesfeind, der ja — weil Gott allein Gott ist — doch nur ein allerdings mit merkwürdiger Selbständigkeit arbeitendes Werkzeug der Gerechtigkeit Gottes ist. „Binden" heißt hier unschädlich machen, einem bösen Willen die Macht nehmen, sich geltend zu machen. „Lösen" heißt von der Macht eines solchen fremden, bösen Willens befreien, sei es — wo die Gebundenheit eine persönlich verschuldete war — durch Vergebung, sei es überhaupt im Zusammenhang mit dem großen Siegesgang der Erlösung.

Vereint kommen die beiden Begriffe noch Matth. 18, 18 vor, bei Anlaß der Entscheidung, die den Jüngern obliegen wird, ob ein Bruder, der an einem andern gesündigt hat, solle wieder angenommen oder aber ausgeschlossen werden. Ein solcher Entscheid wird, so sagen die Worte, im Himmel gültig sein. Gerade im Blick auf diese Aufgabe verspricht ihnen Jesus, er werde sie, wenn sie in seinen Angelegenheiten, in seinem Namen, in seinem Sinne eins seien (genau: „zusammenstimmen," zwei Stimmen, aber ein Ton) und sich dergestalt mit einander besprechen, nicht allein lassen, sondern zugegen sein, sie namentlich auch in ihrem Bitten zum Vater unterstützen. Das „zwei oder drei," V. 20, ist gewiß ganz allgemein verstanden, aber den nächsten Anlaß zu dieser Zahlenbezeichnung bot doch wohl in freier Weise V. 5 und 16. In erster

Linie ist gedacht: „zwei" — „der Sünder und der Gekränkte," oder „drei" — „die beiden samt dem Zeugen." Dies wirft ein helles Licht auf obiges Wort an Petrus. Erstens zeigt es uns, daß diese Macht nicht einseitig, ausschließlich, sondern nur in einem besonderen Sinne dem Petrus gegeben wurde, im übrigen aber auch den anderen Jüngern. Im weiteren ersehen wir daraus, wie so gar nicht fleischlich die damit gegebene „Macht" zu verstehen ist. Gerade um der so gewaltigen Folge willen, die der Handlung zugesagt ist, wird Petrus oder sonst der Betreffende sie nicht von sich aus vollziehen. Er und derjenige, der „gelöst" werden soll, beten brüderlich zusammenstimmend zum Vater; Jesus, in dessen Namen sie zusammengeführt sind, ist in ihrer Mitte; auf ihn wird, der das lösende Wort zu sprechen hat, horchen, was er seinem Geiste sage, Er, Jesus, wird, obwohl unsichtbar, handeln.

So sprach Jesus zu Petrus und zu den Aposteln. Wie es sich später verhalten werde, darüber sprach er sich nicht aus, darüber hatte er wohl noch keine innere Weissagung. Seine Maßnahmen, Anordnungen, Verheißungen für die Zukunft auch an seine Jünger (z. B. Joh. 14—16), bauen sich gewöhnlich in erster Linie auf die Voraussetzung, daß sie sein Werk zu Ende bringen, seine Wiederkunft erleben werden. So redet und denkt der Heiland einerseits, um die Gedanken Gottes in der vollen Einfachheit und Klarheit, die ihnen eignet, zum Ausdruck zu bringen, andererseits aber auch aus Pflicht der Hoffnung, der er selbst sich unterzog, und die er auch seinen Jüngern als etwas Selbstverständliches einprägen wollte. Wir tun nun wohl, wenn wir solche große Worte Jesu, wie die an Petrus gesprochenen, zuerst rein geschichtlich zu verstehen suchen, und unsere Augen uns nicht trüben lassen durch den Blick auf die praktische Verwendung derselben in der Gegenwart, wie wir sie üben oder wie wir sie wünschen.

Der Heiland hat ja offenbar dem Petrus und in ihm den Aposteln Größeres zugesagt, als wir heute noch besitzen. Wir dürften aber wohl seinen Worten entnehmen, daß wir sofort mehr haben könnten, wenn wir uns mehr liebend in Jesu Andeutungen und Anweisungen hineindächten, und uns darnach im Glauben richteten. Wenn zu uns Seelsorgern eine im Gewissen beschwerte Seele kommt und über Unruhe im Gewissen klagt, so sind wir leicht zu lehrselig, zu trostselig oder auch zu straffelig, zu schwatzhaft, zu souverän. Sei stille, hier ist heiliges Land! Der Heiland ist in der Mitte, darauf kannst du dich

verlassen. Horche im Geiste! Du kannst nicht wissen, was Gott etwa noch alles wider diesen Menschen hat, ein vorschneller, gefühlsreicher Trost von dir, rein nur aus deinem Ermessen, hilft ihm nichts, und andererseits weißt du vielleicht selbst noch nicht, wie gerne und völlig Gott dem reumütigen Sünder vergibt. Darum horche auf! Vielleicht gibt dir der Heiland ein ganz schlichtes unwillkürliches Wort, das zu einer lösenden Tat Jesu an dem Betreffenden wird.

Kehren wir nach dieser Abschweifung nun zu unserer Frage zurück! Fragen wir uns: was heißt nach den drei angeführten Stellen Binden und Lösen? Für die Beantwortung denke ich an die auf Seite 162 erwähnten zwei Prinzipien der Vergeltung und der erlösenden Liebe. Welchem der beiden Prinzipien der Betreffende zu verfallen habe, ob vorderhand noch dem der Vergeltung, oder aber dem der erlösenden Liebe, das entscheidet das Binden und Lösen, immerhin so, daß im Binden wohl meist der Zweck des Unschädlichmachens (vgl. Paulus gegen Barjesu Apostelgesch. 13, 6 ff.) den des Bestrafens überwiegt.

Den Gesamteindruck, den uns diese Rede erweckt, möchte ich mit den Worten des Apostels Johannes (Offenbarung 1, 6) wiedergeben. „Er hat uns zu einer Königsherrschaft (zu einer Regierung) gemacht, zu Priestern seinem Gott und Vater" namentlich, wenn das „uns" sich wie 1. Joh. 1, 6 auf die Apostel bezieht. Dieses Wort spricht zwei Anschauungen aus, die uns mehr oder weniger fremd geworden sind, die uns aber in der Rede Jesu mit erhebender Gewalt entgegentreten.

Erstens: Der Heiland redet und handelt hier nicht sozusagen bloß kirchlich oder als „Geistlicher", sondern als König. Auf Geistliches bezieht sich wohl alles, was er verfügt, aber *nicht so*, als gäbe es neben demselben noch irgend etwas anderes von einiger Wichtigkeit oder Macht. Als König, als künftiger Sieger handelt er, der einfach alles seinem Szepter unterwerfen wird, und Königsmacht, die Schlüssel eines Königsreichs, gibt er seinem Bevollmächtigten Petrus, wie ja auch die Macht zu binden (Psalm 149, 8) und zu lösen Königen zusteht. „Geistlich" ist er durch und durch, aber gerade dadurch weiß er sich im Bunde mit der Allmacht; — und mit seiner *Demut* hat diese einstweilige Beschränkung seiner Königsmacht *nichts* zu tun. „Mein Reich ist nicht von dieser Welt," sagt er später beschwichtigend zu Pilatus, und Macht nach Art dieser Welt will er auch nicht haben und nicht geben; allein mit jenen Worten

will er von ferne nicht sein Reich in des Pilatus Augen kleiner machen. Mit der Politik befaßt er sich nicht und will nicht, daß die Schlüsselgewalt, die er gibt, sich irgendwie auf dieselbe erstrecke; aber nicht, weil sie und ihr Gebiet ihm zu groß, sondern weil sie ihm zu klein ist.

Natürlich ist all sein Königstun priesterlich, weil es das Königreich Gottes ist, das er vertritt. So königlich-priesterlich ist die Vollmacht, die er dem Petrus gibt. Wir werden im Verlauf immer deutlicher hervortreten sehen, wie Jesus nun vorderhand in der Weise das Reich Gottes auf Erden Boden gewinnen sieht, daß die Königsherrschaft Gottes auf Erden durch Leute vertreten ist, die „das Reich," die „Herrschaft" haben und ausüben, und das in geistiger, priesterlicher Weise, in lebendiger Verbindung mit dem Reich des Himmels, so daß im entscheidenden Augenblick Jesus es ist, der durch sie handelt, Gott es ist, der mit ihnen tätig ist.

Dies führt uns zum Zweiten. Die Geschichte der Menschheit soll immer nach einer Seite hin ein Werk der Menschen sein, eine völlig wahre, freie Menschengeschichte, eine Geschichte des Menschen freilich, wie er von Gott erschaffen ist, des Menschen, der zu Gott schreien, auf Gott vertrauen kann und darum im weiteren eine heilige Geschichte, die von Gottes Eingreifen auf der Menschen Rufen hin zu erzählen weiß. Darum ist auch der Heiland völliger Mensch geworden. Darum denkt sich auch der Heiland das Kommen des Reiches Gottes als eine Sache der nun folgenden Lebensgeschichte der Menschheit, als eine Arbeit des Glaubenskampfes seiner Gemeinde, nicht als etwas, das nun durch seinen Tod und seine Auferstehung in der Weise fertig sei, daß dann nicht allzulange nachher der Strom heiliger Geschichte gleichsam wieder ruhig in das Bette rein profaner Weltgeschichte zurücksinken dürfe. Sein Werk soll sich in ähnlicher Weise, wie er es begonnen, fortsetzen. Die Geschichte des Reiches Gottes auf Erden soll nach einer Seite hin eine freie, wirkliche Menschengeschichte sein; in der Menschen Hände wird es gelegt, von ihnen wird es einerseits abhängen, wie viel oder wenig daraus werden, wie frühe oder spät er, Jesus, zu seinem vollen Siege kommen wird. Darum sucht er in den Aposteln Fortsetzer seines Werks und verspricht ihnen von sich aus ähnliche Hilfe, wie er sie vom Vater gehabt. „Wie mich der Vater gesandt hat, in die Welt, so sende ich auch euch," sagt er nach der Auferstehung (Joh. 20, 21), und vor seinem Tode sagt er ihnen (Joh. 14, 12): „Wahrlich, wahrlich ich sage euch:

wer an mich glaubt, der wird die Werke auch tun, die ich tue, und wird größere denn diese tun, denn ich gehe zum Vater." Unter den Werken, „die er tut," versteht er hier nach V. 11 ausdrücklich die Wunder, um deren willen sie ihm glauben sollten, daß er im Vater, und daß der Vater in ihm sei. Es kam auch so. Für ein Wunder wie die Speisung war weder nach seinem Offenbarungsgehalt, noch nach der Seite des körperlichen Bedürfnisses wieder ein Anlaß vorhanden; aber in dem Gebiete, das beständig nach Hilfe schreit, und in welchem die Freundlichkeit Gottes in Jesu am hellsten strahlt, im Gebiete der Krankheit, taten wirklich Petrus und Paulus Größeres als Jesus, in einer Weise, daß man sehen mußte, Jesus thront als Sieger zur Rechten Gottes. Als man in Jerusalem die Kranken auf die Gasse legte, damit der Schatten des Petrus sie treffe, da mochte ein unverständiger Jerusalemsbürger sich sagen: „Gegen diesen Petrus treten Jesu Taten in den Schatten, der Schüler überragt den Meister." Und als Gott durch die Hände Pauli in Ephesus „nicht die gewöhnlichen Taten" tat, um des Paulus Lehre an die Heiden von „Jesus dem Herrn" zu beleuchten, da hätte man ein Aehnliches sagen können. Und ich kann den Gedanken nicht unterdrücken: um heute die Völkermassen des Erdballs zu bewältigen und ihnen schlicht und bündig die Freundlichkeit Gottes in Jesu zu offenbaren, würde ein Aehnliches, wenn es käme, doch sehr dankbar aufgenommen.

So sorgte also der Heiland dafür, daß nach seinem Hingange Gottes erlösendes Herrscherwalten einen geistigen Herd habe, in Knechten, die mit Vollmacht ausgerüstet sind. Es war nicht fleischlich und enge gedacht, weder prälatisch noch büreaukratisch, würde man heute sagen: das sahen wir an Jesu Wort Matth. 18, 18 f., und daran, daß Jesus andern Orts das, was er hier dem Petrus zusprach, auf alle Apostel, ja in weiterem Sinne auf alle Gläubigen ausgedehnt hat. Aber allerdings: das Göttliche blieb mit einer Würde umgeben, es behielt sich das Selbstherrliche, Souveräne vor, erklärte es nicht gewissermaßen als Gemeingut. Eine priesterliche Macht eigener Art sollte nun walten. Es war schwerlich zufällig, daß sie vornehmlich in die Hände eines solchen gelegt wurde, der sich selbst manches vorzuwerfen hatte, und von dem dies männiglich bekannt war, und nicht etwa in die Hände eines Johannes.

„Von da an fing Jesus an den Jüngern zu zeigen," daß er werde verworfen und getötet werden und auferstehen. Es war dies also von da an wiederholt Gegenstand seiner Ge-

spräche. Es wird ihnen eben recht schwer geworden sein, dies zu glauben und zu begreifen. Das Wort „zeigen" weist wohl darauf hin, daß Jesus immerfort wie hier, ihnen diesen ernsten Verlauf seines Lebens ganz schlicht als mit Notwendigkeit aus dem bisherigen Gang der Dinge, aus der Verstockung der Führer des Volkes sich ergebend, darstellte. Petrus, wohl in der Meinung, sich nun schon mehr erlauben zu dürfen, machte ihm Vorstellungen. Jesu Antwort darauf haben wir schon teilweise besprochen. Sie begann mit dem Worte: „Weiche von mir Satan!" Diese Worte gelten nicht dem Petrus. „Satan" ist Eigenname und nicht Eigenschaftswort, kann also nicht auf eine andere Person übertragen werden. Die Worte sind nicht umsonst wörtliche Wiederholung seines letzten Wortes an Satan. Dieser, so sieht er, hat sich einen Augenblick des Petrus zu bedienen gewußt, um Jesum unter dieser Maske etwa leichter von seinem Weg abzubringen. Diesem gehörte das erste Wort der Abwehr und des Winkes: „Ich habe dich erkannt." Das übrige, der Schluß, gilt Petrus: „Du sinnest nicht das, was Gottes, sondern das, was der Menschen ist;" es ist im Verhältnis zu jenem Wort an Satan sehr milde, wenn es ihn auch schneidig an sein „Fleisch und Blut" erinnert. Jenes Wort an die Jünger, daß sie sich auf gleiches gefaßt und zu gleichem bereit halten sollen, wie es ihm widerfahre (Matth. 16, 24—28), haben wir schon besprochen.

Die Verklärung.

Alle drei Evangelisten betonen, daß das Ereignis, das nun unserer Betrachtung folgt, eine Woche nach dem Bekenntnis des Petrus und der Leidensverkündigung stattgefunden habe. Den Jüngern war offenbar diese Woche in ernster Erinnerung und der selige innere Zusammenhang der Verklärung mit der Leidensverkündigung unvergeßlich. Wie schnell waren sie doch von den höchsten Höhen der Hoffnung herabgestürzt worden! Ihre Ahnung, er sei der Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, war ihnen bestätigt worden, und was für eine Aussicht von Herrlichkeit zu Herrlichkeit, von Sieg zu Sieg hatte sich damit ihnen aufgetan! Und nun — fing Jesus an ihnen davon

zu reden, daß er müsse verworfen werden, leiden, sterben! „und auferstehen!“ fügte er allerdings noch hinzu, aber wie völlig neu, unerhört, unfaßbar klang dieses Wort! Und ihnen sagte er: „Euer Weg geht mir nach.“ Alle Hoffnung war mit einem Male so ins Jenseits verlegt, was ihnen vielleicht viel überraschender war, als wir meinen, da dies bisher nicht in der Lehrart des Heilands gelegen hatte. Untergehen, sterben, auf Hoffnung, jenseits des Todes Sieg zu erblicken!

Es ist schwerlich Willkür, wenn wir annehmen, auch den Heiland habe dies einen neuen Kampf des Glaubens gekostet, nicht nur für sich, sondern auch für alle seine Menschenkinder, für seine Sache. Er dachte, wie wir es bei dem Geschichtsbilde der Samariterin besprochen haben, vom Leben, vom Verhältnis zwischen Leib und Seele, und also auch vom Sterben kindlich, natürlich. Jene Unsterblichkeitshoffnungen des Sokrates, wie sie uns Platos Phaedon bietet, hätte er vielleicht geistreich gefunden, jedenfalls aber einerseits ärmlich und seinem Bedürfnisse nicht genügend, und andererseits wertlos, weil sie aller Verbürgtheit, daß sie auch wahr seien, entbehrten.

All unsere heutige sichere Hoffnung auf ein seliges Jenseits, begründet durch unser jetzt schon in Kraft bestehendes „Bürgerrecht im Himmel“ (Philipp. 3, 20) beruht auf dem Siege Jesu in seiner Auferstehung. Vor ihm war an wirklich seligem Jenseits für die Menschen fast nichts vorhanden, und was vorhanden war, war in heiliges Geheimnis gehüllt, damit die Menschen sich nicht daraus eine Hoffnung schöpften, zu der sie noch kein Recht hatten. Wir dürfen jetzt glauben, daß es sei, Jesus mußte glauben, daß es werde. Seine Aufgabe war nach einer Seite die: kritisch zu sein, nüchtern, sich keine bloß theoretischen, bloß auf Vermutung beruhenden Hoffnungen zu machen, den ganzen Ernst der Lage, den Ernst des Todes — für sich und alle — ins Auge zu fassen. Da stand er gleichsam an unser aller Spitze im Geiste hinter der verschlossenen Kerkertür des Todes, bittend, suchend, anklopfend, daß endlich auch dieser Riegel weiche, diese Türe aufgehe. Er mußte sich durchglauben als Mensch: der Glaube, der einem Mose durchs rote Meer half, der Glaube, in dem David den Goliath besiegte, dieser Glaube war auch sein Schwert in diesem Kampfe. „Du wirst meine Seele nicht der Hölle preisgeben und nicht zugeben, daß dein Heiliger der Grube verfalle“ (Psalm 16, 10) — das mußte er glauben. Die Tage zwischen Todesverkündigung und Verklärung waren wohl nicht bloß Tage tiefgehender Ge-

mütsbewegung, sondern auch Tage gemeinsamen Bittens, Suchens, Anklopfens, ernsten Gebetes bei ihm und den Seinen, auch wenn sie nicht gemeinsam mit einander förmlich beteten, sondern nur in ihren Gesprächen ihr Geist beständig zu Gott gerichtet war.

Da kam eine Antwort von oben — die Verklärung. Der Heiland wußte, daß ihm etwas Großes bevorstand. Er nahm nur jene drei mit, die er auch einst allein zum Töchterlein des Jairus zugelassen. Vielleicht wurde es ihm diesmal schwer, vielleicht traf er diese Auswahl nur um eines Einzigen willen, den er doch nicht bloßstellen wollte dadurch, daß er ihn allein zurückließ, und der doch durch seine Gegenwart die sichtbare Nähe von Himmlischem absolut unmöglich gemacht hätte.

Als er mit ihnen auf den Berg gegangen war, um zu beten, da „wurde, während er betete, das Aussehen seines Angesichtes ein anderes (Matth. „leuchtete wie die Sonne," Marc. „er wurde verwandelt") und sein Kleid wurde weiß wie der Schnee, und ausstrahlend." Wir haben den Eindruck, daß mit dem leiblichen Wesen in dem Augenblicke eine Verwandlung (wie Marc. sagt) vorging, so daß ein Licht aus seinem Innern strömte; der Leib strahlte, wo er sichtbar war, wie die Sonne, und in der Kleidung verschlang oder überstrahlte das Licht alle Farbe, und wir sind unwillkürlich an sein Wort (Matth. 13, 43) erinnert: „Dann (am Tage des Sieges) werden die Gerechten hervorleuchten wie die Sonne." Was diese Verwandlung für ihn zu bedeuten hatte, blieb wohl und bleibt sein eigenes persönliches Geheimnis, doch möchte ich mir nachher erlauben, darüber einige Gedanken zu bringen.

Aber auch den Jüngern konnte dieser Anblick die sichere Gewähr geben, Jesus würde aus dem Kampfe mit dem Tode als Sieger hervorgehen.

„Und siehe, zwei Männer redeten mit ihm, Moses und Elias." Die Kenntlichkeit der beiden Männer möchte ich mir am liebsten aus der ganzen Geistigkeit (aber ja nicht = Unwirklichkeit) der Erscheinung erklären. Der Leib war nicht mehr, wie bei uns, Verhüllung, man sah ihnen ihr inneres Wesen, ihre Lebensgeschichte an.

Auf die beiden Fragen im Herzen der Jünger war dies nun eine Antwort aus dem Zusammenhang der heiligen Geschichte. Elias, dessen Himmelfahrt uns bisher dann und wann als der einzige, aber in Geheimnis gehüllte, lichte Punkt für Hoffnung eines seligen Jenseits erschienen war, Elias trat aus

seiner lichten Verborgenheit hervor, und neben ihm Moses, an welchen der Heiland vielleicht am allermeisten gedacht, als er (Joh. 5, 21) sagte: „Wie mein Vater die Toten auferweckt ꝛc.“ Es waren also schon „Herrliche“ vorhanden; vielleicht nicht viele. Hätte man diese gefragt: „Wo sind die übrigen?“ so wäre die Antwort vielleicht bescheiden, bemühend, kümmerlich ausgefallen. Aber was vermag wohl nicht der Anblick eines einzigen Himmlischen! Dieser Anblick überbietet sicherlich an Eindruck von Tatsächlichkeit und Wirklichkeit weit, weit den Anblick irdischer Dinge und steht zu Fieberphantasien, Halluzinationen ꝛc. in diametralem Gegensatz!

Wie war es ihnen, als das Himmelreich, das Reich der Herrlichkeit, in seinen Abgesandten sie umstrahlte! Daß Zeit und Erde ihrem Geist entschwand, daß das Ganze überhaupt für die Kräfte ihrer Seele wie zu viel war, das begreifen wir — als W i r k u n g dieses Anblickes.

Wer hier „Wirkung“ in „Ursache“ umsetzt, der hat seine Selbsttäuschung, die er damit erzielt, wahrlich sich selbst zuzuschreiben.

Die beiden Männer redeten nach Lucas mit Jesu von dem Ausgang, den er zu Jerusalem nehmen sollte. Ja, eben ein „Ausgang“ war es. „Von wo hinaus,“ das war klar, aber „wohin?“ das war die ernste Frage, auf welche die Männer eigentlich schon durch ihr bloßes Erscheinen eine selige Antwort gaben. Man durfte nun ruhig vorwärts, man hatte festen Boden.

„Und eine lichte Wolke ward und überschattete sie; und eine Stimme fiel aus der Wolke, die sprach: Dieser ist mein lieber Sohn (Matth. in dem mir's wohl gefiel) — höret auf ihn!“

Petrus erzählt uns später (2. Petri 1, 16—19) dies ihr Erlebnis und den Eindruck, den es auf sie gemacht und fügt (V. 19) hinzu, seither oder infolgedessen sei ihnen das prophetische Wort um so f e s t e r geworden („haben wir es als ein um so festeres“).

Wir begreifen dies. Wir andere lesen oft Worte, wie „der Herr erschien dem Abraham und sprach zu ihm,“ oder eines Propheten Wort: „Der Herr sprach zu mir“ — so obenhin, fast gedankenlos; aber wer, wie hier Petrus, eine solche Gottesoffenbarung so feierlich und in solcher Tageshelle selbst erlebte, der las gewiß fortan jene Worte der Verheißung gar anders als vorher, in tiefster Ehrfurcht und wunderfröhlicher Zuversicht. Es ist eine Unart, die sowohl Kritikern als auch krankhaften

Visionären begegnet, solche Ereignisse mit den Nervenreizen kranker Phantasieen in Heidentum und Christentum, und sei's auch nur von ferne, zu vergleichen, oder sie „psychologisch" erklären zu wollen, als wollte man echte und falsche Banknoten als „einer und derselben Klasse von Erscheinungen angehörig" mit einander vergleichen, und dann immerhin den echten den Vorzug geben. Hier sind Tatsachen erzählt. Darum war auch für Zeugen gesorgt, d. h. darum waren es ihrer drei. Wenn nur einer eine Stimme hört, so kann es Sinnestäuschung sein; sind's aber zwei oder drei, welche dieselben Worte vernehmen, so wissen sie, daß es etwas außerhalb ihres Ich's war, das redete.

Man muß allen Sinn für Seelengesundheit verloren haben, um nicht von der Gesundheit der Seele Jesu einen so starken Eindruck zu empfangen, daß man weder ihn, noch seine schlichten, kräftigen Jünger in den Verdacht solch nervöser Krankhaftigkeit bringen kann. Auch dürfte man wahrlich für die Harmonie, in der auch dieses Ereignis mit den Wundern allen sich befindet, ein Auge haben und sie in gerechte Berücksichtigung ziehen. Jene krankhaften Visionen verraten ihren verdächtigen Ursprung dadurch, daß ihnen in der groben Wirklichkeit nichts zur Seite steht, das ihnen entspräche, oder sie bestätigte; bei Jesus aber stimmt alles zusammen und tritt alles uns in der Gestalt einer mächtigen Wirklichkeit vor die Seele.

Gott ist eben barmherzig, liebreich und ehrt auch die in heiligem Sinne kritischen Bedürfnisse des Menschengeistes. Was Jesus gerechterweise den Pharisäern versagte: ein Zeichen vom Himmel, das mochte Gott diesen drei künftigen Säulen der Gemeinde Seines Sohnes gar wohl gönnen. Sie, die berufen waren, Zeugen zu sein, mußten wissen, woran sie sind, und da kargte Gott nicht; Er gab ihnen, was sie bedurften, vollgenügend, reichlich, herzlich.

Um zu verstehen, welche Bedeutung die Verklärung für Jesus selbst, und in ihm für uns alle hatte, tun wir wohl, uns aus der Bibel selbst Klarheit zu verschaffen über die Begriffe „Tod" und „Unsterblichkeit".

Der Tod erscheint uns Menschen begreiflicherweise einfach als ein Zoll, den wir als Naturwesen der Natur zu bezahlen hätten. Da wir uns nun trotzdem des Bewußtseins unserer Unsterblichkeit nicht erwehren können, so fühlt der Denkende sich immerfort angeregt, eine Lösung dieses Widerspruchs zu suchen. Die griechische Weisheit suchte sie darin, daß sie in vermeint-

licher Geringschätzung des Leibes hofften, die Seele werde desselben nach dem Tode gar wohl entraten können, werde daher vom Sterben nicht wesentlich berührt; der Mensch würde daher nach ihrer Meinung als Naturwesen aufhören, aber als Geisteswesen fortexistieren, also im ganzen eine vorteilhafte Umwandlung erfahren. Dies nannten sie die Unsterblichkeit der Seele.

Die Bibel trennt sich nie in solcher Weise vom Boden der Wirklichkeit, wie sie sich unseren Augen darbietet. Sie kennt keinen anderen Menschen als den lebenden, d. h. die innige Verbindung von Leib und Seele. Trennen sich die beiden, so ist es für beide ein Verlust, beide sind in einem Todeszustande, und deshalb kann die Bibel jene bloße Ewigkeit der Seele noch nicht Unsterblichkeit nennen. Unsterblichkeit schreibt Paulus (1. Cor. 15, 53 ff.) erst dem auferstandenen Menschen zu.

Sie muß daher ihren Trost, d. h. die Lösung jenes Widerspruchs, viel tiefer suchen, und findet ihn auch viel tiefer. Jenes Bewußtsein der Unsterblichkeit trotz der Tatsache des Todes sagt dem Menschen, daß er *älter* ist als das Naturgesetz seines Sterbens. Der Mensch ist ursprünglich nicht so erschaffen, daß er sterben *mußte*.

Die Sünde ist durch *einen* Menschen in die Welt gekommen und durch die Sünde der Tod, und so ist der Tod zu allen Menschen hindurchgedrungen (Röm. 5, 12). Jenem Naturgesetz des Sterbens ist die Menschheit also nur darum verfallen, weil ihr Urheber sich durch die Sünde den Tod zuzog. Darauf beruht die Hoffnung und die Aufgabe der Menschheit, sich dem Joche dieses Gesetzes einst wieder zu entziehen. Denn weil der Tod durch einen *Menschen* (durch Menschenschuld, auf die Zahl legt hier Paulus kein Gewicht, δι' ἀνθρώπου, adverbial) gekommen ist (1. Cor. 15, 21), so kann, soll und wird er auch durch einen Menschen (durch Menschenleistung) wieder aufgehoben werden und zwar ganz, mit rückwirkender Kraft, also durch Auferstehung der Toten; und diese Aufgabe zu lösen ist Jesus gekommen. Dieser Sieg wird aber nicht nur das Erste wieder bringen, sondern uns auf eine über den Anfang hoch erhabene Stufe heben.

Entsprechend aber jener Fühlung mit der Wirklichkeit, die wir von der Bibel ausgesagt, würdigt sie voll und ganz die Tatsache, daß wir Menschen Naturwesen und als solche dem Tode zugänglich sind. Es ist das für uns um so wichtiger, als eben diese Tatsache sich uns beständig unwidersprechlich aufdrängt. Es erleichtert unser Begreifen der Bibel erheblich, wenn wir

nicht gezwungen sind, zu glauben, Adam sei vor der Sünde ein hoch über die Natur-erhabenes, absolut unsterbliches Wesen gewesen, und durch die Sünde auf diejenige Stufe der Naturunterworfenheit herabgesunken, in welcher wir uns befinden, und die wir uns obendrein noch größer vorstellen als sie ist. Adam war von Anbeginn allerdings Gottes Ebenbild, aber als Naturwesen; er war die Krone der Schöpfung Gottes; immerhin höher als wir es uns jetzt innerhalb einer entarteten Natur vorstellen können. Er war entwicklungsfähig und entwicklungsbedürftig, seine Geschichte konnte eine aufsteigende oder eine absteigende werden. Er war ein solcher, der zwar nicht sterben mußte, der aber sterben konnte.

Aeußerst tiefsinnig und lehrreich ergründet Paulus 1. Cor. 15, 45—47, wie es um die Unsterblichkeit Adams stand, aus den Worten 1. Mos. 2, 7: „Adam ward zu einer lebendigen Seele." „Der erste Mensch, Adam," sagt Paulus, „ward zu einer lebendigen Seele, der letzte Adam (oder „Adam am Ende") zu einem lebendig machenden Geiste." Indem es heißt: „ward zu einer 2c." ist offen gelassen, daß er noch zu etwas anderem werden kann, und in Jesu hat man gesehen, daß er es wird. „Eine lebendige Seele" ist eine dem Tierleben verwandte Lebensform, eine Verbindung von Gotteshauch und Erde, die ihren Lebensquell nicht in sich hat. Um des Einflusses willen, welchen die Erde, der „Seelenleib" (V. 44. Luther „natürlicher Leib") noch auf die Seele hat, ist hier erst noch zu gewärtigen, ob sie eine Beschaffenheit erlange, die für allein ewiges Leben einen Sinn hat. Aber was Adams Seelenleben über das Tierische, über das eines bloßen Naturwesens erhob, — das war der Gotteshauch in ihm, der Keim zu unendlich höherer Entwicklung. Hätte Adam nicht gesündigt, so hätte er vielleicht mit der Zeit den Entwicklungsprozeß zu einem lebendig machenden Geiste durchgemacht — eine Art Auferstehung ohne vorheriges Sterben, d. h. eine Art Verklärung. Dann wäre er lebendig machender Geist geworden, also seines und seines Leibes Lebens eigener Quell, ein durch und durch harmonisches und damit von selbst ewiges Wesen.

Aber durch die Sünde war dies alles abgeschnitten, „Mensch" in dem höheren Sinne, daß solche Verklärung möglich gewesen, war er nicht mehr, einen Menschen in diesem Sinne gab es seither nicht mehr, — erst Jesus war der zweite Mensch. Was der erste Mensch nicht erreicht hat, nämlich auf die Stufe zu gelangen, die dem Ende-Adam bestimmt, die das

Endziel der Entwicklungsgeschichte des Menschen ist, — das erreicht dieser zweite Mensch (V. 47). Er erreicht es vom Himmel her; von dorther erhielt er den Geist, und die Kraft des ewigen Lebens. V. 47: „Der erste Mensch aus der Erde irden, der zweite Mensch aus dem Himmel" (der Zusatz „der Herr" fehlt in den allerältesten Handschriften, und würde nur den Zusammenhang trüben). Er will nicht sagen: der zweite Mensch ist aus dem Himmel gekommen (was wohl eher mit ἀπό ausgedrückt wäre), sondern er hat sein Neues aus dem Himmel heraus empfangen und angezogen.

War dem so und hat Jesus einmal solche Verwandlung erlebt, so liegt die Frage nahe, wann dies geschehen sei, und scheinbar auch die Antwort darauf: in seiner Auferstehung. Dann hätte also erst sein Tod solche Verklärung ermöglicht. Aber dem Tode kann ich eben nun und nimmer irgend eine Leben gebende oder befördernde oder erst ermöglichende Kraft oder Wirkung zuschreiben. Der Tod raubt nur, er gibt nichts. Jene völlige Verwandlung, die ja eine Unmöglichkeit zu sterben bewirkt, brachte die Verklärung Jesu nicht. Die Möglichkeit zu sterben mußte dem Heiland bleiben, etwa wie sie Adam vor dem Sündenfalle eignete, aber der Notwendigkeit zu sterben, die durch Adams Fall über alle, abgesehen von ihrer eigenen Sünde, gekommen, dieser kann er durch die Verklärung enthoben worden sein, wodurch sein Sterben noch mehr als es dies schon war, ein freiwilliges wurde. Damit würde zweierlei stimmen. Erstens, daß Jesus später (Joh. 10, 18) sagt: „Niemand nimmt die Seele von mir, sondern ich setze sie selbst ein von mir aus; Macht habe ich, sie einzusetzen, und Macht, sie wieder zu nehmen," womit auch das Zweite stimmt, nämlich der Umstand, daß alle Evangelisten, jeder in seiner Weise, zu betonen scheinen, Jesus sei bei seinem Tode noch in der Fülle seiner Kraft gewesen, also freiwillig gestorben, in einer Weise, wie wir Menschen es ja nicht können. Der Selbstmörder kann ja nur (und auch dies vielleicht nur vermeintlich) seine Seele zwingen, den Leib zu verlassen, indem er diesen *zerstört*. Das große Gewicht, das Johannes (19, 34 f.) darauf legt, daß dem Herzen des Gekreuzigten Wasser und Blut entflossen sei, beruht wohl eben darauf, daß der Leib zwar ohne Seele, aber sonst noch gleichsam gesund gewesen sei. Am stärksten tritt der Eindruck des freiwilligen Sterbens in den Worten Jesu (Luc. 23, 46) hervor: „Vater, in deine Hände *übergebe* ich meinen Geist," recht im Gegensatz z. B. zu der Bitte des Elias: „So *nimm*

nun, Herr, meine Seele!“ Nach Marcus ferner hat gerade die Stärke des Rufens Jesu bei seinem Scheiden bei dem Hauptmann den Eindruck erweckt, er sei „eines Gottes“ Sohn gewesen.

Ich erlaube mir selbst nicht, mir diese meine Vermutung als förmliche Ansicht anzueignen, aber gerne habe ich sie benutzt, um dabei sowohl die Begriffe „Sterblichkeit“ und „Unsterblichkeit,“ oder näher: die Art und die Grenzen der Herrschaft des Todes über uns zu beleuchten, eine Frage, vor welche wir in Betrachtung des Lebens Jesu immer wieder neu uns hingestellt sehen.

Saat für die Zukunft.

Was uns die drei ersten Evangelisten nun aus der Zeit von der Verklärung an bis zu den Tagen der letzten Entscheidung erzählen, das scheint mir neben dem, was der äußere Verlauf des Lebens mit sich brachte, sich hauptsächlich um die Frage zu bewegen, wie die Sache Jesu sich nach seinem Scheiden bis zu seiner Wiederkunft gestalten werde. Marcus wird nun ganz kurz, Matthäus aber und Lucas schlagen von da an bald getrennte Wege ein. Matthäus erzählt uns mehr vom Umgang Jesu mit den Aposteln, und wie in demselben ihr Wirken in der Zukunft, gleichsam das Verwalten der Schlüssel des Himmelreichs besprochen wurde. Lucas aber hatte jene Zeit ja nicht mit erlebt. Er kam aus dem Leben der paulinischen Heiden- und Christengemeinden heraus und ging nun geschichtsforschend den geistigen Wurzeln jenes Lebens nach, die im Leben Jesu sich fänden. Er schildert uns das Aufblühen der Prinzipien der neuen Gemeinde mitten im Kampfe mit den alten Prinzipien der Pharisäer (namentlich in dem wohl irrig so genannten „Reisebericht“), und es ist förmlich spannend, mit ihm dem Hin- und Herwogen dieses Kampfes zuzusehen.

Wir können diese beiderlei Berichte nur kurz betrachten, und nur Einzelnes aus denselben hervorheben. Der äußere Verlauf des Geschehens, an den sie sich binden, bringt natürlich beide dann und wann von ihren verschiedenen Gesichtspunkten aus zusammen.

So beginnen beide mit Erwähnung jener Frage, die sich unter den Jüngern erhob, wer unter ihnen „der Größte“ sei.

Wir dürfen diese Frage nicht darum, weil die Apostel uns so schlicht ihre Mißgriffe erzählen, gar zu sehr als kindisch belächeln. Allerdings wurden die Apostel später durch das Pfingstfest auf eine unmeßbar hohe Stufe gehoben; allein dies berechtigt uns nicht, sie uns vorher gar so unbedeutend vorzustellen. Hiezu sind wir merkwürdigerweise oft verleitet durch die wunderbare Einfachheit des Heilandes in seiner Demut und Sanftmut. Im Lesen der Evangelien versetzen wir uns unwillkürlich an Jesu statt in seinem Umgang mit den Jüngern und sehen dann mit ihm freundlichster Weise auf sie herab. Der Heiland hat's uns angetan, daß wir *seine* unendliche Größe für den Augenblick vergessen, und deshalb nicht mehr bedenken, wie hoch ein Mensch innerlich stehen mußte, um gleichsam Tag und Nacht mit Jesu umgehen zu können, ja um diesen Umgang nur auch *ununterbrochen* zu lieben. Die Frage, wer der Größte sei, erhob sich von selbst, nachdem ihnen ihr Verwaistsein in nahe Aussicht gestellt war, es mußte doch an einen ersten Leiter, gleichsam an einen Präsidenten gedacht werden. Und wenn es sie — wie wir vermuten — überraschte, daß Jesus für jene Zukunft den Petrus an ihre Spitze gestellt, statt, wie sie erwarteten, den Johannes, — so war damit von selbst der Antrieb zu solchen Betrachtungen gegeben.

Die Frage hat noch eine andere schöne Seite: sie bezeichnet uns die hohe Zuversicht, die sie zu der scheinbar dahin sinkenden Sache Jesu hatten, das Bewußtsein ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung und damit auch der hohen Bedeutung, die ihnen selbst, den Aposteln, zukam. Gerade im Blick auf die wunderbar hohen Stellungen, die gleichsam im Schoße der Zukunft seiner Sache schlummerten, mahnte sie nun der Heiland so herzlich, nicht in menschlicher, sondern in göttlicher Weise zu wahrer Größe gelangen zu wollen.

Auch die hohe Bedeutung, die Jesus den Kindern, als den Unmündigsten der Unmündigen, als den Helden seines Heeres, zuschrieb, berichten noch beide, Matthäus und Lucas. Von da an trennen sie sich. Wir heben noch von beiden Einzelnes hervor. Von Matthäus zuerst jene große Verheißung Jesu für die Zeit seines Geschiedenseins (18, 20): „Wo zwei oder drei unter euch in meinem Namen versammelt sind, da bin ich in ihrer Mitte." Worte, die wir teilweise schon oben besprochen. Genauer lauten sie „in meinen Namen" und zwar mit einer nur im Griechischen möglichen Betonung des „mein" (*τὸ ἐμὸν ὄ.* nicht bloß *τὸ ὄ.μου.*). Jesus wünscht noch immerfort für die Erde,

aber als Bitten eines Erdenmenschen kann er seine Wünsche nicht mehr vor Gott bringen, denn er ist im Himmel, es wären Wünsche von Gott zu Gott, die eigentlich kein Gebet sind. Bitten *sie* aber dieselben Wünsche in *seinem* Namen, so ist es eine Bitte *Jesu*, die von der Menschheit emporsteigt. Den Jüngern war es gewiß wunderbar groß, als er ihnen so für die Zukunft sein unsichtbares Nahesein bei ihren Beratungen in seiner Sache in Aussicht stellte.

Der kritische Zweifler, der da meint, die Evangelisten hätten solche Worte dem Heiland nach eigenem Belieben, halb dichtend in den Mund gelegt, — was denkt er wohl dazu, daß Jesus hier in seinem Erdenleben die Zuversicht gehabt, nach seinem Tode überall zugegen sein zu können? Kann er annehmen, der Evangelist hätte das ersonnen? Offenbar nicht. Hätten die ersten Christen die Wahrheit dieses Wortes nicht so lebendig *erfahren*, so hätten sie es offenbar weit lieber unterdrückt, *verschwiegen*, als noch gar *erfunden*.

Das andere ist das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberge. Es knüpft sich an jene auch von Lucas berichtete Geschichte vom reichen Jüngling samt der an sie sich reihenden Frage des Petrus an: „Was wird uns dafür?“ und soll wohl auch, abgesehen von der besonderen Nutzanwendung, die Arbeit im Weinberge und den Lohn dafür überhaupt beleuchten.

Petrus, der Weib und Kind, Haus und Hof um Jesu willen verlassen, fragt in kindlicher Geradheit, wohl eher neugierig, hoffnungsfreudig gespannt, als zweifelnd: — „Was wird uns dafür?“ Die Frage war offenbar dem Heiland ganz recht. Sollte Gott nicht lohnen wollen oder etwa nicht lohnen können? Es liegt in jener Frage ein ebenso fester Glaube an einen machtvollen Sieg Jesu, als hinter dem Tadel derselben oft ein fieber Kleinglaube lauert! Aus der Gewißheit, daß Jesus über alles siegen werde, entfloß dem Petrus beides, sowohl die Geringschätzung des Irdischen und die Freude am Mitkampf, als auch die freudige Hoffnung auf den Lohn. Jesus verspricht seinen Aposteln: „In der *Wiedergeburt*, wenn des Menschen Sohn sitzen wird auf dem Throne seiner Herrlichkeit, sollt ihr auch sitzen auf zwölf Thronen und richten die zwölf Geschlechter Israels.“

Die Erfüllung dieser Verheißung kann wohl als eine in wachstümlicher Entwicklung eintretende gedacht werden. Die Wiedergeburt der Dinge beginnt schon mit Jesu Auferstehung, ebenso auch sein Sitzen auf dem Throne der Herrlichkeit; es

beginnt dann aber auch das königliche Richtertum der Apostel: „Welchen ihr die Sünden vergebet, denen sind sie vergeben, und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten." Ja, die Wiedergeburt des Menschengeschlechtes wird gerade durch solches Tun mit vermittelt und befördert. So fängt es jetzt keimartig in geistiger Verborgenheit an, und einst wird die Frucht dieser Arbeit gleichsam von selbst ihnen eine königliche Stellung zuweisen. Und diese unendliche Freude, den reichen Schatz des Erlösungssieges Jesu so austeilen und die Seelen zum Leben führen zu dürfen, dies ist dann schon ihr Lohn. An diesen Seelen gewinnen sie hundertfach wieder Brüder, Schwestern, Vater, Mutter, Weib, Kinder.

So scheint den Zwölfen eine Rangstellung, die einzig in ihrer Art ist, für immer gewährleistet. Aber diese Aussicht beschränkt sich nun durch ein merkwürdiges Bild, das sich vor dem Heiland und durch ihn vor den Zwölfen von der Zukunft seines Werkes entrollt. Fassen wir nach göttlicher Art das Herrschen der Apostel auch nach der anderen wesentlichen Seite als ein Dienen ins Auge, so ist mit ihrem Herrscherdienste vorderhand nur für die zwölf Geschlechter Israels gesorgt, — wo bleibt dann die große Völkerwelt? Der Heiland sieht voraus, daß die Zwölfe diese Arbeit nicht werden bewältigen können, daß noch andere und wieder andere in gleicher Weise wie sie werden bevollmächtigt, ausgerüstet, ausgesandt werden müssen. Die Arbeit an der Wiedergeburt der Menschheit sieht er nun in einem anderen Bilde, als Bebauung des Weinberges Gottes. Immer wieder sieht man, daß die verfügbaren Kräfte nicht reichen, immer wieder müssen neue Arbeiter gedungen werden, noch in der elften Stunde — so groß ist die Arbeitsnot im Weinberge — holt man neue Kräfte, um mit vereinter Anstrengung die Arbeit noch vor Nacht zu beenden. Endlich wird man fertig, aber die Zahl „zwölf" hat allerdings ihre Bedeutung eingebüßt!

Die Warnung Jesu an die Zwölfe, sich dann durch diesen Zuwachs der Zahl der Ehrengenossen nicht verstimmen zu lassen, hat vielleicht nur zur Verwertung, nicht aber zur Entstehung dieses Zukunftsbildes Anlaß gegeben. Zeigt es uns doch einen neuen Blick in die weitere Zukunft des Werkes Jesu, nämlich, daß er im Verlaufe werde veranlaßt sein, als Auferstandener das zu wiederholen, was er auf Erden in der Berufung der Apostel getan: neue und immer wieder neue Aussendung von Arbeitern. Immer noch ist das Bild eingerahmt

in die Lebenszeit der Apostel, sie arbeiten mit bis zum Ende. Es ist nicht gesagt, daß es so, wie es nun gekommen ist, habe kommen müssen; dies durfte wohl auch nicht gesagt werden. Die Menschengeschichte ist frei, und diese Freiheit wird um so folgenreicher, je größere Kräfte und Aufgaben ihr anvertraut sind. Auch den Verrat, den Jakobs Söhne an Joseph begingen, hat ja Gott nicht vorher weissagen lassen, wohl aber nachher zum Guten gewendet.

Solchen Gedanken über den möglicherweise sehr langen Verzug der Vollendung seines Werkes werden wir in den Gleichnissen wieder begegnen, durch welche der Heiland den Stand des Himmelreichs in der Endzeit beleuchtet. Manche derselben erzählt uns Matthäus allein. Da wir sie aber alle zusammen und nur im allgemeinen besprechen werden, so verlassen wir hier den Matthäus und wenden uns zu Lucas.

Aus dem reichen Schatz dessen, was uns Lucas bietet, heben wir namentlich zwei Reden hervor, die sich an zwei Mahlzeiten bei Pharisäern anlehnen, die erste Rede (Kap. 12) an die Jünger, die zweite (Kap. 14) mehr an die Pharisäer.

Vor Schilderung jener ersten Mahlzeit hatte uns Lucas (11, 1—26) einen großen Gegensatz zwischen neu und alt, zwischen Jesus und den Pharisäern hingemalt in Beurteilung der Wunder: einerseits die heiligen Wege der Wahrheit, auf denen solche Gotteshilfen gesucht und gefunden werden, das ernste Ringen um das Reich Gottes, und andererseits die häßlichen, abergläubischen Vermutungen und Verleumdungen der Pharisäer. Jetzt (11, 37—12, 59) schildert er uns denselben Gegensatz in neuem Lichte, im Lichte der beiderseitigen Ziele: bei den Pharisäern der Schein, bei ihm und den Seinen das Reich, der Sieg Gottes. Von einem der Pharisäer zu einem Frühstück eingeladen, offenbar in gewählter Gesellschaft von Pharisäern und Schriftgelehrten, benützte Jesus diese Gelegenheit, um ihnen in engerem, vertrauterem Kreise offen, ja mit erschreckender Deutlichkeit zu sagen, wer sie sind. Ihre ganze Hohlheit hält er ihnen vor und die furchtbar gefährliche Bahn der Feindschaft gegen das Reich Gottes, auf die sie geraten sind. Und wir, die wir zuhören, erbeben ob diesem Modergeruch angeblich frommen Scheines. Jesus verläßt sie, sie folgen ihm nach, heftig auf ihn eindringend mit allerlei Fragen, um irgend etwas „Verfängliches, Klagbares“ aus seinem Munde zu erhaschen. Das Mahl an sich und der Ausgang desselben muß Aufsehen und Spannung erregt haben, denn zu „Zehn-

tausenden" drängte sich nun das Volk hinzu, also daß sie sich traten. Neugier, was dieser interessante Kampf alles bringen werde, hatte sie offenbar hergetrieben. Jesus nahm keine Rücksicht auf sie, sondern wandte sich an seine Jünger.

„Vor allem hütet euch vor dem Sauerteig der Pharisäer, welcher ist die Heuchelei," so sagt er ihnen — unbekümmert um die übrige Zuhörerschaft, die Pharisäer sowohl als das Volk, und gab damit selbst ein Beispiel von dem, was er ihnen im Verlaufe einschärfte. „Hütet euch davor, wie sie auf frommen Schein beflissen zu sein! Seid wahr und habt vollen Mut, euch so schlicht, einfach und natürlich zu geben, wie ihr — die Meinen — in eurem Innern seid! Hütet euch aber auch vor feigem Geheimtun! Meine Gedanken des Glaubens und der Hoffnung haben das Licht nicht zu scheuen; laßt sie nicht etwa bloß im engsten vertrautesten Kreise eure himmlische Erquickung sein, nein, alle Welt darf und soll sie an euch kennen!" Das heißt nicht Evangelium, Heiliges an Hunde und Säue verschwenden: nein, aufdringlich oder marktschreiend sollen wir nicht sein, aber andererseits nicht mit der Ausflucht, alle um uns herum seien Hunde und Schweine, g a n z schweigen. „Fürchtet euch nicht, auch wenn's das Leben kostet, — alle Haare eures Hauptes sind gezählt!" Wahr sein nach beiden Seiten, gegenüber der Heuchelei und gegenüber dem Unglauben, daß man vor letzterem sich des Namens Jesu nicht schäme, — das ist hier Jesu erste Mahnung. Ein Mann unterbricht ihn, dessen Bruder das väterliche Erbe nicht teilen, also ganz für sich behalten will; dem sollte, so wünscht jener, Jesus zureden. Die Art, wie Jesus ihn abweist, und die Warnungen, die Jesus an diese Bitte knüpft, sind lauter Schwerthiebe, die Jesus gegen unser Gebundensein ans Irdische führt; und dann spricht er jenes Wort (Luc. 12, 32), das wohl den Mittelpunkt seiner ganzen Rede bildet: „Fürchte dich nicht, du, das kleine Herdlein; denn es ist eures Vaters Wohlgefallen, euch das Reich, die Herrschaft, zu geben."

Wir dürfen vielleicht, um dieses Wort ganz zu verstehen, auf Daniel (Dan. 7) zurückgehen. Dieser große Staatsmann und heilige Prophet erkannte im Geiste, wie die Prinzipien, welche die menschliche Weltregierung durchwalten, fort und fort entarten, härter, unmenschlicher, tierischer, ja raubtierähnlich werden; das letzte Bild war nicht einmal mehr ein ehrliches Raubtier, sondern halb Tier, halb Maschine, halb Fleisch, halb Eisen, und aus demselben entwickelte sich obendrein noch eine Art Karikatur des Geistes, eine Schwatzmaschine, ein Horn,

das nichts hatte als viele Augen, um viel zu sehen, und — ein großes Maul. Es erinnert mich immer — ich kann nicht dafür — an unsere heutige Großmacht — die Presse. Da endlich sieht er in wunderbarer Weise ein Besseres kommen. In des Himmels Wolken kam einer, der sah aus wie ein Mensch! Etwas Menschliches kam vom Himmel herab. Aus dem Göttlichen heraus wurde ein Menschliches geboren. Auf Erden vollzog sich diese Wendung so, daß die „Heiligen des Höchsten" das Regiment in die Hand bekamen, Gott gab es ihnen.

Mir ist, diese nenne der Heiland hier die kleine Herde. Die Frage übrigens, ob dem so sei oder nicht, ändert am Sinne seiner Worte nichts. „Euch gehört der Sieg. Euer Vater hat beschlossen, in eure Hand die Herrschaft zu legen." Auch dies kann als eine Sache der Entwicklung gedacht werden. Seit der Auferstehung Jesu und namentlich seit der Ausgießung des heiligen Geistes war dies immer zu verspüren.

„Fürchte dich nicht!" befiehlt er dieser kleinen Herde. „Fürchte dich nicht, obwohl du klein bist und scheinbar ohne Hirt dastehen wirst, und obwohl alles, alles, was um dich herum ist bis in die größten Zusammenhänge hinein, deinen Glauben, deine Hoffnungen Lügen zu strafen, ihrer zu spotten scheint, und dein Lieben oft mit Haß und Hohn erwidern wird. Fürchte dich nicht, denn es ist eures Vaters Beschluß, euch die Macht, das Königreich zu geben. Seid namentlich jederzeit bereit, mir, sobald ich anklopfe an die Welt, um zu kommen, alsobald aufzutun!" Auch dieses Kommen wird sich geschichtlich, entwicklungsweise anbahnen. Auch da kann er, der Herr, dann und wann, in einzelnen Fällen anklopfen, d. h. sich anmelden, daß er Macht beweisen, seinem Reiche neues Land erobern wolle, daß er überhaupt in dem oder jenem Falle selbst zu handeln bereit sei. Höret dieses Anklopfen und tut auf! Endlich aber wird es ein großes Anklopfen geben. Die Riegel, die ihn von der Welt ausschließen, sind vorhanden und sind gar nicht allen unangenehm. Wir sind oft fast geneigt, eine gewöhnliche, einigermaßen „christliche" Ordnung der Dinge einem gar zu unmittelbaren Eingreifen Jesu vorzuziehen.

Ueber die Zahlenstärke dieser kleinen Herde scheint sich der Herr, aber ohne alles Zagen, bescheidene Vorstellungen zu machen. Mir ist, er begreife unter diesem Namen nicht die Gesamtheit derer, die einmal selig werden sollen. Gerade durch ihr mit Gottes Kraft ausgerüstetes Tun wird eine andere Ordnung der Dinge angebahnt, werden viele errettet werden.

„Alle Völker" sollen sie (Matth. 28, 19) „zu Jüngern machen." Jene Tische an der Hochzeit des Königssohnes werden „alle voll". Der Heiland redet hier seinen Jüngern nicht von ihrem Seligwerden, sondern von dem Siege seiner Sache. Diejenigen, welchen der Vater das Regiment zu geben beschlossen hat, sind jene Sklaven Jesu, denen er (Luc. 19, 12 f.) bei seinem Zurücktreten in die unsichtbare Welt sein Vermögen, d. h. die Rechte seines Erlösungssieges zu selbständiger Verwaltung anvertraut, um damit zu wuchern. Sklaven, die nicht das Ihre suchen, sondern nur das, was ihres Herrn Jesu ist (Philipper 2, 21), die ihn ganz verstehen, und in vollem Glauben sein ganzes Werk und nur nach seinem Sinne ins Auge fassen, und es nur als seine Werkzeuge — so daß er der Handelnde ist — fortführen möchten, nur so, daß sie „in seinem Namen den Vater bitten."

Es ist auffallend, wie klein sich der Heiland die Zahl solcher „Arbeiter" oder „Sklaven", die helfend als seine Organe auf seiner Seite stehen, zu denken scheint. In den meisten Gleichnissen oder sonstigen Reden über solche in Aussicht stehende Knechte bedient er sich einer Zahl, aber diese Zahlen sind alle bescheiden; das kann ja zufällig sein, aber die Einstimmigkeit all dieser Zahlen in betreff der Kleinheit ist doch auffallend. Bald sind's 10 (Luc. 18, 12), von 10 sind wieder 5 unzuverlässig (Matth. 25, 2), dann 3 (Matth. 25, 14). Und auch jenes „zwei oder drei auf Erden" (Matth. 18, 16) kann einen manchmal wehmütig anmuten, als dächte sich's der Heiland fast als eine Seltenheit, daß zwei oder drei in der Sorge allein um Seine Sache und um Seine ganze Sache im allergrößten Sinne eins werden, so eins, daß auch der allwissende Vater nichts anderes in ihnen sieht.

Wir, die wir auch Knechte sein möchten, können dies nur zu gut begreifen. Wir fühlen gar wohl: auf die Zahl kommt es nicht an, sondern darauf, daß einer etwas Ganzes ist und zwar nicht nach seinem eigenen, sondern nach Jesu Sinn. Wie viel vollen bußfertigen Glauben, wie viel Selbstverleugnung im Denken, Fühlen, Wollen wird es bedürfen, um nichts, gar nichts anderes mehr zu sein, als bloßes Werkzeug! Dies fühlen wir, und darum ist uns bange, ob Jesus auch solche Arbeiter finden werde. „Viele sind berufen, sagt er darüber am Schluß des Gleichnisses von den Arbeitern im Weinberge, aber wenige sind auserwählt" (Matth. 20, 16). Das Berufen ist sein Tun, das Auserwähltsein ist die Frucht unseres Tuns, unseres Glaubens, unseres Entschlusses. Wer dem Rufe folgt, ist aus-

erwählt. Nicht die Einladung zum Seligwerden, sondern die Berufung zum Knechte ist hier gemeint. In Matth. 22, 14 ist es der Ruf zu Mitfreude und Mitarbeit am Reiche Gottes, von der Israel sich ausschließt, und deren Spätere sich unwürdig machen.

Würde man hier die Auserwählung als etwas der Berufung vorangegangenes ansehen, so wäre die Berufung der nicht Auserwählten bloßer Schein und könnte ihr nur mit Not und Kunst das Prädikat der Ehrlichkeit gerettet werden. Eine Zurückverlegung der Auserwählung vor die Berufung liegt aber dem Heiland hier völlig ferne. Er redet wie ein Feldherr, der Freiwillige aufruft, und diejenigen, die dem Rufe folgen, auserwählt. So beruft er nach seinem freien Ermessen, die Auswahl aber unter den Berufenen trifft er je nach der Stellung, die sie zu diesem Rufe einnehmen, nach ihrem Glauben und ihrem Entschlusse. So allein ist auch das Gewicht zu verstehen, das er offenbar auf diese Worte legt. Wir sollen nicht zu sehr auf der an uns ergangenen Berufung ausruhen, sondern wohl zusehen, daß wir auch auserwählt werden.

Der Herr redet in der Rede, die wir betrachten, noch ein ernstes Wort zu demjenigen seiner Knechte, der sich auf die Ansicht einrichten möchte: „Mein Herr kommt noch lange nicht," der sich also dem Erwarten seiner Wiederkunft entzieht. Sein Herr wird ihn schließlich „in zwei Teile schneiden," in die der scheinbar frommen Umhüllung und des ungläubigen Kerns, „und wird sein Teil, d. h. das Teil, das er wirklich selbst ist, den ungläubigen Kern, zu den Ungläubigen (zu denen er ja gehört) setzen."

Wir verlassen nun diese Rede, um noch ein zweites Bild aus Lucas zu betrachten: das Mahl bei einem Oberhaupte der Pharisäer (Luc. 14, 1—24). Es ist doch merkwürdig, daß sie ihn immer wieder zu sich luden, auch noch nach seiner Kriegserklärung bei jenem Frühstück. Immerfort versprachen sie sich eben doch viel Anregung von ihm, hofften vielleicht auch, ihm schließlich doch noch einen günstigen Eindruck über sie beizubringen, was ja namentlich ein solches Oberhaupt sich versprechen mochte. Diesmal soll Jesus ein Sabbathsmahl zieren helfen. Die Gesellschaft verläuft ruhiger, als bei jenem Frühstück: Jesus hat ja damals sein Herz geleert, sie wissen jetzt, woran sie mit ihm sind, und andererseits scheint jenes Oberhaupt, was man „einen feinen höflichen Mann" nennt, gewesen zu sein.

Es ist wieder ein großer Gegensatz, den uns Lucas in einer Reihe von Bildern hier malt: auf der einen Seite die vermeintlich geistigen, aber innerlich hohlen Genüsse der feinen, gebildeten „Gesellschaft," auf der andern der demütige, vom Elende der Menschen verunreinigte Jesus, die Fühlung mit dem Elend, mit dem ganzen Ernst des Lebens, und dafür auch eine Nahrung, ein Genuß von ewigem Wert und Gehalt.

Kaum sitzt man, so meldet sich das liebe Elend bei Jesu an in Gestalt eines Wassersüchtigen, — ein unlieblicher Anblick bei einem Mittagsmahle und auch, für feinere Nerven, fast die sabbathliche Erbauung störend! „Wird Jesus so viel Takt besitzen, h i e r, an diesem Orte, der Streitfrage, die Wirt und Gast von einander trennen, aus dem Wege zu gehen?" so mögen sie sich, nicht ohne Spannung, gefragt haben. Jesus denkt anders. D a s ist heiliger Takt: Einander immer das Gute und nie das Böse zuzutrauen, und einander zum Guten und im Guten zu helfen. „Ist es recht, am Sabbath zu heilen?" so fragt er nun wirklich. Sie schweigen. „Ist er nicht höflich, so sind doch wir es," so werden sie gedacht haben. „Was wir darüber denken, weiß er, aber hier, wo er Gast ist, streiten wir nicht." Das Schweigen ist dem Heiland genug; er heilt den Kranken, und welche sichtbare Verwandlung muß doch an einem Wassersüchtigen geschehen, wenn er so schnell gesund werden soll! Diese heilig-freundliche Tat Gottes war doch auch eine sabbathliche Erbauung. Dann frug er, jedoch ohne Antwort zu begehren: „Welcher ist unter euch, dem ein Sohn oder ein Ochse in den Brunnen fällt, und der ihn nicht alsobald herauszieht — am Sabbathtage?" Der Ochse ist gewählt, um der großen Anstalten willen, die das Herausziehen desselben erfordert, der Sohn aber darf nicht fehlen; ist er doch das allerschlagendste Beispiel, denn diesen wird doch auch die allerpeinlichste Sabbathsknechtschaft nicht bis „morgen" im Brunnen lassen. Schade ist's, daß spätere Schreiber (die leider auch Luther allein zu Gebote standen), das Wort υἱὸς, Sohn, durch das Wort ὄνος, Esel, ersetzten.

Das zweite Bild verdanken wir vielleicht der Höflichkeit des Hausherrn. Vielleicht war Jesus hier zu oberst gesetzt. Seine Bemerkungen, die er dem Simon gemacht hatte über den Mangel aller Ehrenbezeugungen, waren vielleicht unter ihnen herumgeboten und dahin gedeutet worden, er sei ein wenig empfindlich in diesem Punkt. Saß er oben, so konnte vielleicht einer seiner Anhänger, der mit eingeladen war, meinen, er

dürfe sich neben ihn setzen, und an Jesu war es nun, ihm anzudeuten, daß hier ein anderer über die Rangordnung der Plätze zu verfügen habe, und Jesu Art war es, allem, auch dem scheinbar Geringsten, sofort dessen allgemeine Bedeutung abzugewinnen. Er sah wohl: zu den feinen Genüssen solchen Beisammenseins gehörte auch das Hochgefühl eines jeden über seine besondere Bedeutung und der Wunsch, darin auch bei den andern zur Geltung zu kommen; und das nicht nur beim Mahle, sondern in der großen Gesellschaft des allgemeinen Lebens überhaupt. Trachtet nicht danach, zu „gelten," in Ehren zu sein bei den Menschen! „Gott wird dir zuletzt deinen Platz anweisen." Dies hören wir ganz leise durch; aber Jesus in seiner schlichten, das Hochgeistliche oft vermeidenden Art zieht diesen letzten Schluß nicht ausdrücklich.

Im dritten Bilde sehen wir den Heiland in seiner Rede tiefer in den Ernst unserer Lage eindringen. Er sieht auch den Kreis von Menschen, unter denen er sitzt, im Lichte der Ewigkeit an. Diese feine sabbathliche Unterhaltung, in den leiblichen und geistigen Genüssen gleichsam harmonisch zu einem Ganzen verbunden, zeigt allerdings das Erdenleben scheinbar in seiner höchsten Blüte und schönsten Verfeinerung; aber was ist sie, und was ist das ganze Geistesleben, das sich in derselben widerspiegelt? Ein Traum, aus welchem der Tod den Träumer mit entsetzlicher Rücksichtslosigkeit wecken wird. Darf der Heiland dies seinem Wirte ganz verhehlen, darf er es darauf ankommen lassen, daß dieser einst „aus der Flamme" empor ihn anklage: „Du warst doch mein Geist, warum hast du mich nicht gewarnt?" Wir, die sogenannten „besseren" Stände, die „Gebildeten," wir erfreuen uns eines oberflächlichen, künstlichen Glückes, das uns täuscht, wir wohnen bel étage, im schönen ersten Stockwerk des Gebäudes, Menschenleben genannt; im Erdgeschoß, in den Kellerräumen wohnt das Unglück, das Elend. Wir dünken uns an Weisheit hoch erhaben über dieses; denn unser Wissen ist reich, mannigfach, umfassend, unsere Sitte gebildet; aber unsere Gesamtanschauung vom Leben und vom Dasein ist oberflächlich, künstlich. Den furchtbaren Ernst, der unser Dasein umgibt, ahnen wir nicht, die innersten Fäden, aus denen das Dasein sich zusammenwirkt, bleiben uns meist verborgen, und darum gelangen wir so schwer zu einer Ahnung der vollen Wirklichkeit des lebendigen Gottes, zu einer Erfahrung seiner uns in Jesu dargebotenen Hand. Ja, „wenn auf einmal in die Kreise der Freude ein ungeheures Schicksal tritt," wie Schiller so mächtig

spricht, „da beugt sich jede Erdengröße dem Fremdling aus der andern Welt; des Jubels nichtiges Getöse verstummt und jede Larve fällt, und vor der Wahrheit mächt'gem Siege verschwindet jedes Werk der Lüge." Aber das geht vorüber. An einem Kranken-, einem Sterbebette fallen die Hüllen, da bin ich nicht mehr fromm, nicht mehr gelehrt, nicht mehr vornehm oder reich, sondern der nackte Mensch, den Gott richten wird ohne Ansehen der Person. Aber die Risse, die diese „Hüllen oder Larven" erhielten, heilen rasch wieder zu. Dafür ist der ganze Organismus der Welt merkwürdig gut, fast möchte man sagen: sinnreich eingerichtet. Der Traum träumt wieder weiter.

Hätte der Heiland eine theoretische Art, er hätte vielleicht in solchem Sinne, wie wir hier, geredet. Welch ein Hunger nicht nur nach Hilfe, sondern auch nach Belehrung kam ihm doch von Seite des Unglücks aus jenem unteren Stockwerk entgegen, und welch schnelles und tiefes Verständnis fand er da oft! Hier aber, wo er jetzt sitzt, werden alle seine Ansichten zwar „geprüft"; aber wie? Sie werden an all den von der maßgebenden Gesellschaft vereinbarten Begriffen gemessen; sie müssen in den Traum passen, sonst sind sie verwerflich.

Aber so wie wir redeten, so redete der Heiland nicht, so redet nur einer, der selbst im oberen Stockwerk wohnt und dem die Theorie immer wieder vornean steht. Der Heiland redet als ein Mann der Tat und als ein Bewohner des unteren Stockwerkes. Es ist, als hätte er bei all den guten Sachen, die auf den Tisch kamen, an seine lieben Elenden herum gedacht und jenem weiland Krüppel dieses, diesem einst Lahmen jenes von den Speisen gönnen mögen. Bürderlich warm wendet er sich mit solchen Gedanken an seinen Wirt, weniger aus Teilnahme für die Elenden, als aus Teilnahme für ihn: „Wie möchte ich dir doch die liebliche Vergeltung seitens dieser Elenden in der Auferstehung der Gerechten gönnen!" Es ist ein warmes Wort im Namen des Elendes und für unser Heil an uns alle.

Wir kommen zum vierten Bilde.

Der Gang des Gesprächs hatte mit dieser Rede eine vielleicht für manchen „unerquickliche," fast peinliche Bahn betreten, und ein Gast suchte ihm nun eine Wendung zum mehr allgemein Erbaulichem zu geben durch die Bemerkung: „Selig ist, wer Brot isset im Reiche Gottes." Es war wohl eine freundliche Anlehnung an die bekannten Gedanken des Heilandes, daß er das Gespräch auf das „Reich Gottes" zu bringen versuchte. Damit war aber gleichsam die tiefste Wunde in des Heilandes

Herz berührt, welche der Anblick dieser Gesellschaft ihm verursachte. „Meine Armen spüren, wenn ich unter ihnen weile, das Reich Gottes, mein Wort ist ihnen wie Brot, sie nähren sich daran, es tut ihnen durch und durch wohl, hier aber bin ich fast überflüssig. Man soll sich über Göttliches unterhalten, aber — ja nur ebenbürtig, so daß des einen Ansichten gleich viel wert seien, wie die des andern, ihre wie meine. Es fehlt am Hunger, an der Einfachheit des Geistes, am Verständnis!" Wie es oft in solchen Gesellschaften geht, so war auch hier das Bedürfnis, gehört zu werden, die Perlen des eigenen Geistes gewürdigt zu sehen, viel größer, als das Bedürfnis, zu hören und zu lernen. Dies scheint uns wenigstens das Gleichnis Jesu (nebenbei) schildern zu wollen. Einen Reichen, der ein großes Mahl gibt, machen geladene Gäste auf ihren eigenen Reichtum aufmerksam, namentlich auf die neuesten Erzeugnisse desselben. Die hiefür nötigen Geschäfte sind zwar schon abgeschlossen, der Acker, die Ochsen sind gekauft, eine geschäftliche Abhaltung, der Einladung zu folgen, ist somit nicht vorhanden; aber der Einladende soll doch begreifen, daß die erste Freude am Genuß dieses neuen Vermögenszuwachses die Freude übertrifft, die ihnen sein Mahl bieten könnte. Dieser Acker, diese fünf Joch Ochsen, sind es nicht vielleicht in erster Linie die neuesten vermeintlichen Tugendleistungen oder geistreichen Ideen, die sie dem Heiland behufs seiner Bewunderung als geistige Speise vorsetzten?

In der Tat, wenn man vom Himmel her unsere begeisterte Freude an allerlei Sätzen, Theorien, Systemen, Vermutungen, Hypothesen menschlicher Art sieht, den Jubel über einen Fund — gemahnen wir da nicht vielleicht die dort oben an die Bettler im Buche Hiob, die „jauchzten, wenn sie eine Brennessel fanden?" Ein armes, geistig abgemagertes und ausgehungertes Geschlecht sind wir, nähren uns von dem, was keine Kraft gibt, ja werden immer bescheidener in unseren Ansprüchen an Geistesgröße und Kraftgehalt der Gedanken, und — daneben ist der Tisch gedeckt, das Mahl ist bereitet. „Esset!" möchte uns der Heiland sagen, „Ich bin das Brot des Lebens! Ich, allerdings nicht bloß als der, wie ihr mich oft in e u r e Systeme hineingezwängt, auch nicht als das bloße Bild, das ihr euch oft von mir macht, das schwächliche Spiegelbild eurer Andacht, sondern Ich, der Sohn Gottes, vom Vater gesandt, die Welt zu retten, Ich, der Heilige und Wahrhaftige, der Sieger, der alles zum guten Ziele führen will und kann, der Erste und der Letzte, der auch als euer mächtiger Erlöser kommen wird." Das fühlen wir wohl: Seine Worte sind Worte des ewigen Lebens und schaffen Leben.

Aber das Wort von Jesu dem Lebendigen, dem Herrscher und Sieger, hat etwas Angreifendes. Er steht vor uns in direktem Gegensatz zu allem Irdischen, denn er will ein Neues, ein ganz Neues bringen und er will uns ganz. Darum wendet sich die eigentliche Spitze seines Gleichnisses nicht gegen unsere Bildungsoberflächlichkeit, sondern gegen die verborgene Wurzel derselben — gegen unser Gebundensein an irdischen Gewinn und irdischen Besitz. Das ist's merkwürdigerweise, was uns (vermeintlich) so außerordentlich „geistig" stimmt, so daß wir alles, was Er bietet, auch an Hoffnungen, uns möglichst „geistig" zu erklären lieben. Der irdische Besitz ist vielfach die Grundlage unseres künstlichen Glückes, verdanken wir ihm doch großenteils auch unsere Bildung und damit unsere Stellung in der Welt. Er war gewiß bei jenen Pharisäern und ist oft auch bei uns das unsichtbare Fundament jenes Selbstbewußtseins, jener Sattheit und Bedürfnislosigkeit, an denen die Gedanken Jesu wie Bomben an einem Sandhaufen erstarben.

Die Sache wird sich aber wenden. Die Welt ist arm, sie vergeht; Jesus ist reich, Er, der Sohn Gottes, des Allerhöchsten, Er wird als der Letzte, der Sieger auf dem Plane stehen und das Reich Gottes seines Vaters eröffnen. Er wird einmal (1. Cor. 15, 24 ff.) mit den Worten „Alles ist unterworfen (V. 27)," das Reich Gott seinem Vater übergeben. Der Ruf zu solch großen Dingen, das wird der Ruf zu „seinem Mahle" sein und dieser Ruf kann allen, die ihm folgen wollen, ihren Erdenbesitz in Frage, oder vielleicht sogar den Verlust desselben außer Frage stellen. Werden „jene Männer" dieser Anforderung gewachsen sein? Er verneint es den Pharisäern und stellt in überraschender Wendung einfach, aber in selbstbewußter Festigkeit sich als den hin, der das große Mahl bereitet und die Gäste ladet. „Bis ihr mich anders würdigen lernt als heute, werdet ihr euch selbst vom Reiche Gottes ausschließen." „Ich sage euch, daß von jenen Männern, die geladen sind, keiner „mein" Abendmahl schmecken wird."

Der geistige und ewige Tod weiß seinen armen Opfern die Größe des Moments wohl zu verhüllen, wo er an ihnen seine Schlingen endgültig zuzieht. Ohne Ahnung, eine besonders schlechte oder törichte Tat zu tun, — nein: vornehm, glückesstolz, aber fein und höflich entschuldigen sich die Geladenen bei Jesu, daß er „diesmal" auf ihr Dabeisein verzichten müsse, gleichsam mit dem Zusatze, sie wollen doch „im übrigen" seine alten guten Freunde bleiben.

Wir betrachten noch die Reden des Herrn über seine bevorstehende Wiederkunft. Sie nehmen unter den Aufschlüssen, mit welchen er seine Jünger insonderheit für die Zukunft ausrüstete, einen ersten Rang ein. Es fällt auf, daß uns vom Heiland nur kürzeste Andeutungen über seine Auferstehung, dagegen aber sehr eingehende Besprechungen über seine Wiederkunft erzählt werden. Manches von ersterem haben uns die Apostel vielleicht nicht erzählt, weil es nur für sie und nur für die allererste Zeit nach der Auferstehung Bedeutung hatte; im ganzen mag es aber doch der Fall sein, daß der Heiland in der Tat darüber nicht viel sprach, und zwar deshalb, weil die Jünger das Wort, er werde auferstehen, nicht verstanden; was uns auch, sobald wir uns in ihre Lage versetzen, völlig begreiflich ist. Offenbar aber lag ihm, je näher die Stunde seines Scheidens rückte, vor allem daran, seinen Jüngern sein Wiederkommen hell und fest einzuprägen.

Daß die Jünger der Zwischenzeit nie eine selbständige Bedeutung zuschreiben sollen, ist die erste Warnung, die er ihnen erteilt (Matth. 24, 42—51). Würden sie dies tun, so würden sie ihre eigene Stellung verkennen, wonach sie als Sklaven nur für einstweilen in die Verwaltung gesetzt sind; sie würden sich als Herren geberden, d. h. die Sache Gottes selbstständig nach ihrer Meinung fortführen, die Macht die ihnen gegeben ist ins Fleischliche übersetzen und dadurch die heilige Geschichte wieder in das Fahrwasser der Weltgeschichte zurückführen. Solcher Gefahr sind sie ausgesetzt, weil und so lange Jesus (Colossf. 3, 3) in Gott verborgen ist. Eine ähnliche Gefahr (Matth. 25, 14—30) mit gleich verhängnisvoller Wirkung für Jesu Sache auf Erden droht ihnen aus der Verborgenheit des endlichen vollen Sieges Jesu und des Lohnes, der damit des treuen Arbeiters wartet. Dies könnte sie zweifleriſch, mißtrauisch, lässig stimmen und sie verführen, ihr Pfund, d. h. die Gnadenkräfte Gottes, die ihnen zu Handen der Menschen anvertraut sind, zwar für sich selbst in Ehren zu halten, aber nicht mehr in Verwendung derselben für die Menschen die einzige Aufgabe ihres Lebens zu sehen; wodurch ihr Leben, obwohl scheinbar noch christlich, allen Wert für die Sache Jesu verliert. Das ist die zweite Gefahr, vor der Jesus warnt, und zwar wie bei der ersten, mit Androhung unnachsichtlichen Gerichts und strenger Bestrafung.

Die dritte Warnung (Matth. 25, 1—13) bezieht sich auf eine feinere Gefahr. Die Möglichkeit einer baldigen Wieder-

kunft Jesu könnte sie gerade unter dem Scheine recht lebendigen Glaubens und fröhlichen Hoffens so sorglos stimmen, daß sie darob vergäßen, sich auch für längeres Warten mit Kraft des Glaubens und der Geduld auszurüsten.

Als Abschluß oder Vollendung der Zeit, oder auch, wie Luther übersetzt, als Ende der Welt, wird (Matth. 24, 3 und 28, 20) die Wirkung der Wiederkunft Jesu bezeichnet. Erhaben ist dieser Abschluß der Zeit in dem großen Völkergerichte (Matth. 25, 31 ff.) geschildert. Die Anbahnung dieser letzten Entscheidung wird namentlich in Matth. 24 von zwei Gesichtspunkten aus geschildert: von dem, wie das Alte untergeht, und von dem, wie das Neue wird. Es ist, als sähe man das Hinsiechen eines alternden Körpers. In der Pflanzenwelt (Teuerung), der Körperwelt (Pest), in den großen sozialen Verhältnissen (Krieg und Empörung), ja im Erdkörper selbst (Erdbeben) sehen wir alle natürlichen und sittlichen Lebenskräfte entweichen, oder einander im Todeskampfe zerstören. Aber, und dies ist der andere Gesichtspunkt, diese Schmerzen, die scheinbar lauter Tod verkünden, sie sind in den Augen der Kundigen W e h e n (Matth. 24, 8 „dies alles ist der Anfang der Wehen," Luther: „da wird sich allererst die Not anheben"), sie künden eine Geburt an, ein neues Leben, das aus dem alten hervorgehen wird; weshalb auch der Heiland andererseits (V. 32 und 33) die Zeichen des nahenden Endes mit dem Wiederaufblühen der Vegetation nach langem Winterschlafe vergleicht.

So bestimmt aber der endliche Sieg Jesu eintreten wird, so wird er doch vorher durch die äußerste Bedrängnis der Lage und Gefährdung seiner Sache in Frage gestellt scheinen, in einem Grade, daß ein Untergang erfolgen würde, wenn er möglich wäre. Falsch heilige, scheinbar religiöse Erscheinungen werden seinen Namen zu verdunkeln, und damit auch den Gedanken an seine Wiederkunft zu verdrängen suchen, und daneben kann (Luc. 18, 1 ff.) seine Gemeinde einer Entartung verfallen sein, daß es den Anschein hat, als habe sie ihn selbst verloren, sei zur Witwe geworden; und zugleich wird das Gebaren der Menschheit gegen Gott, trotz allem was Gott noch an sie gewendet haben wird, ein derartiges geworden sein, daß die Hoffnung der Auserwählten, Gott werde zu ihrem Heile noch etwas Besonderes tun, fast als Wahnwitz erscheinen möchte, ähnlich den Versuchen einer Witwe, von einem mächtigen ungerechten Richter noch etwas zu erlangen. Der große Widersacher wird alles in seinen Händen haben. Da wird es dann

Aufgabe der Auserwählten sein, im Großen und fürs Große zu glauben, und Tag und Nacht nur den Ruf vor Gott zu bringen, mit welchem das Unser Vater schließt: „Erlöse uns vom Bösen!“ oder, im Geiste der armen „Witwe“, der Gemeinde, gesprochen: „Rette mich von meinem Widersacher!“ Die Erhörung dieser Bitte wird im engsten Zusammenhang stehen mit dem Kommen des Menschensohnes.

Dies sind in Kurzem die Gedanken Jesu über sein Wiederkommen, wie sie uns die drei ersten Evangelien wiedergeben.

Ganz anders spricht sich der Heiland über das nämliche in den heiligen Stunden seines letzten Abends aus, nach der Wiedergabe seines Johannes (Joh. 14—16). So groß und gewaltig das Obige in unseren Augen ist — dem Johannes ist es etwas Nebensächliches. Was mit der Welt sonstwie wird, außer daß sie des Vaters werde, das ist ihm gleichgültig. Er sieht nur das allein Wahrhaftige, das kommen soll, die große Gottesnähe als Frucht der Erlösung, wie es Jesus in seinem Wort an den Vater über uns ausspricht: „Ich in ihnen und Du in mir.“ Er sieht deshalb die Nachgeschichte nach Jesu Tode bis zu seiner Wiederkunft nicht in irdischem Lichte, sondern in himmlischem: den Heiland sehen oder nicht sehen, das wird fortan der einzige Maßstab alles Glücks und alles Wertes einer Zeit sein. Deshalb hat er seines Meisters Worte so tief ins Herz gefaßt, als derselbe von der vollen Höhe dessen herab, daß er (Joh. 13, 1—3) von Gott gekommen sei und zu Gott gehe, mit ihnen ihre Zukunft besprach. Es ist in der Wiedergabe derselben nicht zu verkennen, daß Johannes hier seine Erinnerungen im Lichte einer langen Erfahrung wiedergibt, in welcher sich ihm die große und herrliche Bedeutung jener Worte erprobt, bestätigt und erst recht im vollen Lichte geoffenbart hat.

Die Jünger sind offenbar äußerst erschüttert von dem jähen Gang der Ereignisse, und bis zur Verzweiflung überrascht von der großen Zumutung, die plötzlich an sie kommt, daß sie sich fortan mit einem Male ohne den Heiland sollen behelfen müssen. Sie stellen den Heiland fast vorwurfsvoll darüber zur Rede, ja, Philippus will eine Bedingung stellen, unter der sie sich's allein wollen gefallen lassen — und welche Bedingung! „Zeige uns den Vater!“ Du siehst den Vater, nach allem was du sprichst und tust; und dies laß auch uns zu Teil werden! Die Jünger sehen sich mit dem Heiland plötzlich an die Pforte des Jenseits, der unsichtbaren Welt gestellt, und fast ist's als

blitzte in Einigen die Zweifelsfrage auf: „was ist jenseits derselben, etwas oder nichts?“ und mit ebenso kindlicher als männlicher Offenheit legen sie ihm die Not ihrer Herzen klar.

In diese Not hinein spricht der Heiland die Worte: „Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht! Trauet auf Gott und trauet auf mich!“ Ein himlisches Reich des Vaters enthüllt er ihren Augen, zu dem er sie seiner Zeit holen werde; und auf des Thomas ehrliches Bekenntnis, daß er von diesem Reich nichts wisse und sich auch den Weg dahin nicht vorstellen könne, spricht der Heiland die denkwürdigen Worte: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben;“ ein Weg durch die Hülle der Schuld und Finsternis hindurch, welche die Welt von Gott getrennt hat, ein Strom von Licht, von Wahrheit und von Leben vom Vater her.

Wie nahe ihnen der Vater geworden ist, das legt, man möchte fast sagen, nun nicht er, sondern der Vater selbst durch ihn ihnen ans Herz. „Wenn ihr mich kenntet,“ sagt er ihnen, „so kenntet ihr meinen Vater, und von nun an kennt ihr Ihn und habt Ihn gesehen;“ und als Philippus, fast wie letzteres verneinend, die Bitte erhebt: „Herr zeige uns Ihn!“ und Jesus ihm antwortet: „Wer mich gesehen hat, der hat den Vater gesehen,“ — wie mag es sie durchbebt, wie mögen sie in Jesu die Anwesenheit des Vaters gefühlt haben! Sieghaft will er seine verschüchterte Herde stellen. Die Wunder, die der Vater durch ihn tut, wird er auch ihnen schenken, und größere noch, wenn der Heiland einmal bei Ihm, dem Vater ist. In ihrer Bedürftigkeit liegt ihre Größe, denn sie rührt daher, daß sie nicht mehr aus der Welt sind; dadurch sind sie Gottes bedürftig geworden. Der Heiland hat bisher als „Tröster“ (Beistand, Stellvertreter des Vaters) sie in der Geistesluft des Wahrhaftigen, des Göttlichen bewahrt. Die Lücke aber, die durch sein Heimgehen entsteht, wird ihnen ausgefüllt werden.

Ein inniger Bund des Göttlichen mit ihnen, eine Nähe des Göttlichen im heiligen Geist, im Heiland, im Vater selbst, verschieden und doch einheitlich, wird ihnen das Allergrößte geben, was sich für heute denken läßt, — ihre größte Entbehrung wird sein, daß sie den Heiland nicht sehen. Wie dies geschichtlich eintreten werde, das ist als minder wesentlich in heilige Unbestimmtheit gehüllt; es wird darin der Zukunft volle Freiheit vorbehalten; Wiederkunft, Auferstehung, Sendung des heiligen Geistes werden in den einen Begriff: „ich will wieder zu euch kommen“ zusammengefaßt.

Einen andern Tröster wird ihnen der Heiland vom Vater erbitten, den Geist der Wahrheit, der nicht mehr räumlich von ihnen getrennt werden wird; denn er wohnt in ihnen als ein väterlicher Freund, sie an alles, was Jesus gesagt hat, erinnernd und ihnen dasselbe, ohne Neues hinzuzufügen, im größten Zusammenhang verklärend. Aber alles dies kann vorderhand nur ihnen zu teil werden. So stehen sie fortan wie Vertreter einer durch die Ereignisse gerichteten Sache in der Welt, innerlich des Höchsten teilhaft, äußerlich auch der bescheidensten Ehrenrettung entbehrend. Das ist's wohl, was Judas zu seiner merkwürdigen Frage veranlaßte: „Herr, was ist geschehen, daß du dich uns offenbaren willst, und nicht der Welt?" Er dachte es sich wohl als selbstverständlich, daß der Heiland seine Auferstehung benützen werde, um als der Messias der Weisfagung die Welt zu ihrem eigenen Heile von seiner Göttlichkeit zu überzeugen. Der Heiland antwortet: „Wir, der Vater und ich, offenbaren uns dem, der mich liebt. Es ist unter der Würde des Vaters, mich, d. h. Sich der Welt, so wie sie ist, gleichsam mit Bitte um Anerkennung zu offenbaren." Seine Offenbarung — diese Voraussetzung liegt sichtlich zu grunde — würde sie zertrümmern, würde ihr nur zum Gerichte dienen, nicht zur Rettung. Eine Rettungsarbeit soll an der Welt beginnen. Sie, in denen der Vater wohnt, sind als Reben aus Jesu, dem wahren Weinstock, hervorgewachsen, und durch sie wird er sich über die ganze Erde verbreiten. Die Welt wird sie hassen, ja sie wird sie als unfromme aus ihrer religiösen Gemeinschaft ausschließen und sie, vermeintlich Gott zu gefallen, töten.

In ihrer Arbeit an der Welt wird ihnen ein wunderbarer Bundesgenosse zur Seite stehen. Sie sollen zeugen, aber die Machtwirkung ihres Zeugnisses ist in ähnlicher Weise begrenzt, wie es das ihres Meisters war. Die schwersten Uebel, in welchen die Welt steckt, sind so umfassend, und sie ist so völlig von ihnen durchdrungen, daß sie dieselben nicht sieht, und daß sie den, der ihr davon reden wollte, nicht verstände. Hier kann nur eine Macht helfen, die nicht von außen herein zu uns spricht, sondern in unserm eigenen Innern ihre Stimme erheben kann; und diesen Dienst wird der heilige Geist der Welt leisten, die obwohl sie ihn nicht eigentlich „empfangen" kann, doch sich seinem Zeugnis nicht wird entziehen können.

Das erste dieser Uebel ist natürlich die Sünde. Einen andern seiner Sünde im allgemeinen zu überführen, ist uns unmöglich, darum darf dies der Verkündiger des Evangeliums

dem heiligen Geiste überlassen. So erfuhr es Paulus (Röm. 2, 15 u. 16). Wenn er Heiden das Evangelium verkündete, die weder von einem heiligen Gott, noch auch von einem eigentlichen Sittengesetze etwas wußten, so fühlten sich dieselben sofort von den Gedanken ihres Gewissens überwiesen, die einander anklagten oder auch entschuldigten, indem Gott das Verborgene ihres Herzens richtete. Das was jeder Mensch nicht nur dem andern Menschen, sondern auch sich selbst ableugnen kann: seine Sünde — davon überführt die treue Stimme des heiligen Geistes; und zwar ist es die Sünde der Welt, die Sünde, die sich in der Verwerfung Jesu gegipfelt hat, jene Sünde, die ich durch meinen Glauben an Jesum sofort verdamme.

Scheint die Welt so zuerst bei oberflächlichem Anblick im Optimismus, in Selbstgefälligkeit gefangen, so zeigt sie, sobald ihr diese Larve entrissen wird, einen ganz andern Anblick: Selbstverachtung, Verzweiflung an aller Idealität, an aller Gerechtigkeit. Daß jetzt in Jesu eine Gerechtigkeit vorhanden ist für die Menschen — diese fröhliche, lebenweckende, ermutigende Kunde kann wiederum nur der heilige Geist bezeugen.

Der dritte Wahn, in welchem die Welt gefangen ist, ist der allermächtigste, er hält sie wie ein Tyrann gefangen. Sie ahnt nichts vom Teufel, oder richtiger: sie ahnt nichts von Gott, dem allein Wahren. Das, was jetzt über sie herrscht, man mag es nennen wie man will, das hält sie irgendwie für Gott, für das Ewige und Richtige; sie ahnt nicht, „daß ihr Beherrscher gerichtet ist," d. h. daß er als etwas entlarvt ist, das sich zwischen den lebendigen Gott und den Menschen hineingeschoben hat. So bleibt sie in seinen Ketten, in den Reizen der Weltlust und in der Furcht vor den Mächten der Welt gefangen. Nur der heilige Geist kann ihr die Augen auftun, daß sie die selige Wahrheit erkennt von dem ewigen Gott, der dieses Lügengebilde zu zerstören begonnen hat.

Wenn nun der Heiland schließlich auf seine nächst bevorstehende, vorderhand nur kurze, aber sehr schmerzliche Trennung und auf das baldige Wiedersehen zurückkommt, so ist in der Wiedergabe seiner Worte seitens des Johannes ein hoher, allgemeiner Gesichtspunkt nicht zu verkennen. In dem Augenblick als er schrieb, stand er neuerdings in der „kleinen Weile," in welcher sie ihn *nicht* sahen, sah sich also wiederum auf des Heilands Trostwort angewiesen: „Euere Traurigkeit soll in Freude verkehret werden." Die große Freude der Welt darüber, daß sie ihn nicht sehen, bezieht sich zuerst auf Jesu Kreuzigung.

In dem Gericht, das zwischen Jesus und der Welt oder ihrem Fürsten und zwischen beiden Prinzipien entscheiden soll, ist in den Augen der Welt die Sache Jesu durch seinen schmachvollen Kreuzestod endgültig gerichtet und verurteilt, und die „kleine Weile" ihrer Freude wurde für sie durch Jesu Auferstehung nicht wesentlich unterbrochen. Das nämliche, was der Welt Freude war, das war der Jünger Traurigkeit. Sie wurde in Freude verkehrt durch Jesu Auferstehung, die ihnen sagte, daß Jesus gesiegt hat und der Fürst dieser Welt gerichtet ist; aber sie stehen doch neuerdings wieder in Trauern, in der Sehnsucht nach dem vollen Sieg und dem ewigen Wiedersehen Jesu. Wie ihre Schmerzen in Jesu Kreuzestode Tod zu bergen schienen, aber Leben brachten, so wird auch ihre jetzige Traurigkeit sich noch zu Schmerzen steigern, die scheinbar Tod bringen; sie sind aber wieder Geburtswehen, jene Wehen, von denen Jesus (Matth. 24, 8) sprach. Man fürchtet sie, aber man wünscht sie doch herbei.

Diese Anwendung auf die damalige Lage des Johannes, welcher unsere heutige gleich ist, läßt sich deutlich herausfühlen; aber als treuer Geschichtsschreiber gibt Johannes die Gedanken Jesu so wieder, daß sie sich vornehmlich auf seinen Tod und seine Auferstehung beziehen, immerhin aber in jener heiligen Unbestimmtheit, von der wir oben geredet haben. Wegen dieser nächsten Beziehung schließt nun auch der Heiland sein Trostwort an die Apostel mit der Verheißung, daß sie, wenn er werde auferstanden sein, eine selbständige Stellung zum Vater einnehmen werden. Es liegt ihm sichtlich daran, daß sie von dieser ihrer Stellung und dem Rechte, das ihnen daraus erwächst, volles Bewußtsein haben, und er schärft ihnen nochmals ein, von demselben vollen Gebrauch zu machen, wie er es schon wiederholt in der ganzen Rede (14, 13 u. 14; 15, 7; und hier in K. 16, V. 23, 24, 26 u. 27) getan hat. Hängt doch davon hauptsächlich die Fortsetzung der Sache Jesu auf Erden ab. Sie sollen fortan so zum Vater treten, wie er zum Vater getreten ist, und zwar in seinem Namen, da ihnen, was sie in seinem Namen bitten, vom Vater gewährt werden wird. Wie viel wird von der Größe und Klarheit ihrer Wünsche, von ihrem vollen Zusammenstimmen mit dem Sinne Jesu, und von dem siegesmutigen Glauben, von dem diese Wünsche getragen sind, abhängen!

Dieses Bitten der Knechte Jesu im Namen Jesu ist neben ihrem Zeugnis seitens der Menschheit die treibende Kraft der Heilsgeschichte.

Wunderbar feierlich schloß der Heiland diese Reden (K. 17). Er war unter denselben auf den Oelberg gelangt, an den Eingang des Gartens Gethsemane; und hier, als nun geschieden werden sollte, erhob er seine Augen gen Himmel und betete für die Seinen zum Vater. Nie sonst hören wir, daß er mit seiner Jüngerschar förmlich gebetet habe, und es ist dies auch mit Ausnahme des Unservaters, das er eigentlich uns in den Mund legt, das einzige größere Gebet aus seinem Munde, das wir besitzen. Daß er diesmal vor ihnen laut betete, hatte auch eine besondere Bedeutung. Er bat ja den Vater für sie, und sie sollten dessen Zeugen sein und wissen, was er sich für sie vom Vater erbeten habe, um sich dessen getröstet und bei dem Vater sich darauf berufen zu können.

Anfang und Schluß des Gebets berühren sich merkwürdig. „Gerechter Vater! und die Welt kennet Dich nicht!" In diesen Worten ergießt sich der ganze Schmerz seiner Seele; und von dieser Voraussetzung aus beginnt das Gebet. „Man kennt Dich nicht mehr, man weiß nichts mehr von Dir, und man kennt mich nicht. Verkläre Du mich, dann will ich Dich verklären." Und wie er am Schlusse als Ergebnis seines ganzen Lebens dem Vater sagt: Ich aber kenne Dich und diese haben erkannt, daß Du mich gesandt hast, so sieht er, daß Gott ihm Macht gegeben hat über alles Fleisch; denn sobald diese Hülle der Lüge durchbrochen ist, die der Welt den Vater verbirgt, so ist auch der Tod verschlungen. „Das ist ewiges Leben, daß sie Dich, den alleinigen wahren Gott, erkennen, und den Du gesandt hast." Es handelt sich schließlich für die Welt um Befreiung von einem großartigen Betrug, dem sie sich freiwillig zur Beute hingegeben. Was der Heiland dazu auf Erden zu tun hat, das wird er in nächster Zeit mit seinem Tode vollendet haben; dann beginnt die Aera, die Arbeit seiner Jünger. Sie müssen in dieser Welt zurückbleiben, der sie nicht gewachsen sind, und scheinbar schutzlos zurückbleiben, schutzlos gegen den Argen. Darum befiehlt er sie vor ihren Ohren so warm seinem Vater, daß sie doch in Wahrheit möchten geheiligt sein, geheiligt, d. h. innerlich diesem Weltzusammenhang völlig entnommen und an Gott gekettet. Das wird der Vater durch die Macht Seiner Wahrheit, d. h. Seines Wortes bewirken, denn der Wahrheit Macht ist doch weit unwiderstehlicher als die des Argen.

Aber die Seinen zweiter Generation, die so durch ihr Wort an ihn glauben werden? Hier steigt die Fülle der Wünsche Jesu aufs Allerhöchste. „Ich in ihnen und Du in mir, auf daß

sie vollkommen in eins seien." Er erbittet und erhofft sich für sie, daß sie alle eins (einer) seien, untereinander und in ihm mit dem Vater, wie er und der Vater eins sind; und die Herrlichkeit, die ihm der Vater gegeben hat, hat er ihnen im Geiste schon gegeben, jedoch wunderbarerweise nicht so sehr um ihretwillen, als um der Welt willen. Sie sind die Geretteten, und damit durch sie auch die Uebrigen gerettet werden, sollen sie mit all der Kraft ausgerüstet werden, die den Geretteten ja gegeben werden kann. An ihnen ist der Zweck erreicht, fortan sind sie, wie einst die kleine Herde schon in der Bergrede (S. 180), Mittel zum Zwecke der Erlösung der Welt. Erst soll die Welt (17, 21) glauben, Gott habe Jesum gesandt, und dann (17, 23) soll sie dies erkennen, sowie auch, daß der Vater alle, die Jesu sind, liebe gleich wie Er ihn liebt. Glaubt aber und erkennt sie dies, so ist sie nicht mehr Welt. Ob dies gelinge, läßt er vor dem Vater in heiliger, bescheidenster Unbestimmtheit, wie er sich auch im Beginne des Gebets nicht erlaubt hat, den Vater für die Welt zu bitten.

Tod.

Mit einer Schnelligkeit, die uns entsetzen würde, wäre uns nicht alles längst bekannt, entwickelten sich die Dinge zu Jesu irdischem Untergang. Jesus selbst beschleunigte ihn. Freiwillig ging er auf das Osterfest, gewiß, dort von den Obersten des Volks durch der Heiden Hände gekreuzigt zu werden. Seinen Einzug gestaltete er absichtlich im engsten Anschluß an die Verheißung, um in schlichtester Demut, aber auch mit tapferer Bestimmtheit es Jerusalem deutlich zu machen, wer er sei; es war eigentlich sein letzter Lockruf an Jerusalems Kinder.

Die Luft in Jerusalem war schwül. War schon die Begeisterung der Galiläerschar, die mit Jesu nach Jerusalem gepilgert, sehr zweideutiger Natur, so trafen die Jünger nun vollends bei den Bewohnern Jerusalems auf große Kühle, und bei den geschlossenen Scharen der Maßgebenden auf ein scheinbar selbstbewußtes Verdammungsurteil im Namen der vermeintlichen „guten alten Frömmigkeit". Es war zugleich das Bewußtsein der alten Gottesstadt Jerusalem, das diese galiläische Bewegung als ein Volksfieber, dem ein baldiges

Ende zu wünschen wäre, verachtet haben mag. Eine Rückwirkung dieser Stimmung sehen wir nachzittern bei der Salbung in Bethanien und vollends, als beim Passahmahl der Heiland sagte: „Einer unter euch wird mich verraten." Keiner fühlte sich seiner Person so ganz sicher, daß ihm der Gedanke, Jesus meine ihn, von vorneherein unmöglich gewesen wäre.

Der Heiland hielt im Tempel den verfänglichen Fragen der Pharisäer und Sadduzäer Stand, immer in ihre kleinlichen Fragen helles Licht der großen Gottesgedanken bringend. Er antwortete ihnen mit jenen Gleichnissen, die wir im Kapitel „Wende" betrachtet haben. Aus der Klarheit und Schärfe, mit denen dieselben die Lage der Dinge zeichneten, blitzte ein Gerichtszorn Gottes auf die Hörer, und wie erschütternd dies oft wirkte, davon malt uns Lucas im Gleichnis von den Pächtern des Weinberges ein anschauliches Bild. Das Gleichnis war furchtbar deutlich. Er sagt ihnen: „der Weinbergbesitzer sendet schließlich den S o h n" — die Pharisäer s c h w e i g e n. „Die Pächter sagen, das ist der S o h n" — sie schweigen. „Laßt uns ihn t ö t e n, sagen die Pächter, so wird der Weinberg unser sein, und — sie t ö t e n ihn." Schweigend hören sie das alles an. „Was wird nun — so wendet sich der Herr an sie — der Besitzer des Weinbergs den Pächtern tun?" sie schweigen. „Er wird sie — sagt ihnen der Herr — übel umbringen und den Weinberg anderen geben." Da entschlüpft ihnen das Wort: „Das sei ferne!" So sehr hatte der Heiland die innersten Gedanken ihres Herzens getroffen und so lebhaft waren sie durch seine Schilderung in die Lage der Dinge versetzt.

Endlich verabschiedet sich der Heiland von ihnen mit jener furchtbaren Strafrede Matth. 23, und überläßt ihnen den Tempel als ein Haus, das fortan „ihr Haus," nicht mehr Gottes Haus sei. Mit ihnen hat er, menschlich geredet, zuerst um den Besitz ihres Herzens und dann um den Besitz Israels gerungen, und sie waren scheinbar Sieger geblieben. Darum zerhaut er nun mit dem zweischneidigen Schwerte seines Mundes die Kruste der Scheinheiligkeit, die sich bei ihnen und durch sie allmählich über die lebendige Frömmigkeit früherer Zeiten gelagert hatte, und die nun eine Mauer geworden war, welche aller Liebe Jesu und allen Bezeugungen Gottes mit unglückseligem Erfolge widerstand. Was er ihnen einst (siehe S. 343) in vertrautem, engerem Kreise als ihre Seelengefahr eröffnet, das macht er ihnen öffentlich vor allem Volk zum Vorwurf. Vielleicht fanden da auch gewissermaßen fromme Jerusalems-

bürger, diese Strafrede, die an Deutlichkeit und Schärfe alles, was die Propheten geredet, übertraf, überschreite denn doch die Grenzen der Rücksicht, die man einem ganzen ehrwürdigen Stande schuldig sei.

So kam es denn, daß die Wolken des Todesgerichtes sich rasch über Jesus zusammenzogen. Das Allerfurchtbarste und Schlechteste macht sich auf Erden oft scheinbar ganz natürlich; so ging es auch mit dieser schwersten Sünde Israels und der Menschheit. Unter den Pharisäern war schon lange der Gedanke rege, er sollte getötet werden; aber gerade ihre Stimme galt nicht sehr viel bei der machthabenden Partei, den Hohenpriestern und Sadduzäern. Diese Letzteren hatten bis jetzt einer vornehm wohlwollenden Gleichgültigkeit gegen Jesus sich hingegeben, — war es ihnen doch nicht unlieb, daß er den Glanz ihrer sonst beim Volke so angesehenen Gegner, der Pharisäer, vielfach verdunkelte, und hatten sie doch gewiß Jesu Rücksicht für die Rechte der Priester (betreffs des Aussatzes) dankbar vermerkt, und auch sein Eifer für die Ehre des Tempels mag ihnen schließlich eher einen günstigen als einen ungünstigen Eindruck erweckt haben. Selbst an seinem Eifer gegen die auch von ihnen verworfenen Menschensatzungen hatten sie gewiß nur Freude. Aber als er in den letzten Tagen im Tempel mehr und mehr die geistige Sonne zu werden schien, um die sich aller Gedanken bewegen, als er auch ihre Einwürfe, mit denen sie den Land-Rabbi leichter Hand zu besiegen hofften, in beschämender Weise (und zur Freude der Pharisäer) widerlegte — da loderte auch in ihnen schnell eine Verstimmung gegen ihn empor. Vielleicht war diese Verstimmung auch mit Furcht gepaart. Ihre Macht gipfelte im Hohepriestertum; und wenn eine völlige Umkehr zum alten lebendigen Glauben eintrat, so könnte ihr Hohepriestertum mit einem Male wegen Mangels an göttlicher Berechtigung den Boden der Anerkennung durch das Volk verlieren. Sie waren aber von jeher geneigt, rasch und rücksichtslos zu handeln, unter dem Schein mosaischer Strenge römische Härte walten zu lassen. Und solches Verfahren schien ihnen nun angezeigt zu sein. Waren doch jetzt sämtliche „Bauleute" darüber einig, Jesus sei ein Schwärmer, und war er ein solcher, dann war er allerdings ein sehr gefährlicher. Wie er mit Glauben, Hoffen, Lieben Ernst machte, das sah ihnen wie Uebertriebenheit aus; namentlich in den Hoffnungen, die er erweckte, mochten die Sadduzäer eine ernste Volksgefahr wittern. „Er mag sonst kein schlimmer Mann sein, aber bei

seiner Art, sich von niemand belehren zu lassen, ist er, gerade wegen seiner schönen Gaben, eine allgemeine Gefahr, und hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn seine Sache ein böses Ende nimmt." „Es ist besser, Ein Mensch sterbe fürs Volk (Joh. 11, 50)." So mögen sie gedacht haben. Aber zwischen solchen Gedanken und dem Entschluß zur Tat ist noch eine weite Kluft. Diese größte Sünde auf Erden bedurfte eines Heldentums der Bosheit, dessen sie noch nicht fähig waren. Der Held der Bosheit war Judas. Er riß eigentlich auch die Oberen hin, die Katastrophe viel schneller, als sie geplant, eintreten zu lassen. „Ja nicht auf das Fest (Matth. 26, 5)" war sonst ihr Gedanke gewesen. „Verrat" kann man seine Tat eigentlich nicht nennen (das Urwort bedeutet: „Auslieferung"), denn am Heiland gab es nichts zu verraten. Das Arge war, daß er den Hohenpriestern aus freien Stücken den Antrieb gab, gegen Jesus einzuschreiten. Die unsäglich gemeine Art, in der er seinen Heiland noch um Geld verhandelte, war gewiß von verhängnisvoller Wirkung auf die Sadduzäer. „So! sieht es so aus bei den Jüngern Jesu? Ist das nun die Kehrseite dieser „übertriebenen" Predigtweise?" So mochten sie denken. Das war schließlich der Versuchung zu viel, zumal die politische Lage für solchen Gewaltstreich günstig, d. h. die Zustimmung des Pilatus, wie sie hoffen konnten, unschwer zu erobern war. Dieser hatte früher in großstädtischem Eigendünkel den Juden den Meister zeigen wollen und von dem zähen, todesmutigen Volke eine derbe Lektion empfangen. Gewitzigt, eingeschüchtert, unsicher im Urteil, und nicht ohne Grund für seine Stellung besorgt, bot er den schlauen Sadduzäern ein leichtes Spiel. Rom hätte einem seiner Beamten kaum verziehen, wenn er einen „Volksmann," den das betreffende Volk selbst überliefert, wieder losgelassen hätte. So sehen wir diesen armen schwachen Mann durch die Künste der Sadduzäer dahin getrieben, zu einer Schlechtigkeit, vor der er selbst sich entsetzt, Hand zu bieten. Es ist herzbeweglich zu sehen, wie in ihm das Römertum gegenüber der Geistigkeit Jesu zu Schanden wird. „Viel Macht und ein wenig Recht" ist der Geistesinhalt des alten Rom; aber vor dieser ungeahnten Wunderwelt des Geistes, welche dem Pilatus in Jesu entgegentritt, steht er wie ein staunendes Kind. „Sie haben die uns bestimmte Herrlichkeit nicht erkannt; sonst hätten sie den Herrn der Herrlichkeit nicht gekreuzigt," sagt Paulus (1. Cor. 2, 8) von ihm und den Hohenpriestern und Aeltesten.

Die ganze Schwere der Schuld fällt auf Judas. Wohl

fühlte er Reue, aber der düstere Stolz, der ihn auch in dieser Reue nicht verläßt, öffnet uns nur um so tiefer den Abgrund von Finsternis in seinem Herzen. Er verurteilt sich selbst zum Tode und vollzieht das Urteil — Verbrecher, Richter, Henker in einer Person. Er ging jedenfalls im Jenseits einem bösen, furchtbar bösen Lose entgegen.

Kehren wir zum Kreise der Jünger zurück, zu der letzten Mahlzeit, dem Passahmahle! Das Festmahl war eingerahmt vom heiligen Abendmahle; bei Beginn desselben teilte Jesus das heilige Brot aus, am Schlusse, vielleicht Stunden nachher, den heiligen Wein. Ernst redete er im Anfang des Mahles, sie völlig vertraut machend mit der gänzlich veränderten Lage (Luc. 22), die sich in die Worte zusammenfaßt: „Jesus wird unter die Verbrecher gerechnet werden." Mit ihrer Beliebtheit beim Volke wird es ein Ende haben; sie sind fortan als „jenes Missetäters" Genossen gemieden, verdächtig, gehaßt. Bedurften sie bisher keines Geldes, weil sie überall als willkommene Freunde zu Hause waren, so werden sie fortan nichts bekommen, außer für Geld; ja — ein Schwert, als schützendes Zeichen, daß man nicht wehrlos sei, wird ihnen sogar fortan ein noch dringenderes Bedürfnis sein, als der Mantel gegen den Regen. Den Höhepunkt des Abends, wohl auch den Wendepunkt, von wo aus das Gespräch einen hohen Schwung nahm, bildete der Schluß des Mahles, die Austeilung des heiligen Weines: „Trinket alle daraus, dies ist mein Blut, das des neuen Bundes (Jeremias 31, 31), das vergossen wird für viele zur Vergebung der Sünden." Wie erschütternd war es für sie, so mit einem Male in klaren Worten von ihm zu vernehmen, daß er morgen auch zur Vergebung i h r e r Sünden werde getötet werden, und mit welcher Bewegung des Schmerzes und des Dankes tranken sie! „Er hat uns gewaschen von unseren Sünden mit seinem Blute" sagt Johannes in der Offenbarung (1, 5), gewiß aus tiefster persönlicher Erfahrung heraus. Die Bedeutung alles ihres Unheiligen bis zu dieser Stunde, und daß es dem Heiland das Leben kostet, wenn sie sollen vor Gott ankommen können, trat ihnen ebenso helle vor die Seele, als auch, indem sie tranken, die vollgültige Kraft dieser Gabe Jesu. Was war es um diese Gabe? Dieses Blut, es war der Herd seines Seelenlebens, das Stück Erde, das von lauter Liebe zu Gott durchdrungen war, der Kampfplatz, auf welchem der Heiland den Ehrenkranz errungen: „versucht allenthalben gleich wie wir, doch ohne Sünde." Und dieses Blut gibt er für immer dahin

zur großen Versöhnung zwischen Gott und den Menschen. Die Frage, ob die Gabe geistiger oder leiblicher Art war, wird nahezu gegenstandslos, sobald wir einmal biblischer über das Verhältnis zwischen Leib und Geist, und namentlich über die Realität und schöpferische Kraft des Geistes denken. Die Gabe war geistiger Art, denn der Spendende war noch im Vollbesitze seines Blutes; daß sie aber eine tatsächliche im höchsten Sinne des Wortes war, daß sie das war, was er ihnen sagt, das liegt einerseits gerade im Wesen des Geistes, andererseits in der ganzen uns bekannten Weise Jesu zu reden, der alles Unbestimmte, Unzuverlässige völlig ferne lag.

Wie gehoben war doch die Stimmung nach dem Mahle, bei Petrus sogar in beschämender Weise! Es folgten die Fußwaschung und jene letzten Reden (Joh. 14—16), die wir oben betrachtet. Den ersten Teil (14) schloß er mit den Worten: „Auf daß die Welt erkenne, daß ich den Vater liebe und ich also tue wie mir der Vater geboten hat, stehet auf und lasset uns gehen!" Kap. 15 und 16 wurden noch unterwegs nach Gethsemane gesprochen und dort schloß er seinen Umgang mit seinen Jüngern ab, indem er sie, (Kap. 17) seinem Vater befahl.

Hier endet die eine Hälfte des Erdenwirkens Jesu, die des tätigen Wirkens, — es beginnt die andere, da er sich selbst für die Welt in die Wagschale legt und sich dem ganzen Fluche der Sünde unterzieht. Gegen seinen Feind, den Beherrscher dieser Welt, hat er bis jetzt siegreich gekämpft, — jetzt soll er wehrlos seiner Wut preisgegeben sein. Nach dem Maße menschlicher Zeit ist diese Hälfte ohne alles Verhältnis klein gegen jene erste; wie sie sich aber zu ihr verhält nach der Summe aufgewendeter Kraft und erzielter Wirkung — wer vermag das zu ermessen?

Diese zweite Hälfte wäre an und für sich einer selbständigen Beleuchtung — die ihr übrigens schon oft widerfahren ist — würdig, und eben deswegen verzichte ich auf eingehende Beleuchtung derselben und beschränke mich auf einzelne Punkte.

Das letzte Wort seines Gebets war gesprochen. Er riß sich von ihnen. Welche Wandlung sehen wir plötzlich in seinem Wesen vorgehen! Sein Scheiden wird ihm schwer, nicht nur um ihretwillen, nein, um seinetwillen. Er vermag es fast nicht, jetzt allein zu sein, und doch will er es jetzt. Er fing an zu zittern und zu zagen. Noch kann er sich nicht von allen trennen — seine drei nimmt er noch eine Strecke weiter mit sich, und bittet sie — es ist dies in seinem Leben unerhört — um ihren

Beistand. Endlich reißt er sich auch von ihnen los und geht weiter ins Dunkel hinein und fällt auf die Kniee. Sie hören seine Worte (etwa Johannes, der wohl noch am ehesten wachte), denn (Hebr. 5, 7) „mit starkem Geschrei und Tränen" rief er zu Gott. Was hören sie da! Er legt dem Vater die Frage vor, ob nicht *sein Tod* ihm könnte *erlassen* werden! Er beruft sich auf die Allmacht des Vaters, der ja alles möglich sei. Das ist die Frage, vor der schon mancher stille stand, und die wir in dem Kapitel „Wende" ein wenig zu beantworten versuchten. Mußte der Sünde, der Schuld, dem Verderben ein solches Opfer gebracht werden, um alles wieder in guten Stand zu bringen? Ist denn dem Vater nicht *alles* möglich? Kostet es Ihn denn nicht sozusagen nur ein Wort, um auch das Allerschwerste zu wenden? Die Worte Ps. 119, 120 tönen uns hier in die Ohren: „Ich fürchte mich vor Dir, daß mir die Haut schaudert, und entsetze mich vor Deinen Rechten."

Nur einen Augenblick dauerte dieser Gedanke in Jesu. Er erblickte mit Schreck in demselben etwas, das er noch nie in seinem Leben gesehen hatte — einen andern Willen in seinem Herzen neben dem des Vaters, und von Schreck und Angst darüber ergriffen ruft er: Nicht *mein*, *Dein* Wille geschehe! So hat er, obwohl er Sohn war (Hebr. 5, 8), im Leiden den Gehorsam kennen gelernt, nämlich das Befolgen eines dem eigenen Willen *widersprechenden* Willens.

Es ist erschütternd, daß damit das Ringen Jesu *nicht* abgeschlossen war. Wie tief war doch seine Seelennot, daß er nochmals und abermals zum Vater ging, um vielleicht noch irgendwie eine Wendung der Dinge zu erwirken! So unendlich schwer, so fast wie unmöglich stand die Aufgabe, die seiner harrte, vor seiner Seele. Beim dritten Gang hat er das lösende Wort gefunden: „Der Kelch *wird* vorübergehen dadurch, daß ich ihn trinke;" und da des Vaters Schweigen ihm kund gab, daß es nicht anders sein könne, so gibt er sein Ja dazu; nicht ohne vorher von Gott durch den Engel gestärkt worden zu sein. Dieser dritte entscheidende Gang ist es wohl namentlich, den uns Lucas 22, 44 mit den Worten schildert: „Es kam, daß er mit dem Tode rang und betete heftiger; es ward aber sein Schweiß wie Blutstropfen, die auf die Erde fielen."

Was sollen wir hiezu sagen? Der Heiland hat, bevor er sich den Händen der Sünder übergab, noch sein Fleisch und Blut zu Worte kommen lassen, damit er desselben dann im Verlaufe des Kampfes völlig sicher sei. Seine ganze Schwäche, die ihm

als Mensch anhaftet, ließ er einmal zur Geltung kommen. Wie der Hohepriester, bevor er das große Versöhnopfer bringt für die Sünden des Volks, zuerst für seine eigenen Sünden opfert, so hat der Heiland, bevor er sich für die Welt opferte, ein Demutsopfer für die sündlose Schwachheit seines Fleisches gebracht. Sein Tod ist die bittere Arznei, die der Vater seinem für die Welt vor Ihm stehenden Kinde in vollem Kelche darreicht, die Arznei für das Heil der Welt; und wie ein Kindlein gestattet er sich vor diesem Kelch zu zittern. Und ähnlich, wie der Hohepriester durch sein Opfer entsühnt und damit zum Darbringen des Versöhnopfers befähigt wird, so wurde hier der Heiland von dem Hindernis der Schwachheit seines Fleisches, d. h. von der Furcht befreit. Er wurde, sagt Hebr. 5, 7 in gedrängtester Kürze: „von der Furcht weg angenommen und erhört (εἰσακουσθεὶς ἀπὸ τῆς εὐλαβείας)," d. h. insofern erhört, als er von der Furcht befreit wurde.

Sofort kam Judas an der Spitze der Schar, und Jesus übergab sich in die Hände der Sünder. Unheimlich rasch folgten sich die Ereignisse, die handelnden Personen sollten nicht Zeit haben, zur Besinnung zu kommen. Der hohe Rat Israels, durch eine Vorversammlung der Parteimänner zubereitet, saß noch vor Tagesanbruch — in der Passahnacht! — über Jesus und eigentlich damit über sein ganzes bisheriges Wirken zu Gericht. Seine Bejahung, er sei der Sohn Gottes, der Christus, wird als todeswürdige Gotteslästerung erklärt, und sofort soll auch Pilatus über ihn zu Gericht sitzen. Das Volk sah in dem Gebundenen nur den entlarvten Missetäter — es läßt sich eben vom Augenschein leiten, und Bar-Abbas erschien ihm gegen diesen vermeintlichen Schwärmer oder Betrüger im Lichte eines ehrlich kraftvollen politischen Märtyrers. Mit Wut wurde für den Heiland als für einen Verbrecher der Kreuzestod verlangt, und mit dem Gedanken „Es geschieht mir Recht — für die Welt" unterzog er sich dieser Strafe. Es begann ein Kampf des Liebens, Glaubens und Hoffens bis zum letzten Atemzuge. Aller Wut und Schlechtigkeit der Welt, die ihm seine Liebe zu ihr endlich erleiden sollte, setzte er siegreich sein Lieben (gegen die Seinen), sein Verzeihen (gegen die Mörder), sein Erbarmen (gegen die Mitgekreuzigten) entgegen; und dies alles aus eigener bitterster Armut heraus, aus den Qualen des Todes, aus einem vergehenden Herzen, aus einer Einsamkeit heraus, die an Gottverlassenheit streifte. Er war allein gelassen. Alles sichtbare sprach seinem Glauben, Lieben, Hoffen Hohn. Allein? Nein,

der Vater war bei ihm; aber auch dies mußte er glauben, ohne zu sehen. „Er stellte es dem heim, der da recht richtet" sagt Petrus (1 Petr. 2, 23). „Ich werde doch der Retter der Welt, denn Gott richtet recht," — diese Hoffnung galt es, allem Anschein zum Trotz, festzuhalten und darauf hin zu — sterben. Eine unnatürliche Finsternis umgab ihn endlich. Wie viel Erschreckendes, Beängstigendes, Höhnendes barg die wohl für ihn, bis ihm der Schrei entfloh: „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?" Als diese Worte durch das Dunkel tönten, da dachte wohl mancher voll Mitleid: „Der arme Mann, jetzt sieht er's endlich selbst ein, daß er sich getäuscht hat." So weit ging nun freilich nur die Schmach Jesu, nicht seine Angst. Aber wie groß war doch auch diese! Wie ernst wurde an ihm der Wunsch der Welt, Gott ferne zu wissen, gerichtet! Wir hören den Angstschrei des Kindes, dem das „Warum?", die Unsicherheit über die Ursache, noch furchtbarer ist als die Tatsache selbst.

Dies war der Tiefpunkt der Not Jesu, der letzte Tropfen in dem Kelche, den ihm der Vater bot. „Es ist vollbracht" rief er — und mit dem Entschlusse zu sterben, im Blick auf den unendlichen Abgrund des Unbekannten, dessen Pforte der Tod ist, rief er — mit lauter Stimme (noch in vollem Leben begriffen): „Vater, in Deine Hände übergebe ich meinen Geist" und neigte sein Haupt und verschied.

Wunderbar ist, wie in diesem ganzen Leidens- und Todesgang des Heilandes ganzer Reichtum strahlte, so daß wir sogar Mühe haben, alle die Eindrücke in einem Gesamtbilde zusammen zu schauen. Wunderbar schlicht geht er bei Lucas dahin, einfach als ein Mann, dem ein unerhörtes Unrecht geschieht, um dessen Folgen ihm für die Urheber desselben bangt, und dessen Verzeihung er vom Vater erfleht, und so lange er noch kann, bleibt er seinem Sendungsberufe, Seelen zu retten, treu. Wunderbar groß in verborgener Herrlichkeit geht er bei Johannes den schweren Gang zum schönen Ziele — zum Vater, vor Pilatus schon von göttlichem Lichte umleuchtet, die Seinen liebend bis ans Ende, auch noch am Kreuze aufrecht (19, 30) bis zum letzten Atemzuge. Wunderbar schwer geht er bei Matthäus seinen Gang von Anfang bis zu Ende des Leidens, als der Messias Israels, über welchen Israels heutige Sünde und alter Fluch sich ergießt — verraten, verleugnet, verworfen, verurteilt, verspottet, und endlich — in der unheimlichen Finsternis — sogar von Gott verlassen, bis diese auf seinen Angstruf hin entweicht.

„Er ist gestorben wie ein Reicher." Dieses Wort aus Jesaias 53 (Vers 9) hat sich an ihm erfüllt. Ein Reicher hat schwer sterben, er muß so vieles verlassen! Aber wie reich war Jesus! An Leben, an Zusammenhängen mit Menschen aller Art, ja mit dem ganzen Menschengeschlecht, an Kraft zu helfen, man darf ja auch sagen: an menschlicher Erfahrung — wie Vielen hätte er noch helfen, wie Großes noch ausrichten können! Das alles sank nun, soweit es ihm als Erdbewohner eignete, ins Grab. Als Erdenwirken war es für immer dahin, dies mußte er fortan den schwachen Händen der Seinen anvertrauen.

Wir sind uns so gewöhnt, zu wissen, daß es so recht war, wie es kam, daß wir für das Entsetzliche des Ereignisses kaum mehr das rechte Gefühl haben. Der, welchem vor seiner Geburt verheißen war (Luc. 1), er werde Israel erlösen von ihren Sünden — der starb als Opfer des großen Sündenfalles Israels! Der vom Vater uns gesendete Sohn ward getötet! Der Mensch, dessen wunderliebliches Walten wir nun betrachtet haben, war dafür mit den Qualen des Kreuzestodes belohnt!

Auferstehung.

Jene Unwissenheit der Zukunft, in die sich jeder versetzen muß, der eine vergangene Zeit verstehen will, ist nirgends so wichtig, wie in dem Momente, in welchem wir uns hier befinden, in der Zeit zwischen Jesu Tod und Auferstehung. Mit dem Tode Jesu war seine Erdengeschichte in den Augen aller, Freund wie Feind, abgeschlossen, man erwartete nichts Neues mehr, die Frauen vielleicht am allerwenigsten. Man denke nur, welche zerstörenden Maßnahmen sie mit dem Leichnam Jesu vorzunehmen im Sinne hatten, um doch wenigstens die minder verweslichen Bestandteile länger vor der Verwesung zu schützen. Wohl hatte Jesus sein Auferstehen in Aussicht gestellt. Aber das war etwas, das sich so sehr aller Vorstellung entzog, daß man kaum anders konnte, als es in ehrfurchtsvoller Unbestimmtheit gewissermaßen beiseite zu legen, zumal auch Jesus sich davon noch keine Vorstellung aus Erfahrung machen konnte, und wohl auch deshalb in seinen letzten Reden (Joh. 14—16) das Wiedersehen als solches zwar in fröhlicher Bestimmtheit

versprach, die Art desselben aber in heiliger Unbestimmtheit ließ.

„Wir haben einen Jesus *gehabt*," das war wohl vorderhand die Stimmung der Jünger. Um *sein* Los war ihnen nicht bange, ihm mochten sie die sieghafte Ruhe vom schweren Kampfe wohl gönnen. „Er ist im Paradies," mochten sie sich sagen, „er ist wohl schon *noch* höher — beim Vater," mochten sie hinzufügen. Aber auf Erden? Sein Werk? Hier hörte gewiß vorderhand alles Denken auf; das Gräßliche war noch zu nahe — die entsetzliche Antwort, welche Israel, welche die Erde Gott gegeben auf sein liebreiches Anerbieten der Erlösung. Im ganzen richtete wohl das Furchtbare, das sie erlebt, vorderhand eine wahre Verwüstung an in all ihrem Hoffen und Glauben. Bei denen wenigstens, die der Unmut hinaus nach Emmaus trieb, waren die Ansichten über Jesus schon bedenklich herabgestimmt.

Darum verhielten sich die Männer auch im höchsten Grade kritisch, mißtrauisch, zweifelnd gegen die Berichte der Weiber, Jesus sei auferstanden. Es war bis zu einem gewissen Grade recht so. Auch Jesus tadelt die Emmausjünger keineswegs darüber, daß sie den Aussagen der Weiber nicht Glauben geschenkt, er schilt sie aber darüber, daß sie nicht, *ohne* vom Auferstandenen zu wissen, *dennoch* den Glaubensmut aufrecht erhalten. Die Sache war zu groß, zu unerhört, als daß sie, zumal ein Petrus oder Johannes dieselbe auf Hörensagen hin, auf Bericht Dritter hin, glauben durften. Sogar dem Thomas dürfen wir eben deshalb sein Zweifeln, so mißlich dessen Wirkung auf die andern sein mochte, nicht zu sehr verargen.

So dürfen wir ebenfalls hier gar wohl auch dem kritischen Bedürfnisse Rechnung tragen, und die urkundlichen Berichte in ihren entscheidendsten Punkten kurz beleuchten. Die wertvollsten Aktenstücke, aus denen man das wahre Bild der Vergangenheit gewinnen kann, sind bekanntlich nicht etwa die schriftlichen Erzählungen der Zeitgenossen (hier der Evangelisten), sondern die Korrespondenzen, die Briefe der damals mithandelnden Personen, die absichtslos, nicht für die Zukunft, sondern aus dem Leben fürs Leben die betreffenden Ereignisse erwähnen. Ein solches Aktenstück besitzen wir in 1. Cor. 15. In Vers 6 schreibt Paulus: „Darnach ist er gesehen worden von mehr denn 500 Brüdern, derer noch viele leben." Der tapferste Bezweifler der Auferstehung Jesu hilft sich gegen diesen Bericht damit, daß er sagt: „Dies war simultane Halluzination," d. h. es vollzog

sich in den 1000 Augen genau zu gleicher Zeit genau die gleiche Nerventäuschung. Das ist ein offenes Geständnis der Verlegenheit, ein Bekenntnis, daß man entschlossen sei, die Sache unter allen Umständen nicht zu glauben. Wenn 500 etwas sehen, dann war dieses Etwas außerhalb ihrer Person, mag das Gesehene auch noch so unerhört und unerklärlich sein. Andere nun, die dies zugeben, sagen: „Ja, es war eine Erscheinung, die Jesum darstellte, vielleicht etwas von ihm, seine Seele, die sich in ihrer Verklärung irgendwie kundgab." So, sagen sie, seien alle diese Erscheinungen Jesu zu verstehen, und auch Paulus hätte sie 1. Cor. 15 so verstanden. Sie sagen, das was die 500 sahen, das nenne Paulus (Vers 44) den „geistlichen Leib," und gewiß mit Recht. Aber nach Paulus stand Jesus „am dritten Tage" (Vers 4) auf und wurde also sein natürlicher Leib in den geistlichen verwandelt. Es ist schade, daß die Leute nicht noch diesen letzten Schritt tun und auch hierin dem Paulus glauben, daß er nicht (Vers 15) ein falscher Zeuge Gottes sei. Auferstanden ist am dritten Tage das, was tot war, Jesus der Gekreuzigte und (Vers 4) Begrabene, sein Leib, zu dem die Seele zurückkehrte, wie einst bei Lazarus.

Aber daß dieser letzte Schritt so schwer fällt, ist in hohem Grade bedeutungsvoll und — begreiflich. Jene irrige Anschauung scheint mir ein nahezu treues Spiegelbild unseres frommen Denkens zu sein, wie es sich heute, uns halb unbewußt, allmählich gestaltet hat. Unsere Auferstehung vom Tode, die Auferstehung „unserer Leiber," wie wir sagen, ist uns nicht Herzensbedürfnis. „Selig sterben," das ist unsere Hoffnung und darin geht uns vielfach das ganze Ziel unseres Christentums auf. Würde dazu als Heerführer solcher „Seligen" nicht „ein seliger Jesus," d. h. die selige „Seele" Jesu hinreichen, ja entsprechender sein? Die Auferstehung Jesu verspricht weit mehr, als unser Herz heute von ihr verlangt.

Diese unsere heutige Ansicht ist sehr alt; sie entstand, sobald jeder anfing, sich mit seiner christlichen Hoffnung auf sich selbst zu konzentrieren, und man als Ziel des Christentums nicht mehr den Sieg Jesu Christi, sondern „einzelner Seelen Seligkeit" ansah. Da konnte ein Hymenäus (2. Timoth. 2, 17 f.) lehren, die Auferstehung der Toten sei schon geschehen, (vermutlich in der geistlichen Wiedergeburt), und eines weiteren bedürfe es nicht mehr. Was jener in frecher Genialität und Konsequenz offen hinstellte, davor würden wir allerdings zurückschrecken, wir bleiben rechtgläubig, aber die Aussagen unserer Recht-

gläubigkeit und die Bedürfnisse und Hoffnungen unseres Herzens decken sich vielleicht nicht mehr völlig, stimmen nicht mehr ganz mit einander überein.

Doch verweilen wir nicht länger bei diesen kritischen Betrachtungen und stellen wir uns wieder bei den betrübten Jüngern ein, um mit ihnen die Freude der Auferstehung Jesu neu zu erleben! Wir verzichten auch hier auf jede Vollständigkeit, wir gehen auch nicht darauf ein, die selige und begreifliche Verwirrung zu lösen, welche teilweise in den Berichten zu herrschen scheint; auch versagen wir es uns, jene wunderbare herrscherhafte Freiheit zu beleuchten, mit welcher Jesus über die äußeren Formen seines Daseins verfügt, über das Mehr oder Minder von Annäherung an unser leibliches Leben und von Erhebung über dasselbe.

Es war wieder einmal eine Zeit für die Engel, wie bei der Geburt Jesu. Wie die Felsen zerrissen, als Jesus starb, so bebte, als er auferstand, der Berg, der ihn barg. Den Frauen in ihrer zarten Liebe zu dem Gestorbenen gebührte und ward auch die Ehrenkrone, den Auferstandenen zuerst zu sehen, namentlich der Maria, die sich sogar aus den Engeln nichts macht, so lange ihr Jesus, ach! nur der gestorbene! fehlt. Von dem Märtyrertum, das fortan auf dem Zeugnis vom Auferstandenen lasten wird, hatten sie nun auch den ersten leisen Vorgeschmack zu kosten — sie fanden keinen Glauben.

Am Abend stand er mit einem Male unter seinen Jüngern mit seinem Gruße: „Friede sei mit euch!" Er zeigte ihnen seine Hände und Füße, ja aß vor ihren Augen, nur um ihnen zu zeigen, daß er kein Geist, sondern „er selbst" sei; er war wahrhaftig *auferstanden*!

Zu unseren heutigen Anschauungen stimmt, wie wir oben sagten, dies Ereignis nicht. Aber zu etwas stimmt es: zum ganzen Leben Jesu, zu seiner ganzen Art zu sein, zu denken, zu wirken, zu kämpfen; es stimmt zu seinen Anschauungen von Leib und Seele, von Tod und Leben, vom lebendigen Gott, von einem vollen, durchgreifenden Siege, den der Vater ihm geben will über „diese Welt" (diesen Kosmos), d. h. über die ganze jetzige Ordnung der Dinge, sofern sie von Sünde und Tod durchwaltet ist. Es stimmt zu dem, der seine großen Worte immer mit großen Taten beleuchtete, ein „Weine nicht!" mit „Stehe auf!", ein „Ich bin die Auferstehung und das Leben" mit „Lazarus, komm hervor!"

Seine Auferweckung ist aber auch ein großes Gnadenwort

Gottes an die Menschheit, gesprochen in der Tatensprache, die Gottes Weise ist. Der Heiland war für uns zur Sünde gemacht, und als der große Welt-Sünder ist er gestraft und hat er gebüßt, und in seiner Auferweckung lag Gottes Verzeihung für die Welt. Die Welt hat den Sohn Gottes getötet; Gott aber stellt ihn wieder als Menschen, als verklärten Menschen her und gibt ihn damit der Menschheit und zwar als Bürgen ihres Heils zurück. Deutlicher, gewaltiger, allgütiger konnte Gott nicht der Welt Seine Verzeihung zurufen. Ein Morgenglanz ewiger Gnade lagert über der Osterzeit. Jesus steht da als der Herr der Zukunft, als der König, dessen Recht es ist, durch Gnade zu siegen.

Königlich ist denn auch alles, was uns von des Heilands Tun am Abend des ersten Wiedersehens mit seinen Jüngern erzählt ist. Die Wonne des Wiedersehens, der Seligkeitsglanz des Sieges war ja überwältigend und solche Freude hatte ein erstes Recht an die Gemüter. Aber sofort geht dann der Heiland ans Werk, mit seinen Jüngern seine Sache, die Sache der Menschheit im Lichte des großen Augenblicks zu besprechen. Noch nie hatten Verhandlungen stattgefunden, die an Größe auch nur von ferne sich denen jenes Abends vergleichen lassen. Als zu Ministern eines ewigen Gottesreiches, zu Verwaltern der Geschichte der Menschheit redet er, so namentlich Luc. 24, 44 ff. und als den Mittelpunkt oder Seele dieser großen Lebensgeschichte der Menschheit weiß und erklärt er sich selbst. In die Vergangenheit zurück blickt er (auch auf dem Gange nach Emmaus), wie alles darin auf diese seine letzten Erlebnisse: Tod und Auferstehung, ziele; und auf die Zukunft weist er sie hin, wie in einem göttlichen Feldzugsplane, der als Folge dieses ersten Sieges den endlichen großen Sieg verbürgt.

Königlich ist auch der Befehl, der diesem Plane gemäß an sie ergeht: „Rufet aus: Sinnesumwandlung und Vergebung der Sünden, in alle Völker!“ Das Tun eines Herolds ist gemeint, und ein Herold ist eines Königs Gesandter; und Vergebung der Sünden ist die Tat des obersten Königs, Gottes.

Wenn man bei Lucas den Heiland so demütig, niedrig seinen Kreuzesgang gehen sieht, wie er seufzt: „Wenn das geschieht am grünen Holz, was soll am dürren werden?“ und wenn man ihn hier mit solch sieghaftem Weitblick die Bedeutung seines Sieges nach vor- und rückwärts überblicken sieht, so wird man unwillkürlich von dem mächtigen Umschwung in der Lage, von dem hellen Lichte, das ihn in seinem Siege umleuchtet, hin-

gerissen. Dem Heiland Sterben und Auferstehen, den Menschen Buße und Vergebung der Sünden, — dieser Parallelismus durchstrahlt unseren Geist. Der zum Kreuzestode gehende Christus ist die büßende Menschheit, der auferstandene Christus die begnadigte, gerechtfertigte. Seine Missetäterlage in seinem Kreuzesgange und seine Königsherrlichkeit in seinem Auferstehungssiege wird sich, Seinem Sohne zum Lohne gewirkt von Gott, in Millionen Herzen als Buße und Vergebung der Sünden widerspiegeln, wie die Sonne im Tautropfen.

Königlich ist auch, was er dann nach Johannes (20, 21 f.) Näheres über die Art spricht, wie die ausgerufene Vergebung der Sünde sich vollziehen soll.

„Gleichwie mich der Vater gesandt hat, so sende auch i ch euch!" sprach er zu ihnen. „Das Erdenwirken, auf das ich durch mein Sterben verzichtet habe, soll fortgehen; ihr sollt's an meiner Statt in gleicher Weise fortführen!"

Dann blies er sie an und sprach: „Empfanget den heiligen Geist! Wenn ihr jemandes Sünden vergebet, so sind sie ihnen vergeben, und wenn ihr behaltet, so sind sie behalten (so nach dem Urtext)."

Die Macht, „auf Erden Sünden zu vergeben," die er empfangen und ausgeübt hatte, übergibt er nun ihnen; es ist dies „sein Vermögen" (Luc. 19, 12 f.), das er bei seinem Scheiden seinen Knechten anvertraut. Von Anfang groß, hat es sich seither durch die Leistung seines Todes vermehrt und ist zu einem großen Guthaben an den Vater zu Gunsten der Welt erwachsen. Seine Macht war an die Ausnahmsbedeutung seiner Person geknüpft, unterlag in ihrer Möglichkeit sich geltend zu machen der Beschränkung, in die er selbst als Mensch gestellt war, und hatte deshalb das Gepräge des Ausnahmsweisen, fast der geschichtlichen Zufälligkeit. Jetzt aber, infolge seines Sieges, ist die Vergebung der Sünden ein Grundgesetz geworden; es ist gleichsam eine Verfassungsänderung im Verhältnis von Himmel und Erde eingetreten — ein neues Gottesverhalten. Ein neuer Bund findet darin seinen Ausdruck.

Die Art, wie dieses Gesetz in Vollziehung gesetzt werden soll, erinnert uns lebhaft nicht nur an Jesu Wort über die Schlüssel des Himmelreichs, sondern auch an jene den Zwölfen gegebene Verheißung über die königliche Stellung, die sie in der Wiedergeburt einnehmen werden (S. 341), ja auch an die ersten Aussagen Johannes des Täufers über Jesus, den nahenden Richter der Welt. Jenes Weltgericht, es ist über Jesus ergangen,

Jesus hat sich demselben für die Welt unterzogen, ist gestraft und gerechtfertigt, und dadurch ist nun der Welt ermöglicht, sich an diesem über Jesus vollzogenen Gerichte zu beteiligen, so daß das Weltgericht statt in Verdammnis, in Begnadigung und Rechtfertigung endet. Die Welt, der Mensch kann sich diesem Gerichte stellen, im Kreuzestode Jesu die gerechte Strafe auf sich nehmen, sich als mitgekreuzigt zu Gott nahen, und so auch an seinem Auferstehungssiege Teil gewinnen. Buße, Umwandlung des Sinnes, Glaube an Jesum ist das erste, Vergebung das zweite. So ist nun von Jesu Auferstehung an in diesem Sinne „Tag des Herrn," „Weltgericht," und dieses Gericht vollziehen zu helfen, das ist das heilige priesterlich-königliche Tun, zu dem die Zwölfe Auftrag und Vollmacht erhalten. Sünden vergeben und Sünden behalten ist Tun eines Richters.

Wir müssen uns aber wohl hüten, diese Stellung, die Jesus den Zwölfen anwies, in keiner Weise fleischlich zu verstehen, sondern im höchsten Grade geistig. An ein liturgisches Tun, das mit mechanischer Notwendigkeit wirken sollte, oder an eine fleischliche Herrschaft über die Seele — an all' solches dachte er nicht oder vielmehr: seine Worte sind mit fast ängstlicher Vorsicht darauf hin abgewogen, daß sie doch ja nicht dahin mißverstanden werden. „Wenn ihr etwa die Sünden eines Menschen vergebet" (ἄντινος ἀφῆτε τὰς ἁμ.), sagt er, um der Sache ja von vorneherein jeden amtsmäßigen, geschäftsmäßigen, fast möchte ich sagen: handwerksmäßigen Charakter zu nehmen. Es soll ihr reines, freies, menschliches Tun sein, der Ausfluß ihres Gemütes, das freie Ergebnis ihres Verkehrs mit den Menschen. Es geht wieder nach dem Gesetze des Göttlichen: Herrschen ist Dienen; — einen Dienst sollen sie den Seelen leisten mit einer Arbeit des Gemüts; hiezu vornehmlich haben sie heiligen Geist empfangen. Unter ihrem „Verzeihen" versteht der Heiland nicht eigentlich einen Richterspruch im menschlichen Sinne, sondern eine Tat des Gemüts. Des Heilands größte und wirksamste Arbeit auf Erden bestand vielleicht im Verzeihen (vergl. S. 256), immerfort, am meisten aber am Kreuze. Diese Arbeit soll fortgesetzt werden, sie ist das eigentliche „Wuchern mit dem Vermögen Jesu," sie setzt den großen Erlösungssieg Jesu im einzelnen, Fall für Fall, in selige Wirklichkeit um. Zu dieser Arbeit reichen ihre geistigen Mittel und Kräfte nicht, darum weht an sie der Hauch aus dem Auferstehungsleben Jesu und empfangen sie heiligen Geist. Ein sinnlicher, bleibender Eindruck von der anderen, der wahren,

ewigen Art zu leben, soll sie königlich über das Nachtgebiet der Sünde und des Fluchs stellen, und heiliger Geist soll sie einerseits davor bewahren, die Sünde gleichgültig zu nehmen, sie gleichsam im Namen der Sünde, d. h. aus dem eigenen Sündengeist heraus, zu verzeihen, sie zu rechtfertigen, und andererseits ihnen etwas von dem ewigen Erbarmen Gottes ins Herz geben, aus dem alles Verzeihen fließt.

Wir sind am Ziele. Werfen wir nochmals einen Blick zurück! Wer war dieser Mensch, der so in unsere ganze Not sich hineingeliebt, für sie hinauf geglaubt, hinaus zum Siege gehofft? Der so im Kleinsten immer das Größte sah, im Kleinsten sich ganz und völlig hingab und immer im Zusammenhang mit dem Allergrößten, der so unsere Angelegenheiten im allerumfassendsten Zusammenhang, „in Geist und Wahrheit" vor dem Vater verhandelte, und nicht ruhte, bis er für alles die Gewähr einer vollkommenen Lösung erlangt; der so schließlich sich selbst zum Opfer gab, um diese Lösung zu erzielen?

Es war G o t t selbst, der uns in ihm nahe trat, gleichsam ein Teil Seines Ichs, der uns, der Menschheit geschenkt wurde, um als Mensch unsere Sache zum guten Ziele zu führen; er war und ist der Sohn des lebendigen Gottes.

Je tiefer, ja je unbefangener wir gerade in das völlige Menschsein Jesu hineinblicken, desto überwältigender enthüllt sich uns dieses Geheimnis: Es war Gott selbst, der in ihm Sich uns nahte; und anbetend möchten wir vor diesem Geheimnis Gottes niedersinken.

Laut aber hat uns Gott dieses Geheimnis verkündigt dadurch, daß Er Jesum auferweckte. Dem, der die Offenbarung Gottes selbst ist, ziemte n u r Auferstehung und n u r ihm ziemte sie.

Es ist aber etwas Ergreifendes, diesem Gedanken nachzugehen; in Jesu, dem fliehenden Kinde, dem lernenden Knaben, dem arbeitenden Jüngling, dem kämpfenden Manne, dem liebenden, lehrenden, helfenden, leidenden, sterbenden Heilande — Gott zu sehen, der sich für uns abmüht. Es gibt zu d e n k e n, und mehr zu denken, dünkt mich, als wir gewöhnlich tun. Mir ist, wir alle glauben nicht mehr recht oder noch nicht recht, daß Jesus Gottes Sohn ist. Wir meinen zwar es zu glauben und schreiben uns getrost zu, was dem Glauben an den Sohn Gottes versprochen ist, aber hätten wir einen tieferen, helleren Eindruck davon, daß es Gott selbst ist, der in ihm uns so nahe trat, wir würden wohl tiefer, gehorsamer, fröhlicher und lernbegieriger

auf alle seine Gedanken eingehen und die unsern davon umwälzen lassen; unser Geist stünde tiefer in seiner Kreuzesnot gewurzelt und in seinem Auferstehungssieg, wir würden uns auch für die arme Welt noch Größeres von ihm versprechen, stärker glauben, wärmer lieben, kühner hoffen.

Wie sollen wir, so möchte man fragen, uns dieses hohe, heilige Geheimnis erklären? Ein Versuch, es mit unseren menschlichen Begriffen in Einklang zu bringen, so weit wir sie der Gesamtheit der irdischen Dinge entnehmen, wäre unfruchtbar und kaum von glücklichem Erfolge begleitet; er ist aber auch völlig überflüssig. Gott, der Ursprung aller Dinge, ist auch der Ursprung alles Gesetzes. Wie wollten wir in den Dingen und den ihnen zu Grunde liegenden Gesetzen Anknüpfungspunkte finden, um das, was ihn selbst betrifft, zu erklären!

Aber im Lichte des Göttlichen ist uns vielleicht doch ein Blick gestattet über das Geheimnis des Wesens und des Werdens Jesu und dessen, was er schließlich geworden ist. Und hierüber gebe ich gerne einem anderen das Wort, nämlich dem Apostel Paulus, der uns im Philipperbriefe (2, 7 f.) aus warmem Herzen ein wunderbar großes und helles Bild davon entwirft.

Dem Apostel schweben zwei Daseinsformen für ein Geisteswesen vor, die einander direkt entgegengesetzt sind und so gleichsam die ganze Reihe möglicher Daseinsformen umrahmen: die Form der Gottheit, *) welche freier selbstherrlicher Ursprung alles Geschehens ist, und die Form des Sklaven, dessen Geschick völlig in den Händen eines fremden Willens liegt. Der Heiland war in seinem innersten Wesen „Gleiches mit der Gottheit" (ἴσα θεῷ) und befand sich dem entsprechend, ehe er Mensch wurde, in der (Daseins-) Form der Gottheit. Was wir nun oft das göttliche Gesetz des Großseins und Herrschens im Gegensatz zum menschlichen nannten, das bringt hier Paulus in dem starken Wort als die Grundgesinnung des Heilandes zum Ausdruck, die ihn zur Menschwerdung bewog: „Er achtete das „der Gottheit Gleiches sein" nicht für ein Rauben, für eine Sache der Gewalttätigkeit," d. h. er fand das Wesen und die Freude, dieser Art zu sein, nicht in der Freiheit, Gewalt zu üben. Dies Wort erinnert lebhaft an das Wort Jesu (Matth. 20, 25), das ihm zugleich zur Verdeutlichung dient: „Ihr wisset,

*) Da wir ὁ θεός nur mit „Gott" übersetzen können, so übersetze ich θεός mit „Gottheit".

daß die Herrscher der Völker dieselben unterdrücken, und ihre Großen sie vergewaltigen." Dieses „der Gottheit Gleiches sein" nun ist, so dachte Er, von der äußern Daseinsform unabhängig, es bleibt Mir, auch wenn ich die Seinsform eines Sklaven annehme. „Er entäußerte (entleerte, beraubte) sich selbst und nahm die Daseinsform eines Sklaven an, indem er *wurde* in Aehnlichkeit wie Menschen (werden)." Das war wohl das Allergrößte, daß er sich entschloß, zu *werden*! In unserer *Form* zu *sein* war sein Geist an die Leibesglieder als an seine Organe, und somit auch in seiner Selbstentfaltung an die Entwicklung derselben gebunden, so daß er mit denselben gewissermaßen von einem Nullpunkte, nicht des Seins, aber des Könnens, aus beginnen mußte. So war es bis zu seiner Geburt; so war es aber noch weiterhin in seiner Kindes- und Jugendzeit. „Er nahm zu an Alter und Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen." Hörte dies einmal auf? In dieser meiner Schrift habe ich die Vermutung gewagt, daß dieses wesentlichste und so schöne Kennzeichen des Menschseins, „das Werden," ihm auf seinem ganzen Erdengange geblieben ist. „An Geberden, an Haltung als ein Mensch erfunden, erniedrigte er sich selbst und ward *gehorsam* bis zum Tode, ja zum Kreuzestode."

So ist er unser einer geworden, eine Erscheinung in der Geschichte; und es gehört zu seiner Knechtsgestalt, daß er es sich gefallen lassen muß und es sich auch gerne gefallen läßt, nicht nur als Gottes Sohn im Glauben angebetet, sondern auch einfach als geschichtliche Erscheinung betrachtet zu werden. Und welches Bild bietet er denn dem Betrachter menschlicher Geschichte? Ein schlichter Handwerker sammelt um sich bald Häuflein, bald Scharen, die seiner Rede lauschen. Seine Gedanken atmen namentlich eine Klarheit, Tiefe und Weite der *Liebe*, wie sie in der ganzen Geistesgeschichte der Menschheit *einzig* dasteht. Durch und durch ein Mann aus dem Volke und in der Geschichte seines Volkes wurzelnd, überrascht er doch wunderbar durch das Universelle, allgemein Menschliche seines Wesens. Die spezifisch israelitische Färbung, so schön und heilig sie uns bei den Gottesmännern Israels anmutet, bei Jesu ist sie vom Glanze seines Geistes so überstrahlt, daß er nicht mehr als israeltische, sondern als allgemein menschliche Erscheinung vor uns steht. Was er redet, ist jedem Erdbewohner verständlich, ja aus der Seele gesprochen. Insofern fühlen sich alle Menschen ihm verwandt und gewinnen ihn lieb. Unverständlich und

ungenießbar aber wurde er seiner Zeit und ist es heute noch vielen durch die Größe der Bedeutung, die er sich selbst beilegte, und durch die unermeßlichen Hoffnungen, die er für die ganze Welt an sein Erscheinen knüpfte. Nicht eine zufällige Erscheinung wollte er sein, sondern von Gott, dem Schöpfer der Erde gesandt als Sein Sohn — gesandt, um die Welt zu retten. Das war's, was er mit eben so viel Mut als Demut von sich bekannte. Das hat denn auch seinem öffentlichen Wirken nach ein bis zwei Jahren ein so jähes und schmachvolles Ende bereitet, daß menschlich gedacht gerade sein Zeugnis über sich und seine Bedeutung dadurch in vernichtender Deutlichkeit verurteilt schien. Nur wenige Fischer und Bauern wagten noch an seine ganze Größe zu glauben. Er ist zwar auferstanden, aber wunderbarerweise hat er es selbst zum Siege seiner Sache nicht für nötig gefunden, sich als Auferstandenen der Welt zu zeigen, so daß ihr einige Freiheit geblieben ist, davon Umgang zu nehmen. Tun auch wir dies einen Augenblick und staunen wir über das große Rätsel, das sich uns dann darbietet! Zwei Jahre eines bescheiden gestellten Mannes, dem obendrein scheinbar siegreich eine geschlossene Phalanx von Volksführern entgegenstand, sie haben auf der Erde einen Umschwung bewirkt, der schon auf der Landkarte in großen Zügen verzeichnet steht, und auch der Blindeste vermag es heute nicht mehr, dem Worte zu widersprechen, das Paulus vor 1800 Jahren über ihn sprach, jenem Wort, das den oben betrachteten (Philipper 2, 9) folgt: Darum hat ihn auch Gott erhöhet und ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist. Es gibt keine andere Lösung jenes Rätsels, als erstens, daß er alles ist, was er von sich ausgesagt hat, und zweitens, daß er auferstanden ist. Seine Lebensgeschichte auch für die Erde konnte nur scheinbar von den Menschen gewaltsam verkürzt werden, sie geht fort.

Unter diesem Eindrucke, daß Jesus zu wirken „fortfuhr", hat Lucas im Beginn der Apostelgeschichte sein Evangelium als Beschreibung dessen bezeichnet, was Jesus „anfing" beides zu tun und zu lehren. Jesus hat fortgefahren zu wirken. Was er seinen Jüngern versprach: „Ich werde meine Gemeinde bauen" — das hat er die Jahrhunderte hindurch getan. Mit welchen Mitteln er heute hiezu ausgerüstet ist, das sagen uns obige Worte des Apostels. Wir wollen dieselben biblisch verstehen. Wenn Gott (1. Mose 12, 2) dem Abram verspricht, „ihm einen großen Namen zu machen," so ist damit nicht gemeint, Abram sollte „berühmt," sondern er solle ein Wesen

von hoher, dauernder, wichtiger Bedeutung werden. Man kann etwa sagen, Paulus denke hier an den Namen „Herr," „Herrscher," mittelst welcher Namen er den Heiden die Bedeutung Jesu klar zu machen pflegte: „Ein Name, der seinem Träger in allem das letzte Wort, über alle den freien Entscheid gibt, so daß keinerlei Einsprache oder Widerrede gegen ihn aufzukommen vermag," und zwar dies nicht bloß kraft äußerlicher Macht oder äußerlichen Rechts, sondern weil sein inneres Wesen — sein „Begriff," würden wir heute sagen, alle jene anderen Wesen oder Begriffe oder Namen an innerer Bedeutung, an Berechtigung zu s e i n unendlich übertrifft. In letzterem kommt das biblische Denken dem heutigen näher als im ersteren, indem die Bibel alles mehr auf die Quelle der Gedanken, auf ein Ich, auf ein Persönliches zurückführt, während wir mehr am Gedachten, am Objekt, an den Begriffen hangen bleiben. So könnte man jenes Wort, um es dem heutigen Denken näher zu bringen, auch so wiedergeben: Er hat ihn zu einem Begriff gemacht, der über alle Begriffe ist. Er ist aller jener Begriffe Urbegriff, die irgend einen bleibenden Wert in sich haben. Was ist Wahrheit? Ihrem Kern nach ist sie der Aufschluß, dessen wir über uns selbst, unsere Bedeutung, unsere Bestimmung, und über den großen Zusammenhang in dem wir stehen, d. h. über Gott bedürfen. Dieser Aufschluß, diese Wahrheit ist er. Er ist uns daher von Gott zur Weisheit gemacht, so daß wir durch ihn zur Weisheit, nicht durch die Weisheit zu ihm gelangen. Eben so ist es mit der Tugend; an die Stelle der oft so kalten, teilweise fast zufälligen Begriffe von Pflicht, von Tugend, von Gutem, welche mehr ahnungsweise in des Menschen Herz hineinschimmerten, tritt er, dessen ganze Tugend ist der Sohn zu sein, der Sohn Gottes, der uns geliebet hat und sich selbst für uns dahin gegeben; und wiederum gelangen wir nicht durch die Tugend zu ihm, sondern durch ihn zu ihr; er ist sie. Der Begriff des Rechts ist auch im dunkelsten Menschenherzen noch ein Abglanz des obersten Monarchen, ohne welchen dieser Begriff undenkbar wäre; er ist ein Ausfluß der Gerechtigkeit Gottes. Diese Gerechtigkeit Gottes, die gegen alles Sündliche unerbittlich strafend, feindselig sich erweist, und deshalb wie Feuer des Gerichts uns zittern macht, sie hat im Tode Jesu die ganze Majestät ihres Strafernstes entfaltet; sie hat aber, indem dadurch Jesus vollen Rechtsanspruch auf unsere Gerechtigkeit sich erworben hat, erst ihr innerstes ewiges Wesen voller Gnade und Wahrheit geoffenbart, als eine Gerechtigkeit, die den Un-

gerechten nicht vernichten, sondern zurecht bringen will und wird. So ist Jesus unsere Gerechtigkeit. So ist er auch unser Leben.

Ueberblicken wir die Geschichte der Menschheit im Lichte solcher Begriffe, wie die obigen von Wahrheit, Irrtum und Lüge, von Tugend und Laster, von Recht und Schuld, so sehen wir uns Menschen in einen großen, ungeheueren Zusammenhang des Werdens gestellt von unvordenklichem Anfang und — ohne Jesus — unabsehbarem Ende, einen Zusammenhang, in welchem jeder Mensch vom Ganzen beeinflußt wird und jeder wieder das Ganze an seinem kleinen Teile beeinflußt. Du bist zum großen Teile das Ergebnis vergangener Geschlechter und, du magst wollen oder nicht, ein Teil der Ursache des Zustandes der künftigen. Welch unendlich schmerzliches Weh könnte sich unser bemächtigen beim Anblick dieses Stroms von Werden in seiner unermeßlichen Länge, Breite und Tiefe und in der Fülle von Irrtum, Sünde und Schuld, die seine Wogen dahin wälzen! Wie mächtig, wie erhaben und trostvoll ertönen über diesem Strome die Worte: „Aus Ihm und durch Ihn und zu Ihm sind alle Dinge! (Römer 11, 36.)“ Aus Ihm sind sie gekommen, zu Ihm sollen sie zurück — wie aber durch Ihn? Scheint Er doch in unnahbarer Erhabenheit diesem Strome ferne zu stehen und ihn sich selbst zu überlassen! Aber siehe, inmitten dieses Stromes des Werdens ein scheinbar kleiner Punkt, Jesus, sorgfältig durch die Jahrtausende vorbereitet, wird als Mensch, und innerhalb der schlichten Gesetze dieses Werdens unter all den Namen, welche wie Winde diesen Strom bewegen, der Name, der über alle Namen ist; wird die Macht, die durch ihren rechtmäßigen Einfluß auf das Ganze alles endlich dem Vater zurückbringt.

Er ist (Colosser 1, 15 ff.) der Erstgeborne aller Schöpfung, weil in ihm alles geschaffen ist, auch jene Geistesmächte aller Art, die ihm jetzt noch selbstherrlich widerstehen wollen; und dies alles „ist in ihm bestanden“. „Sein Wohlgefallen war es, daß in ihm die ganze Fülle der Wesen Wohnung gewinne und alles — es sei im Himmel oder auf Erden — durch ihn zu ihm versöhnt werde, indem er Friede schloß für alles am Kreuz.“ Daraufhin arbeitet er fort, und er wird, wie sein Vater beschlossen hat (Epheser 1, 10), das Endergebnis aller Dinge, d. h. die Schlußsumme sein, die sich aus allen Lebensgeschichten ergeben wird; die herrliche Frucht all der bösen und schmerzlichen Geschichte des Werdens, oder — um mit dem Schluß

jener Rede des Paulus, Philipper 2 (Vers 10 und 11) zu schließen: Das ist der Ratschluß seines Vaters über ihn, und darin wird einmal seine Arbeit ihre ganze Frucht und ihre Krone finden, „daß in seinem Namen sich beugen sollen alle derer Knie, die im Himmel, auf Erden und unter der Erde sind, und alle Zungen bekennen, daß Jesus Christus der H e r r sei, zur Ehre Gottes des Vaters."

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Vorwort des Herausgebers III

Vorrede V

I. Bis zur Gefangennahme Johannes des Täufers 1—117

Zeitlage und Zeitstimmung 3

Die biblische Hoffnung 16

Johannes der Täufer 25

Jesus. Geburt und Kindheit 49

Der Zwölfjährige 61

Jesu Bildungsgang 64

Inneres Leben 69

Taufe 74

Versuchung 77

Sonntagszeit 85

Bei Johannes 87

Hochzeit zu Kana 90

Tempelreinigung 95

Nikodemus 99

Die Samariterin 106

Der Königische 115

II. Bis zum Bekenntnis des Petrus . . . 119—313

„Gottes Reich ist genaht!" 121

Erstes Wirken 126

Andersgesinnte 140

Die beiden Vergreden. Der verlorene Sohn 156

Kranke 193

Dämonische 238

Sünder 255

Die Apostel 280

Was war die Frucht? 292

Wende 301

III. Schluß . . . . . 315—383

Das Bekenntnis des Petrus 317

Die Verklärung 331

Saat für die Zukunft 339

Tod 361

Auferstehung 370

Stellenregister.

I. Altes Teſtament

1. Moſes

	Seite
1, 1 ff.	19
3	191
2, 7	337
3, 1 ff.	75,83
15	18, 30, 36 167, 202, 278
5, 24	202, 278
29	278
12, 1 ff.	12, 19, 70
2	380
4	280
25, 32	280
27	280
37, 23	343
49, 1—28	207
6	280
59, 6	280

2. Moſes

3	12, 70
8, 19	253
12—15	9
14, 13 f.	217
15, 18	124
16	81, 302

3. Moſes

19, 9	152
20, 3	251
26	32
29, 45	101

4. Moſes

17	312

5. Moſes

6, 13	68
16	68
8, 3	68
33, 9 ff.	92

Joſua

	Seite
6, 2—5	213

1. Samuel

2	14, 187
3	12
1—14	187
10, 7	87
11 ff.	9
16	70
13	12, 195
14	128
17	51
21, 6	153
25, 1—13	177

2. Samuel

5	9
7, 14	90
12, 13	138
24, 2 ff.	84

1. Könige

17 ff.	27 f.
17, 8—16	144, 302
18, 36 f.	217
22, 6 ff.	171
21	84

2. Könige

2, 9—16	12
11	202, 277 280
4, 1—7	302
34	238
5, 1—14	144
8, 1—6	302
9, 11	333
18—20	9

2. Chronika

28—32	9

Richter

	Seite
6	195

Esra

1—10	9

Pſalmen

2	13
6	14
8	14
6, 6	278
8, 3	57
5	71
14	73
16, 10	332
17, 15	279
21, 6	14
22	21
34, 21	61
41	21
42	23
49, 1—16	278
72, 19	62
74, 9	8
89, 48	13
91, 11	80
103, 13	193
110	14
119, 120	367
149, 8	328

Sprüche

21, 25	131

Jeſaias

6	12, 70
7—12	22
9, 6	55, 278
25, 8	278
26, 20	68
38, 19	323
40, 1	29
2—5	38 f.

Seite

8 18
10 38
41, 4 33
42, 3 261
45 33
49, 24 f. 252
53 22
4 291
9 370
55, 8 200
58 142
60 10, 32
3 305
61, 1 ff. 10, 142
64, 4 49
65, 17 32, 278

Jeremias

1 12
28 171, 179
31, 31 ff. 312, 365
33 200

Ezechiel

16, 53 279
34, 2 ff. 258
36, 25 35
37, 27 101
44, 15 5

Daniel

7 344
9, 25 f. 9, 14

Hosea

6, 1 ff. 97

Amos

7 2
8, 5 f. 152

Micha

5, 1 14
7 23
8 u. 10 84

Seite

Habakuk

2 23

Sacharia

9, 9 22

Maleachi

3, 1 ff. 31
3, 3 34
4, 5 f. 27 f., 31, 38

1. Makkabäer

4, 46 8
9, 27 8
14, 41 8

II. Neues Testament

Matthäus

1, 2 317 f.
20 52 ff.
21 69, 305, 370
2, 3 23
16 ff. 55
23 22
3, 1 ff. 25
2 124
12 46, 161
13—17 45, 71 f., 74 f., 102, 191
4, 1 74
1—11 68, 77, 301
12—16 107
13 121
17 V, 122, 293, 377
5, 3—11 158
14—20 159
17 260
20 153, 158
21 ff. 72, 160
29 109
39 f. 293
39—42 65

Seite

45 68
6, 1—4 167
4—13 165
5 145
6 68
7 130
16—18 167
19—24 167
24 289
25—34 168
28 68
33 165
34 318
7, 1 257
1—6 169
6 255, 344
7—11 131
13—23 170
24 ff. 127, 172
26 65
8, 1—4 209, 363
2 246
5 ff. 107, 210, 232
11 f. 307
12 214
14 f. 129
16 130
17 206, 291
23 f. 290
28 ff. 107, 240, 291
9, 1—8 133
2 107
8 139
9—13 146
10 257
14—17 148
15 91
18—26 214
35 ff. 280 f.
37 283
10 156
1 ff. 284
16 263
17 7
11, 2—19 292
3 48 f., 280
5 206
19 156
20 ff. 294
23 225

	Seite
25	229
25 ff.	V, 233, 297
26	75
28 ff.	297
12, 1—8	152
9—14	154
19	84
20	261
22 ff.	250, 296
23	202
28	252
29	326
30	295
32	71
50	259
13	157
13, 3 ff.	69, 299 f.
3—23	293
19	84, 167
31 ff.	69, 298
43	333
44—46	293
53—58	142
55	53
14, 1—12	301
3 ff.	48
13—31	301
33	317
15, 13	6
16, 6 ff.	289
13	71, 321
15 ff.	317 f.
16	10
17	90, 287
18	224, 242, 380
19	289
22	309
23	287
24	199
24—28	311 f., 331
25	161
17, 1 ff.	244 f.
1—13	331 ff.
14 ff.	244 f.
18, 1—9	340
3	219
16	346
18	326, 330
20	340
25	66
19, 3 ff.	68
13—15	340
16 ff.	259 f.
27 ff.	341
20, 1—16	342
16	346
21 ff.	286
24 ff.	286, 311
25	378
21, 1—11	22, 361
12 f.	86, 263
33	305
42	295, 363
22, 1 ff.	306
13	214
14	347
32	68, 279
23, 10	289
13—16	156, 294, 362
37	318
24, 3 ff.	354, 359
42—51	289, 353
25,	157
1	149
1—13	353
2	346
14	346
14—30	353
30	214
31 ff.	167, 354
26, 5	364
14—16	365
17—29	310, 365
21	362
36—46	367
54	20
27, 5	365
22	186
31—56	361 ff.
52 f.	280
28, 1—10	370 ff., 373
19	346, 374
20	354

Marcus

	Seite
1, 2—8	25
9—11	45, 74 f.
12 ff.	77
14 ff.	126
15	V, 122, 293, 374
22 ff.	127
29—31	129
32 f.	130
35 f.	130
40—44	209, 363
2, 1—12	133
13—17	146
15	257
18—22	148
23—28	152 f.
3, 1—6	154
11	239
17	286
21	293
22	251
35	260
4, 1—9	290
11	300
12	229
26—29	298
31	298
4,35—5,43	290
5, 1 ff.	240 f.
22—43	214
6, 1—6	142
14	301
17 ff.	48
32—44	301 ff.
7, 31 ff.	207
9, 2—13	331 ff.
14 ff.	244 f.
33—47	340
43	161
48	161
10, 13—16	342
15 ff.	286
16	207
17 ff.	259 f.
45 ff.	312
11, 1—10	361
15—17	86, 363
23	50
12, 1	305
10	295, 363
27	68, 279
13, 19	84
14, 12—25	310, 365
32—42	367
15, 13	186
20—41	361 ff.
34	369

	Seite
39	339
16, 1—13	370 ff.
13	371

Lucas

1	317 f.
1, 5	26
17	28
26 ff.	49
32 f.	70, 305
74	24
77	40
80	26
2	317 f.
2, 1	4
1—7	53 f.
8	54
23	22
25 ff.	23
36 ff.	23
40	56
41—52	61 ff.
48	60
49	59
52	56, 142, 379
3, 1 ff.	25
17	46
19	48
21 f.	45, 74
4, 1—13	68, 77
14 f.	122, 293, 373
14 ff.	86
16—30	142 f.
31 ff.	127
38 f.	129
40 f.	130
41	224, 239
5, 3	133
11—26	133
12—14	209
17	257, 363
26	139
27—32	146
33—38	148 ff.
36	151
39	151
6, 1—5	152
6—11	154
12	283
13 f.	284
19	257
20—49	173 ff.
20—23	173
24—26	177, 294
27—35	180
36 f.	182
37	257
39 f.	183
41 ff.	184
43 ff.	184
46	185
47—49	185
7, 1—10	210
11—17	218
13 f.	373
18 ff.	293
18—35	292
19 f.	48 f.
20 ff.	281
22	206
36—50	262
8, 4—15	299
5	69
10	300
21	260
26 ff.	240 f.
41—56	214 ff.
9, 1 ff.	284
7 ff.	301
10—17	301 ff.
28—36	331 ff.
37 ff.	244 f.
46—48	340
54	286
56	170
58	290
60	292
62	292
10, 21	297
11, 1—26	343
2 ff.	239
4	74
5—8	132
5—13	133
9—14	131
15	296
20	221
24 f.	239
11,37—12,59	343
12, 1	155
1 ff.	134 ff.
4	161
32	298, 344
13, 10 ff.	248
16	326
19 f.	298
14, 1—24	348
15	350
28	65, 169
15	257
15, 7	32, 273
11—24	187
16, 13 f.	198
19 ff.	280
19—31	198
22 f.	176
22—31	205
23	186, 224, 280
17, 6	50
10	289
11—17	194
21	124
18, 1 ff.	150, 354
12	346
14	74
18 ff.	259 f.
37	272
19, 2—10	271 ff.
10	255, 258
11 ff.	325
12 f.	346, 375
29—38	361
45 f.	86, 363
20, 9	305
13 ff.	295, 362 f.
38	68, 279
22, 7—23	310, 365
29 f.	341
40—46	367
23, 21	186
31	275, 312, 374
33—49	361 ff.
39—43	274
46	339, 369
24, 1—49	370 ff.
44 ff.	374

Johannes

1	58
1, 1	52, 88, 321

	Seite
1—14	85
3	95
6—8	35
14	95, 196
18	57, 88
19—30	25 ff.
19—51	87
21	9
29	45, 308
31 ff.	45, 74 f.
33	44
36	45, 309
41 ff.	89
45 ff.	3
46	108, 236
51	94
2, 1—11	91
4	86, 231
14 ff.	86, 95 ff., 263
19	97
23 ff.	99
3	58
3, 1—21	99 ff.
6	134 f.
17	229
29 f.	47, 149 f.
4, 1—44	106 ff.
2	106
3	107
24	98
31 ff.	114
35	282
42	113, 125
44	107
47—54	115 ff.
49	130
5	230
5, 1—9	194—230
7—12	306
17—30	220 ff.
19 f.	131, 285
21	334
24	71
39	321
6, 5 ff.	301 f.
14 ff.	318
22 f.	302
26 f.	303
48	351
69	10
7, 18 ff.	293
49	6
52	108
8, 2—11	267 ff.
12 ff.	270
24	321
25 ff.	319
44	84
9, 1—5	226
4	194
39	229
10, 1—12	229 ff.
5	96
16	307
18	338
30	52
11, 1—45	231 ff.
25	110, 373
50	364
12, 20 ff.	311
24—27	290
25	161
32	310
47	169
13, 1—3	58, 355
21	362
23	58, 286
27	307
14, 8	355
11	192
12	310, 329
13	292
27	325
30	166, 309
14—16	355 f, 366
15, 7	359
10	72
16	85
16, 11	359
16	85, 358
20	359
33	204
17, 1—26	360
6 ff.	87
12	261, 290, 292
19	308
22	326
18, 36	328
37	201
19, 6	186
16—30	361 ff.
30	369
34 f.	338
36	328
20, 1—18	370 ff.
19 ff.	373
21 f.	329, 375
23	342
24 ff.	371

Apostelgeschichte

1, 1	380
18	365
2, 14 ff.	288
47	192, 323
3, 19 f.	125
5, 15	330
7, 55	75
8, 34	22
9, 1 ff.	192
40	218
10, 1 ff.	192, 324
34 f.	131, 260
12, 4	241
13, 3	207
6	328
18, 1 ff.	192
19, 11 ff.	192
29	241

Römer

2, 11	131
15 f.	358
5, 12	336
17	124
20	306
7, 18	208
8, 15	60
19—21	279
19—29	203 f.
29	196
32	310
11, 36	382
12, 3	185
13, 12	125
14, 9	310
15, 11	330

1. Corinther

2, 8	364
9	49

	Seite
15, 6 ff.	371 f.
21	336
24 ff.	352
26	205, 232
28	102, 122
33 ff.	336
45—47	337
2. Corinther	
5, 16	231
19	310
21	72
11, 2	47
Galater	
3, 16 ff.	19
Epheser	
1, 8	264
10	382
2, 19	206
3, 19	265
5, 25 ff.	47
Philipper	
2, 7	378
9	380
10 f.	383
21	346
3, 20	332
Kolosser	
1, 15 ff.	382
2, 2	VI
2, 28	213
3, 3	353
2. Theſſalonicher	
2	163
1. Timotheus	
2, 5	73
5, 22	207
2. Timotheus	
1, 10	205
2, 17	372
3, 1—8	254
1. Petrus	
1, 18	141
2, 23	369
24	256
2. Petrus	
1, 16—19	334
19	16, 195, 279
1. Johannes	
—	167
1, 1—4	88, 103
2	86
6	328
2, 4	300
8	125
18	163
3, 12	167
5, 4	200
18	167
2. Johannes	
3	163
Jakobus	
1, 25	73
2, 2	177
3, 17	92
4, 4	150
Hebräer	
2, 5	71
4, 15	290, 365
5, 7 f.	367 f.
11	213
11, 16	279
Offenbarung	
1, 5	307, 365
6	328
8	88
2, 11	236
28	195

Chr. Kaiser, Verlag in München

In 3. Auflage (4.—7. Tausend) erscheint

Karl Barth

Der Römerbrief

521 S. + XXII. S.

Diese Erklärung des Römerbriefs ist nach dem Urteil von Freunden und Gegnern das bedeutendste Buch, das seit langem über ein biblisches Buch erschienen ist. Wernle nannte es „würdig des Apostels Paulus und der Reformatoren". Bultmann verglich es in seiner Bedeutung mit Schleiermachers Reden über die Religion. Richtig ist, daß hier tatsächlich mit eindringender Schärfe und tiefstem Ernst auf den eigentlichen Inhalt der biblischen Botschaft eingegangen wird und im Geist der Reformation, Blumhards und Kierkegaards für die Fragen der Gegenwart Lösungen gesucht werden, die alles weit überragen, was man sonst an Theologie gewöhnt ist.

Karl Barth

Biblische Fragen, Einsichten und Ausblicke

31 S., 24 Mk.

Der Christ in der Gesellschaft

51 S., 33 Mk.

Beide Schriften gehören eng zusammen. In den „biblischen Fragen" läßt B. in einer gewaltigen Deutung von Grünewalds Isenheimer Altar einen Blick tun in die Welt der Bibel, die uns die Gewißheit von dem Leben gibt, das geboren ist aus dem Tod des alten Menschen. — In der zweiten Schrift zeigt B., welche Haltung sich uns von dieser Schau aus ergibt. Günther Dehn hat diese Schriften mit der mahnenden Predigt Kierkegaards verglichen. Friedrich Gogarten urteilte: Hier ist der seltene Fall, wo nicht über Religion geredet, sondern aus Religion heraus gesprochen wird.

Chr. Kaiser, Verlag in München

Karl Barth und Eduard Thurneysen

Zur inneren Lage des Christentums

36 S., 24 Mk.

In dieser Schrift wird mit Nachdruck auf die noch nicht erkannte Bedeutung der Botschaft von Bad Boll hingewiesen. Mit unerhörter Kühnheit stellt Karl Barth die gläubige Prophetie Blumhardts und die skeptische Kritik Franz Overbecks zusammen um dadurch auf das eine, Wesentliche der Christuspredigt hinzuweisen: den realen, zeitüberlegenen Gehalt der Botschaft vom kommenden Reiche Gottes. Man hat in den Kreisen der Theologie diese Schrift als einen „Ruf zur Revision der theologischen Fragestellung" empfunden. Sie ist das, aber sie ist mehr; sie ist eine Bußpredigt von gewaltigem Ernst, die auf die Gnade hinweist indem sie das Gericht verkündigt.

Vom Herausgeber dieses Buches ist erschienen

als 1. Heft der Schriftenreihe „Christentum und soziale Frage"

Georg Merz

Religiöse Ansätze im modernen Sozialismus

2. Auflage. 32 S.

Dem religiösen Einschlag im Gewebe des modernen Sozialismus geht der Verfasser nach, um zur Erkenntnis zu kommen, daß im Sozialismus der große Protest lebendig ist gegen die seelenlose Zeit des Kapitals und der Maschine. Frisch und überzeugungsfroh ist dieses 1. Heft geschrieben. (Dr. Vogl im Bücherwurm.)

Aus dem kleinen Buch spricht ein feiner und kräftiger Geist. (Arthur Bonus in Christl. Welt.)

In der gleichen Schriftenreihe ist erschienen:

Heft 4: **Sodeur**, der Kommunismus in der Kirchengeschichte.

Heft 5: **Hans Hartmann**, die Stimme des Volkes.

Heft 6: **Christian Geyer** und **August Pauli**, Christliches und Widerchristliches im modernen Sozialismus.

Heft 7: **Walter Koch**, das Quäkertum in seiner Stellung zur sozialen Frage.

DATE DUE

GAYLORD			PRINTED IN U.S.A.

GTU Library
BT301 .Z8 1922 G
Zundel, Friedrich/Jesus in Bildern aus s
3 2400 00038 3616